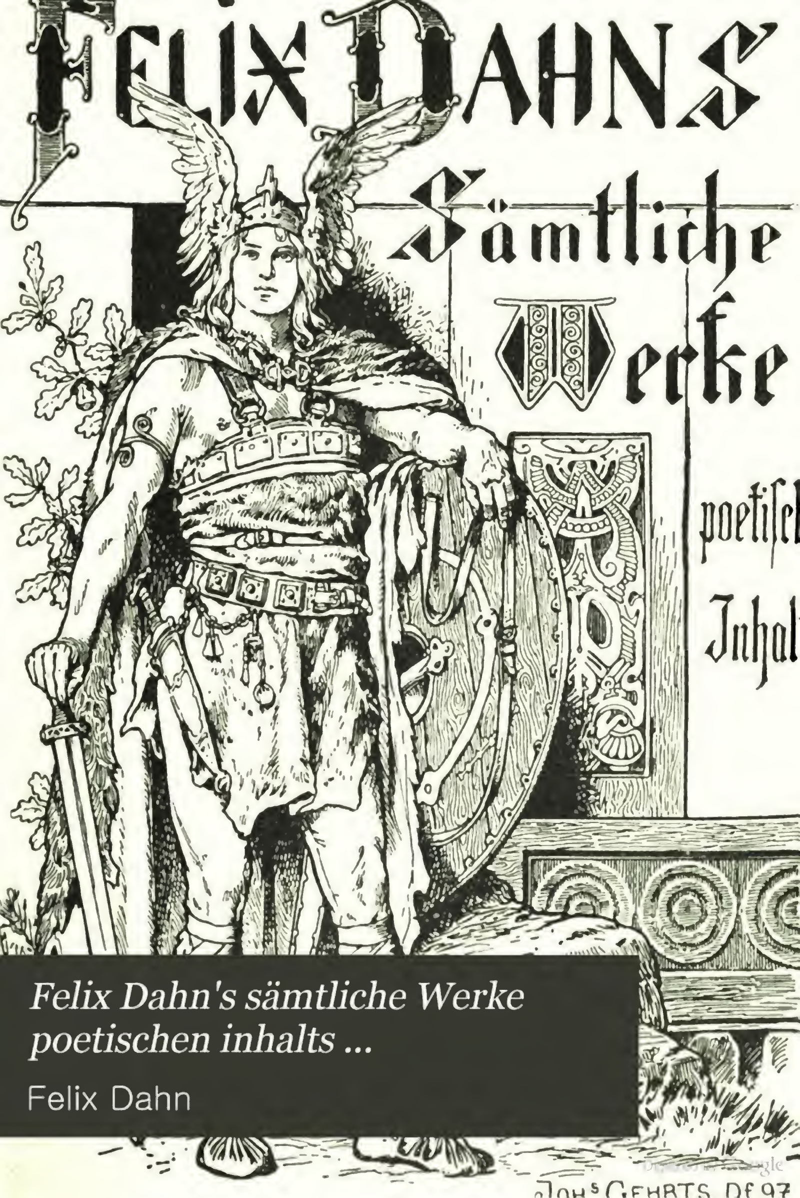

Felix Dahns
Sämtliche
Werke
poetisch
Inhal

Felix Dahns Sämtliche Werke poetischen Inhalts.



Band XIV.

Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Romane

von

Felix Dahn.

Die Kreuzfahrer. — Kämpfende Herzen

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel
1904.

Die Kreuzfahrer.

Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Erster Band.

Begonnen 1871, vollendet 1884.

Frau Katharina Boscarolli

auf Schloß Rametz bei Meran

zu eigen.

Erstes Buch.

Am Saum der Wüste.

Erstes Kapitel.

Das Kreuzheer, das Kaiser Friedrich II., der Enkel des Rotbarts, in das gelobte Land führte, war, von Cypern aus überfahrend, am 7. September des Jahres 1228 in Akkon gelandet und von hier die Küste hinabgezogen gen Süden bis nach Joppe.

In dieser Stadt machte man Halt, alsbald wurden Verhandlungen eröffnet: Sultan Alkamil von Ägypten hatte vor kurzem seinem Neffen, dem Emir Annasir Daud von Damaskus, die heilige Stadt Jerusalem und ein Stück von Syrien entrissen und schickte sich an, das ganze Emirat Damaskus zu erobern.

Diesen in Krieg auflodernden Erbstreit unter den beiden Häuptern der Ungläubigen hoffte Friedrich, der Staatskunst nicht minder als der Feldherrnschaft ein Meister, verwerten zu können: Verträge sollten dem Kreuzheer das Waffenhandwerk wesentlich erleichtern. Aber Vorsicht war geboten. Ob die Verhandlungen glücken, ob sie scheitern würden, — niemand vermochte das vorherzusagen. Und im Heere wußte man gar nicht, welcher der beiden Parteien der undurchschaubare Sohn Heinrichs VI., der den

Geist überlegener Staatskunst von seinem Vater geerbt hatte, sich schließlich zuneigen werde, mit wem er die geheimnisvollen Botschaften austausche, die seine bis in den Tod ihm ergebenen und tief verschwiegenen sicilianischen Araber aus dem Lager vor Joppe in die Wüste hineintrugen, in unbekannter Richtung verschwindend . . . . . .

Einstweilen aber — das war allbekannt — rückten die Heere der beiden Fürsten, das ägyptische von Süden, das damascenische von Nordosten drohend gegen Joppe heran. Kam es nicht zur Verständigung, so konnten der Oheim oder der Neffe — oder vielleicht, nach einem der in diesem Lande so häufigen Umschläge der Ziele oder der Stimmungen, beide — plötzlich über die kleine Streitmacht des Kaisers herfallen, ihren bisherigen Hader in den gemeinsamen Haß gegen die „Franken“ versenkend. Deshalb hatte der kriegskundige Staufer nach den beiden bedrohten Seiten hin Vorposten ausgeschickt, die, ein paar Tagmärsche vor Joppe, in günstiger Stellung jede Annäherung der Feinde beobachten und rechtzeitig melden sollten nach rückwärts.

Gegen Nordosten, wider Annasir Daud, hatte man nur ein paar schwache Fähnlein ausgesendet: deutsche Kreuzfahrer waren es: Ritter aus dem Allgäu, aus Vorarlberg, aus den Thälern von Inn und Etsch: — meist königliche Dienstmannen, Ministerialen des Reichs, mit ihren berittenen Knechten.

Sie hatten Stellung genommen auf dem letzten sanften Höhenzug, der dicht vor dem Saum der großen Wüste hinlief.

Ein dünnes Rinnsal salzigen, kaum trinkbaren Wassers sickerte hier durch Sand und Steine zu Thal. Auf der Hügelkrone wiegten drei Palmen ihre stolzen, Federn gleichenden Äste leise, wie träumerisch, im Abendwinde. —

Im Westen, im Rücken des deutschen Lagers, sank rasch die Sonne: ein dunkelroter, mattglühender Ball, ohne Strahlen: Dunst und Qualm, aufsteigend aus dem Hitze brütenden Boden, umschlossen bleigrau die glanzlose Scheibe. Ein Aasgeier, den langen, nackten Hals weit vorgestreckt, flog mit trägem Flügelschlag, hin und wieder heiser kreischend, langsam der Wüste zu. Unter den Palmen hatte man auf dem heißen Sande, den kein „Franke“ hätte unbeschuht beschreiten können, mittels eines alten Segels und einiger gekreuzt eingerammter Speere ein höchst einfaches Zelt aufgeschlagen: es war ein dürftig Obdach: — fast nur ein Schattenwinkel.

Außer den an Stamm und Blättern vom Wüstenstaub gelbbraun überkrusteten Palmen: — ringsum, soweit das Auge sah, keine Pflanze. Nur an dem salzbrackigen schmalen Geriesel reckten hier und da spärliche Halme des Wüstenhafers ihre stachligen Rispen starr empor.

Von dort her schritt eine hohe, schlanke Gestalt langsam gegen das Zelt hin: es war der Ritter, der hier befehligte. Er führte am Zügel ein Roß, das, müde zum Sterben, den Kopf hängte. Den schweren Sattel trug er, an dem Speer befestigt, samt dem langen schmalen Schild auf dem Rücken; oft bückte er sich, brach wählerisch einzelne saftigere Halme, rieb sorgfältig die scharfen Randspitzen an der Scheide seines breiten Schwertes ab und reichte dann auf der flachen Hand das magere Kraut dem edeln Tier, das mit dankbarem Blick sein Auge suchte. Vor dem Zelt angelangt, übergab er Schild, Speer, Sattel und Zügel einem jungen Burschen in grünem, nur bis an die Knie reichenden Wollwams, der eilig aufgesprungen war von dem braunen Lodenmantel, darauf er geruht. Lichtblonde, fast weiße Haare umstanden ihm das runde Haupt, ganz kurz- und krausgelockt, fast einem Vließe ver-

gleichbar, kaum niedergehalten von dem niedrigen Barett, von dem der Busch des Silberreihers nickte: seine lachenden Blauaugen waren das einzige Heitere, was hier zu sehen war weit und breit. „Herr,“ rief er zu dem Hochragenden hinauf, „der Abendtrunk steht längst bereit. Der Wein wird schal —, das kostbare Wasser wird lauwarm! Wie würde Frau Wulfheid schelten, ließet Ihr Euch daheim solang erwarten! — Wo waret Ihr?“ — „Vorn.“ — „Was? Abermals bei der Außenwache? Das sind fast zwei Stunden Weges: Wüstenweges! Und — ich seh's an dem Sand auf den Fußschuppen bis an die Knie hinauf — um den Braunen zu schonen: — zu Fuß!“

„Hast du den Abendtrunk schon gemischt, Hezilo? Nein? So teile den Rest von Cyperwein: bringe die eine Hälfte, daß wir dem Gaul die Nüstern reiben. Morgen muß er ruhen, sattle morgen das Reisepferd.“

Der Knabe holte aus dem Zelt in silbernem Becher eine arme Neige starkduftenden Weines. „Hier. — Und die andere Hälfte?“ — „Die bring' ich dem kranken Herrn Heinrich von Eppan hinaus, wann ich ihn ablöse.“ Beide waren nun eifrig beschäftigt, dem matten Streitroß Nüstern und Bug fest mit dem edeln Naß zu reiben. „Wie? Ihr wollt heute nacht wieder die Lagerwache halten? Das ist die vierte Reihe, die Ihr für andere übernehmt.“ — „Sie waren krank, — alle drei.“ — „Ihr habt das Fieber selbst!“ — „Nicht stark.“ — „Laßt mich heute nacht für Euch . . . —“ Da schlang der Ritter den Arm um den Krauskopf und drückte ihn an den beketteten Panzer: „Nein, Hezilo! Du mußt mir lebfrisch bleiben! Soll ich auch deine Schelmenaugen vom Fieber verglast sehen? Das wäre mir zuviel! Und hab' ich's doch dem Trinelein in die Hand versprochen, für dich zu sorgen.“

„Ich werd' es ihr erzählen,“ sprach der Jüngling mit

dankleuchtenden Augen, „was Ihr für mich gethan. — Aber — was nehmt Ihr nun zum Nachtmahl, Herr Friedmuth? —" — „Das beste, was es giebt an Speise: heimbacken Brot!" Der Ritter griff in eine dem schweren Sattel eingefügte Tasche und holte ein Stück steinharter Brotrinde hervor. „Deine Katharina reichte mir beim Abschied einen runden Laib Roggenbrot. ‚Nehmt,' mahnte das Kind. ‚Nichts heilt auf der Heerfahrt Hunger und Heimweh wie heimbacken, herdbacken Brot. So lehrte mich der Großvater: 's ist ein alter Spruch.' — Und ein wahrer," schloß er und biß hinein.

„Dann sind Hunger und Heimweh bei Euch schwächer als bei mir," lachte der Knabe. „Freilich, mein Heimweh gilt dem Trinele. — Man kann wohl nicht ebenso stark Heimweh haben nach — Frau Wulfheid." Herr Friedmuth furchte die Brauen. „Hüt' die Zung', sonst schüppl' ich dir die krause Wolle. — Sie ist unter der Sonne die wackerste Frau." — „Und die herbste! — Wie schad', daß sie kein Mann geworden!" — „Sie hat im Wolfsbühler Walde den Eber gespeert, der dich schon angehauen hatte. Du dankst ihr 's Leben." — „Ich dankte es lieber jedem anderen Menschenkind. Sagt selbst: weshalb keine Seele sie lieb hat auf der ganzen Welt? — Ausgenommen natürlich: — Ihr!" fügte er langsam bei. Der Ritter sah nachdenksam vor sich hin; der Blick der großen, offenen Augen von schönem, dunklen Blau war in das Leere gerichtet. Dann sprach er bedächtig: „Weshalb? — Weil sonst keine Seele ihren Kern erkennt." Und er beugte das hohe Haupt, um durch den Vorhangspalt in das niedere Zelt zu gelangen. „Ja, die Schale braucht Beißen!" lachte der Junge ihm nach, während er das Pferd völlig in den Schatten des Zeltes führte und die Zügel um die Schnüre und Pflöcke der Stangen knüpfte; den dreispitzigen

Schild und den langen Eschenspeer des Herrn lehnte er an die Seitenwand.

Als er eintrat, fand er den Ritter hingestreckt auf dem dunkelblauen Mantel, der den Sandboden statt eines Teppichs bedeckte. Er hatte den glockenförmigen Helm neben sich gesetzt; das blonde, goldfarbige Haar hing ihm schlicht, ungelockt herab: über der Stirne war es wagrecht geschnitten: die streng regelmäßigen, schönen, obzwar nicht gerade feinen Züge waren so von dem Haupthaar auf drei Seiten geradlinig umrahmt. Auch der etwas heller blonde Bart war eine Handbreit unter dem starken Kinne quer abgeschnitten: so sahen Haupt und Antlitz streng gebunden, fest bemessen aus; der gerade, offene, redliche Blick verstärkte den Eindruck schlichter Kraft und steter Treue. Er stützte das Haupt auf die Hand und reckte die starken Glieder.

„Der Panzer, die Kettenringe drücken," meinte Hezilo, der neben ihm kauerte. „Laßt mich nur die heißen, staubigen Fußringe lösen." „Auf der Vorhut?" schalt der Ritter und schlug die geschäftige Hand mit sanftem Streich zur Seite. „Auch den Bart solltet Ihr scheren — oder scheren lassen," begann der Jüngling. „Kein Ritter läuft doch heuzutage mit solch' breitem starkem Bart unter die Leute: ‚Lange Locken, glattes Kinn heischt jetzt zarter Frauen Sinn.'" „Jawohl," lachte Friedmuth. „Weil wir hier so viele zarte Frauen haben! Für die heidnischen berittenen Pfeilschützen bei Tag und für die Schakale bei Nacht bin ich zier genug zu schauen."

Eine kleine Weile vertrug Hezilo das Schweigen. Aber nicht lang. Dann hob er, das Federbarett zurechtrückend, an: „Herr! — Ich weiß was." „Nicht eben viel!" lachte der. „Falken kirren und Herrn Walthers Lieder singen: aber falsch!" — „Wohl, wohl! Und das Trinelein küssen,

bis es nimmer weiß, ist es ein Mädel oder ein glühend Eisen. Das alles zusammen ist auch schon was. Aber — ich weiß noch was." Herr Friedmuth schien nicht gespannt auf des Falkners weitere Wissenschaft. „Ich weiß," fuhr dieser lauter fort — denn es verdroß ihn, nicht gefragt zu werden — „weshalb der graue und braune Mönch schon zweimal nach Euch gefragt hat, nicht scheuend den weiten Weg, den teufelgesegneten, von Joppe bis zu uns. Beide Male traf er Euch nicht: — Ihr wart gegen die arabischen Reiter ausgezogen. Wißt Ihr, was der von Euch will?"

„Ich will's gar nicht wissen," lachte der Ritter. Hezilo schwieg, beleidigt. Er sog an einer Citrone, die er im Gürtel trug. Ein braunes, halbnacktes Heidenkind auf der letzten Karawanenstation hatte die Frucht dem schönen Frankenknaben, wie er vorübertrabte, an den Kopf geworfen: halb als Geschoß, halb als Geschenk der Gunst. „Herr," hub er nach einer Weile wieder an, „aber was anderes weiß ich nicht, was ich gern wissen möchte. Und das wißt Ihr, glaub' ich, auch nicht. Und nicht der weise Herr Hermann, des Kaisers und Euer Busenfreund, und — verzeih mir's der heilige Albuin von Brixen! — ich meine, der großmächtige Kaiser Friedrich weiß es auch nicht!" Herr Friedmuth mußte lachen, so drollig sah der Schalk darein. „Nun: was wissen wir denn alle nicht." — „Warum wir hier sind! In diesem vielgepriesenen heiligen Land, in dem wahrlich nichts zu holen als heiße Hiebe und kaltes Fieber. Zwar, warum ich gerade hier bin, — das weiß ich! Und in dem Stück ist Hezilo wieder einmal klüger als der römische Kaiser und all sein Heer. Ich hole mir von Goyen das Trinele — Frau Sälde küsse ihre lichte Stirn! — nicht zwischen der Etsch und Passer, — zwischen Jordan und dem Meer. Aber

der Herr Kaiser — und Ihr — und gar viele im Heere haben's nicht nötig, sich ein Weib zu holen: hat mancher an der Seinigen mehr als genug, und ist einsam unter die Heiden gefahren behufs einer Erleichterung! — Und ein Trinelein gewinnt doch keiner. Denn es giebt nur eines. Und das gehört mir!" — Er zog aus dem Brustlatz des grünen Wamses eine mehrere Finger breite Zopfflechte hellblonden Haares, hielt sie vor seine leuchtenden Augen, küßte sie herzhaft — zweimal — und barg sie wieder mit Sorgfalt. — „Aber Ihr, Herr," fuhr er fort, — „was thut Ihr hier zu Lande?" — „Ei, meine Pflicht." — „Wie überall und immer! — Kein Mensch hat je von Euch was anderes gesehn! — Nun ja — Ihr seid des Kaisers Dienstmann. Aber warum ruft er Euch gerade hierher, in diese Wüstenei?" — „Ist des Kaisers Sache, nicht die meine."

Bevor der Jüngling eine Erwiderung fand, schlug ein Reisiger die Zeltvorhänge auseinander und meldete: „Bruder Sebastian. Zum dritten Male kommt er von Joppe." Friedmuth machte eine unwillige, abweisende Handbewegung. Aber der Reisige fuhr fort: „Er sagt, er bringt ein Schreiben Herrn Hermanns." —

Da flog ein Strahl heller Freude über Friedmuths offene Züge: er winkte rasch Gewährung. Hezilo rückte einen niedern Fußschemel zurecht und verließ das Zelt.

Zweites Kapitel.

Es war eine verwundersame Gestalt, die sich nun langsam durch die Vorhänge des Eingangs hereinschob. Kaum mittelgroß, behäbig, nicht gerade fett, aber auch wahrlich nicht mager: ein recht wacker gepflegtes, doch nicht unmäßiges Bäuchlein wiegte sich auf etwas zu kurz geratnen und nicht sehr geraden Beinen. Das vollwangige, beinahe feiste Gesicht strahlte vom Glanz der Gesundheit: die kleinen runden Äugelein blitzten recht lustig, ja verschmitzt in das Leben hinaus; die Nase war von so alteingewurzeltem Rot, daß die kurze Kreuzfahrt auch unter der Sonne der Levante die Farbe unmöglich so tief gesättigt haben konnte. Seltsamen Gegensatz zu dem weltlustigen, pfiffigen Gesicht bildete die frisch geschorene Tonsur in dem dickzottigen und bereits mit Weiß gesprenkelten Braunhaare (— die Kapuze und, darüber gebunden, den flachen, breitkrämpigen Sonnenhut trug er auf dem Rücken: —) und das halb graue, halb braune Mönchsgewand, das viel zu eng schien für des Trägers gedeihlichen Leib, und der lange Pilgerstab mit den daran klappernden Jordanmuscheln in den fleischigen dicken Fingern des kreuzfahrenden Bruders.

Mit halb staunenden, halb unwilligen Augen maß ihn der Ritter, ohne die Ehrfurcht, die er sonst Trägern dieses Gewandes, dieser Gelübdezeichen nie verweigerte: „Ihr bringt einen Brief des Herrn Hermann," rief er ihm kurz entgegen — „Gebt!" Der Mönch schnaufte. „Verstattet, daß ich mich auf den Schemel niederlasse, den Ihr mir soeben anzubieten — vergaßet. Uff! Der Weg ist weit — und heiß — und es ist ein durstig Land, wo der Herr gewandelt." Er blinzte hinüber nach dem

Becher, der zu Friedmuths Häupten stand: da er sah, daß derselbe leer war, fuhr er fort: „Aber auch dies Dürsten wird uns als ein erheblich Marterleiden angerechnet werden am jüngsten Tage.“ — „Den Brief!“ „Ja,“ schmunzelte der Mönch, mit dem Ärmel über die heiße Stirne fahrend, „freilich der Brief! — Je nun, so recht im Sinne der Schreiber — einen schriftlichen Brief, was man so gewöhnlich einen Brief nennt, habe ich nicht. Aber . . . —“ „Was?“ rief der Ritter, zornig auffahrend. „Als Bringer eines Briefs ließt Ihr Euch doch melden? —“ — „Seid klug wie die lieben kleinen glatten Beißwürmer, heißt es in den zehn Geboten. Nicht da? Wirklich nicht? Nun — dann wo anders! Das ist gleich.“ — „Ihr seid mir eine sonderbare Art von Mönch!“ — „Und ohne solchen Glauben hättet Ihr mich wahrscheinlich abgewiesen.“ — „Sehr wahrscheinlich! Und ich sehe: — ich hätte recht daran gethan! Ihr lügt ja, frommer Bruder.“

„Selten. Und wirklich niemals ohne etlichen Grund. — So auch jetzt! Hört mich an. Ihr wißt — ich bin der Beichtvater der Fürstin von . . . —“ — „Weiß ich nicht! Was gehn mich die Sünden fremder Weiber an!“ — „Mehr als Ihr ahnt. — Aber ich bin auch bei des Kaisers gewaltiger Person sehr wohl gelitten. Wiederholt traft Ihr mich in seinem Zelte.“ — „Hat mich jedesmal sehr gewundert.“ Der Mönch lachte. Dann sagte er: „Hört einmal, Schloßherr von der Fragsburg, grob seid Ihr aber schon wie . . .“ „Wie ein Etschthaler,“ brummte Friedmuth.

„Ja, zwischen Etschthalern und Isarthalern that dem Teufel einmal die Wahl weh, als sie um den Wettpreis der Unhöflichkeit vor ihm wettschimpften.“

„Welches Stammes seid denn Ihr?“ forschte der Ritter. „Ihr sprecht auch mit oberdeutscher Zunge! Ich mein’,

Ihr seid ein . . . —" „Gesalbter des Herrn," fiel der Mönch rasch ein. „Also ich komme im stillen Auftrag des Kaisers und einer gar vielschönen Frau." „Wird wohl wieder gelogen sein," meinte Friedmuth ganz gutmütig.

„Dieses Mal nicht, wie Ihr einräumen werdet, sobald Ihr Fürst von Paluzzo und Gemahl des prachtvollsten, süßesten, minniglichsten, allerwunderholdesten Weibes seid, das je Frau Sonne grüßte." So begeistert, so lebhaft sprudelte er die letzten Worte heraus, daß ihm der Schweiß wieder ausbrach. Er wischte sich die triefende Stirn. „Seid Ihr toll? Was bedeutet das?" — „Das bedeutet, daß Gioconda von Paluzzo zwanzig Jahr alt ist." Er schwieg. „Nun und?" — „Und seit zwei Jahren Witwe." — Er schwieg wieder. „Und?" — „Nun und? Das ist schon viel, recht viel für sich allein! — Da Ihr aber für ein ausgewachsenes Mannsbild erstaunlich fischblütig von Natur und infolgedessen recht langsam von Ahnung seid, füge ich bei: Witwe des alten Fürsten von Paluzzo, dem man das Kind ‚vermählt' hatte. Ihr Urgroßvater konnte er sein, der Treffliche. Frau Berahta verzeihe mir die Sünde, daß ich solchen Greuel Vermählung nenne." — „Frau Berahta? Ei, frommer Bruder — was geht Euch die an? Soll ja eine Königin oder Göttin der Heiden gewesen sein! Stünd' Euch besser an, der Jungfrau Maria zu gedenken." Und mit einem schönen Blick in die Höhe fügte der Ritter bei: „Gesegnet sei ihr Name für und für." —

Der Mönch war rot geworden; ungeduldig riß er an dem abgegriffenen Rosenkranz, der von seinem Gürtelstrick herabhing und rief: „Ach, was versteht die von der Minne! Nein gar nichts! Wie wollte sie auch? Ihr aber, Herr Ritter, seid lediglich Laie und habt einen geweihten Priester, einen Geschorenen des Herrn, nicht zu meistern,

sondern mit ehrdienigem Gehorsam zu ihm aufzuschauen. — Also die liebe junge Frau Fürstin! — Ach ist sie schön! Ist sie's etwa nicht?" schrie er zornig. „Habt Ihr je ein so schönes Geschöpf gesehn?" Nach einigem Nachdenken sagte der Ritter, der alles sehr streng und genau nahm: „Nein. Ich glaube nicht. Aber es ist mir gleichgültig." Der Mönch sah ihn mit leisem Kopfschütteln von der Seite an: „Erstaunlich!" — sagte er zu sich selbst. „Kurzum," fuhr er dann laut fort, „ich bleibe nicht mehr Beichtiger der süßen Frau. Ich kann es nicht mehr aushalten. Mein letztes gutes Werk in ihrem Dienst aber ist, daß ich Euch sage, was sie Euch nie sagen würde — eher spränge sie in einen brennenden Kohlenmeiler — und was zu merken Euch der Himmelsherr den Verstand, will sagen die Gnade verweigert hat: sie liebt Euch!" Und befehlend, drohend, fuhr er fort, „und Ihr werdet sie heiraten. Es ist beschlossen, sagen die Moslim, die gar nicht so übel sind."

„Hoho," lachte der Ritter laut auf, „dazu gehören zwei: — Dank Gott und den Heiligen!" — „Ja gewiß: Ihr und sie. Sie will. Und Ihr müßt. Bald werdet Ihr sehr wollen, ach wie sehr. — Sagt, Fragsburger, seid Ihr denn wirklich so —, nun ich will's nicht nennen! Habt Ihr denn nichts gespürt unter Euren Rippen, als neulich das Wonneweib, diese Frau Venus — aber dabei jungfräulich wie der Alpenschnee des hohen Ortlers! — sich nach der Reiherbeize von Euch vom Zelter heben ließ und gar den Weg nicht mehr fand aus Euren Armen herab auf die Erde? Und sie will ja nicht, wie so viele schöne, üppige und vornehme Frauen, die das Hoflager des Kaisers füllen . . . —" „Ja, leider!" zürnte Friedmuth und seine keuschen Augen leuchteten. — „Kurze Lust von Eurem Kuß genießen! — Sie stürbe vor Scham, wüßte

sie, was ich Euch verrate." — „Also das ist ihr stiller Auftrag durch Euch an mich, Lügenmönch?"

Allein dieser fuhr zornig fort: „Haltet das — Schweigen. Es gilt das Glück des schönsten Erdenweibes. Tausend Lügen lög' ich darum! Aber der Kaiser selbst — macht Eure tauben Ohren auf — hört Ihr?" und er schrie jetzt so, daß über das Gehörtwerden kein Zweifel möglich war — „des römischen Kaisers Majestät, der der schönen Jungfrau wohl näher als durch bloße Vormundschaft verbunden ist — ja, Jungfrau sag' ich! — Denkt nur nicht Übles von Eurem Kaiser, rat' ich! — — und Eures großmächtigen Freundes, Herrn Hermanns, Weisheit — wollen, daß Ihr sie heiratet." Der Mönch schnaufte nun gewaltig. Aber er sah nicht widrig, nicht häßlich aus, sondern von ehrlicher Überzeugung fortgerissen; ganz jugendlich machte den wohl bald Fünfzigjährigen der Eifer. „Wieder gelogen," sagte Friedmuth ruhig, „was Herrn Hermann betrifft. Und dem Kaiser sagt, was er nicht weiß, aber was ich Euch hier zeige" — und nicht gerade sehr sanft stieß er ihm den Rücken der rechten Hand gegen die Nase — „kennt Ihr das? Ein Ehering! Ich habe schon ein Weib. Das scheint mir entscheidend." Und unmutig warf er sich auf die andere Seite, Sebastian den Rücken kehrend.

„Meint Ihr?" fragte der Mönch unverzagt weiter. „Da sieht man Eure laienhafte Unwissenheit. Für uns: das heißt für mich, den Kaiser und die Kirche: ist das gar nichts. Ich will diese Ehe, weil — ich an der schönen Frau was gut zu machen . . . — weil ich es nicht aushalte, daß sie liebt, ohne geliebt zu werden. Der Kaiser, weil er — alle Ursache hat, seine herrliche . . . Mündel glücklich zu wünschen. Er wollte sie schon dem Herzog von Österreich vermählen, bis er durch mich der schönen Witwe Wunsch erfuhr."

„Das nennt Ihr Beichtgeheimnis?“ — „Sie hat mir's nie gebeichtet! Denn so, wie sie Euch liebt, darf sie Euch lieben sonder Sünde.“ „Ich habe schon eine Frau!“ rief Friedmuth sehr ungeduldig.

„Das ist gerade, was wir bestreiten! — Das heißt: — Ihr habt eine, solang Ihr wollt. Nur von Euch hängt es ab: — ein Wort, ein Wink, und Frau Wulfheid wird sehr klar gemacht, daß sie keinerlei Recht an Euch, über Euch, gegen Euch hat. — Bitte, laßt mich ausreden und werft mich erst dann aus diesem Zelt. — Es ist ja ganz richtig: Ihr seid vor fünf Jahren in der Kapelle des heiligen Albuin zu Brixen mit der Erbtochter der Fragsburg bei Markt Meran im Etschthal getraut worden. Und Ihr heißet seither Ritter von Fragsburg, statt wie ehedem von Schänna. Ich will nun hinunterschlucken, daß die herbe Frau ihre guten sieben Neujahrskerzen mehr geopfert hat — wenn sie nicht zu geizig war! — oder doch opfern konnte, als Ihr. Ich will auch die Kinder hinunterwürgen, die sie Euch nicht geboren hat . . . —“ — „Was geht das Euch an!“ — „Allerdings, mich weniger als Euch. — Aber man hat, Fleisch und Blut und Menschenart betrachtet, alle Ursach' anzunehmen — ‚der Most riecht stark nach seinen Trauben‘ — sagen wir Weinschenken.“ — „Was?“ „Ich war nämlich,“ fuhr Sebastian hastig fort, „im Zustand meiner sündhaften Weltlichkeit jenem feuchten und allerlei Lastern zugänglichen, aber nicht langweiligen Gewerk zugezünftet. — Also, man hat Ursach', anzunehmen, daß . . . —! Nun, Euere nächsten Freunde, Herr Hermann und Herr Walther, haben es dem Kaiser, der einem alles aus der Seele Grunde fragen kann, wenn er es mit seinem Adlerblick darauf anlegt, einbekannt, daß recht leichtlich eine andere Frau gefunden werden möchte, die besser zu Euch paßte als des gestrengen

Herrn Wulfgang gestrengere Frau Tochter. Ja, man flüstert: noch niemals haben Leute, die euch beide beisammen gesehn, gefunden, ihr seiet gut gepaart. — Nun wohlan: es kostet Euch nur ein Wort — nein, nicht ein Wort, wenn Ihr es nicht gern aussprecht — nur einen Wink — nur ein Blinzen mit dem einen Auge — mit dem rechten — so! — oder mit dem linken — sehet so! — und sie wird von der Kirche für nichtig erklärt, diese Scheinehe." — „Scheinehe?" — „Ja, Unehe. Denn ihr beiden seid vor eurer Verlobung Paten des Kindes des Grafen von Tirol gewesen. So ist Eure sogenannte Ehe, sobald Ihr wollt . . . —"

Er konnte nicht vollenden. Der lang angesammelte Zorn des Ritters brach jetzt los: er schien ihm in die Fäuste gefahren zu sein: wenigstens entlud er sich hier: mit einem kräftigen und wenig ehrerbietigen Stoß schleuderte er den erstaunten Redner an die Eingangslücke des Zeltes; hier blieb der niedere Schemel liegen: sein bisheriger Besitzer flog noch etwas weiter; er ward im Zelt nicht mehr gesehen. Ein ziemlich ungeistlicher Fluch ward draußen vernehmbar. Friedmuth warf sich mürrisch auf die andere Seite. „Alle sagen sie's: wir passen nicht zusammen. Aber wirklich, alle. — Ach was! Ich habe noch keine gesehen, die besser zu mir paßte."

Drittes Kapitel.

Da scholl von ferne her Trompetenschall: und Hezilo meldete, eine kleine Schar Reiter, Boten des Kaisers, reite soeben in das Lager ein. Friedmuth eilte ihnen entgegen. Es war nun ganz dunkel.

Aber der Führer der Reiter, von weißem Mantel umflattert, hatte ihn, da er in den Bereich eines Wachtfeuers trat, wohl erkannt: er hielt das edle Roß an und stieg ab. „Friedmuth!“ rief er mit tieftöniger Stimme, ihm die gepanzerte Rechte hinstreckend. „Herr Hermann!“ antwortete dieser mit lautem Freudenruf, umarmte den Ankömmling und küßte ihn auf die Wange. „Welche Freude! Viele Wochen — ja Monde! — haben wir uns nicht mehr gesehn!“

„Ja, mein Freund. Seit wir auf Cypern wieder unter Segel gingen, haben uns Kriegsdienst und Gesandtschaften weit auseinandergeführt.“ „Wohl, wohl,“ lachte Friedmuth. „Auf Gesandtschaft verschickt man keinen plumpen Etschthaler. Aber du freilich! Du mußt alle feinsten Knoten bald schürzen, bald lösen: wie im Abendland, in Rom oder in Mailand, so im Morgenland: zu Byzanz, zu Jerusalem, bei den abgefeimten Templern, bei den stolzen Hospitalherrn, bei Christen und bei Heiden. Du, des Kaisers vertrautester und weisester Rat.“ „Wenigstens sein redlichster,“ seufzte der andere.

Langsam gingen unter diesen Worten die Freunde zu Friedmuths Zelt. Die Reiter hatten aus den kaiserlichen Vorräten Wein und, in Schläuchen von Kamelhaut, Wasser, auch süßes Brot und geräucherte Fische mitgebracht. Dankbar nahmen die karg verpflegten Vorposten die seltnen Bissen entgegen.

Im Zelte hatte Hezilo einstweilen für Erleuchtung gesorgt: mit Öl gefüllt hingen zwei schlankhalsige Gefäße von schwarzem Thon — uralt ägyptischen Stils, die die Töpfer zu Akkon und zu Joppe immer noch genau in derselben Form bildeten, wie man sie in den Pyramiden findet — an Schnüren von der Spitze der niedern Stange herab, die das Zelt im Innern stützte: eine Art Ceder-

faser glimmte an der Mündung als Docht: süßer Duft stieg aus dem Öl und zog durch den engen Raum.

Der Gast legte den Glockenhelm, das aus Maschen genietete Panzerkleid, das er nun „abschüttete“, auch den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz und das Schwert ab: beflissen half ihm dabei Friedmuth, ihm den Wappenrock von schwarzem Sammet zurechtstreichend, während er das edle, ernste Antlitz des bedeutend älteren Freundes mit Liebe, mit ernster Ehrerbietung betrachtete. „Lieber, ich meine,“ sprach er dann mit innigem Empfinden, — „dein dunkles Haar ist gar grau geworden in diesen Monaten. Und so tief waren früher die Falten nicht auf deiner Stirn.“ „Kein Wunder, mein Friedilo!“ und die gewaltigen, meergrauen, durchdringenden Augen trübte tiefe Sorge. „Die beiden Häupter der Christenheit: der Papst und unser großer, herrlicher, vielgequälter Herr liegen im grimmigsten Streit. Und dieser Templer Wut gegen meinen Orden! — Aber du bist wenig neugierig. Du fragst gar nicht, weshalb ich komme. — So recht. Dein Mantel genügt für uns beide.“ Damit ließ er sich nieder. — „Haben wir doch schon auf manch blutigem Feld, beide von meinem weißen Ordensmantel zugedeckt, geruht.“

Da lachte Friedmuth, strich den lichtblauen Waffenrock, der unter der Brünne vortrat, beiseite und schmiegte die schlanke, geschmeidige Gestalt auf den äußersten Streifen seines Mantels, der den Sandboden deckte, den breiten, mächtigen Gliedern des Freundes vollsten Raum überlassend. „Ei, wenn ich dich seh' und hab', vergess' ich vor Freude alles Fragen.“ — „Rate, was ich dir bringe.“ — „Dich selbst: das ist das Beste.“ „Doch nicht! Ich bringe dir des Kaisers Gruß und wärmsten Dank.“ „Mir?“ fragte Friedmuth in hellem Staunen. „Ja, wofür?“ — „Für deine tapfre und überaus kluge Wacht im

Norden, auf unsrem linken Flügel: — für deine trefflichen, grundgescheiten Warnungen. Schlief deine Wachsamkeit, nein, leistetest du nicht viel mehr als von dir verlangt war, — eines Feldherrn statt eines Vortrabführers Pflicht! — so war vielleicht das ganze Heer verloren. Diese falschen Morgenländer sind manchmal selbst für Kaiser Friedrich zu fein. Er glaubte ihren Friedensgelöbnissen, während sie die ganze Masse ihrer ungezählten Reiterhorden immer näher heranzogen. Und seit der Neffe, Annasir Daud von Damaskus, merkte, daß wir zugleich mit ihm und seinem Oheim und Feind, Alkamil von Ägypten, verhandeln —" — „Ei, ei! Das versteh' ich nicht. Das ist ja" — „Staatskunst, Friedilo, von der du wirklich nichts verstehst. — Seitdem hat der Emir, offenbar für den Fall, daß wir mit seinem Oheim handelseinig würden, beschlossen, uns zu überfallen mitten im Waffenstillstand." „Waffenstillstand!" lachte der Fragsburger. „Ei, alle Tage giebt's Gefechte!" — „Nur deine Wachsamkeit hat uns gerettet." — „Nun, das freut mich tief ins Herz hinein, daß ich doch einmal zu etwas nütze war. Mein Kaiser und mir danken!" Und er errötete über und über. Es stand ihm schön. „Und das, meinst du nun, sei alles? Wie jung du noch bist mit deinen fünfundzwanzig Jahren! Ich bin ein Greis im Vergleich mit deiner kindlichen Seele. Der Kaiser wollte dir sofort als Lohn das nächste heimfallende Grafenlehn in deiner Heimat geben. Aber ich habe ihn gebeten, es zu unterlassen. Ich will dich nicht noch festere Wurzeln schlagen lassen in jenem friedlich behaglichen Etschthal, wo nichts zu schaffen ist mit Schwert und Rat. Ich habe ganz andre Dinge, — höhere — mit dir vor, mein allzubescheidener Friedilo. Und ganz wo anders als zwischen Etsch und Passer. Daher ersuchte ich den Kaiser, seine

Leben zu behalten und dir — oder lieber noch mir für dich: denn ich kenne dein wahres Heil viel besser als du selbst! — einen Wunsch, eine Bitte an ihn freizugeben, die er zu erfüllen habe, was sie auch fordre. Er lächelte: sein edles, gewaltiges und doch so fein gebildetes Antlitz leuchtete von Geist und Güte, da er, als Pfand solcher Gewährung, diesen Ring von seinem eignen Finger zog und, den schönen rotbraunen Bart streichend, wie er gerne thut, sprach: ‚So gut möchte ich es wohl auch einmal haben, daß Kaiser Friedrich mir gewähren müßte, was mein Herz begehrt! Mir schlägt der Gestrenge alles ab, was mein Herz am liebsten hätte.‘ Hier ist der Ring — ein schöner Amethyst! — bewahr' ihn wohl. Wer weiß, was er noch für dich bedeutet."

Friedmuth steckte den Ring ehrerbietig an: „Den Stein hat meines großen Kaisers Hand geehrt —: ich werd' ihn treulich und als ein hohes Kleinod wahren. Einen Wunsch aber? — Ich werde nie etwas zu wünschen haben." „Das sage nicht, mein Freund!" sprach der ältere und hoher Ernst blickte aus seinen Augen, die tief unter hochgeschwungenen Brauen lagen. „Das Leben, — das Schicksal, — wie du's nennen willst! — sind unergründlich reich an allerlei — wie soll ich sagen? — Heimsuchungen, ja an unlösbarem Widerstreit." Aber Friedmuth schüttelte das goldig blonde Haupt. „Für Kaiser und Könige: ja! Und für die Vertrauten ihrer Geheimnisse, die der Völker Geschicke lenken — wohl nicht immer, wie du, nur mit ehrlichen, schuldlosen Mitteln. Aber mir — dem schlichten, allzeit geraden Mann! Ich wüßte nicht, was es mir Schweres auflegen könnte, das ‚Schicksal‘, wie du's nennst. Ich aber sage lieber: der gute Himmelsherr da oben in seiner Weisheit und Gnade lastet einem schlichten Herzen nicht mehr auf, als es tragen kann —:

nur von Schuld halte die Seele frei und das Gewissen rein, so mahnte die liebe, frommselige Mutter. Und das, — ich rühme mich ja dessen nicht: denn mir ist nie eine Versuchung gekommen! — das hab' ich gethan von Kindheit an. So daß ich oft nicht wußte, was von Sünden ich dem guten weißbärtigen Thomas, dem Einsiedler zu Kains, vorjammern sollte, wann die vierwöchige Beichte wieder herankam. Ja, ich habe manchmal am Fasttag nur deshalb ein Stück Fleisch gegessen, damit ich doch was zu beichten hätte! Es freute ihn immer so, den Alten, wenn er mir was zu verzeihen hatte und ein paar Vaterunser als Buße auflegen konnte. Wenn ich aber sagen mußte: ‚Ja Vater, ich weiß nicht, was ich beichten soll. Ich habe nicht einen unrechten Gedanken gehabt, nicht einmal ein weniges geflucht‘: da konnte der Liebe so wild werden, so zornig, daß ich mich schier fürchtete vor seinem Schelten." Und er lachte hell auf in der Erinnerung.

Draußen war es nun tiefe Nacht und sehr still geworden. Zwar hatten die Krieger Feuer angezündet, die Raubtiere zu verscheuchen. Aber doch drang, vom Südost hergetragen, ganz deutlich in das Zelt das häßliche Geheul und Gewinsel der Schakale, das dem Schreien kleiner Kinder gleicht. Hermann horchte auf. „Üble Schlummerlieder singt ihren Gästen die Wüste." „Man gewöhnt es," meinte Friedmuth. „Anders freilich klingt es, wenn der Geißbub die Ziegen heimtreibt vom Hochsulfen, nachdem die Sonne zu Golde gegangen hinter dem Marlinger Berg." — „Hast du nie Heimweh?" — „Nach meinen Bergen? Ja, manchmal!" — „Nicht nach deinem Weib?" — „Frau Wulfheid braucht mich nicht! — Ihre Gedanken und Hände haben genug zu thun, den weiten Besitz zu verwalten: — ‚das Sach,‘ wie sie gern sagt, — ‚zu wahren und zu mehren.‘ Ihre bösen Vettern, Herr

Griffo von Greifenstein und Herr Rapoto von Naturns — Griff und Raff hab' ich sie umgetauft — werden ihr Arbeit genug machen." — „Greifenstein? Ah, bei Terlan, mittäglich von Euch. Aber Naturns?" — „Oder Maturnes, wie man früher sagte und noch schreibt: — aber es sprechen die Leute jetzt Naturns." — „Ja: Maturnes! So kenn' ich's aus der Urkunde des Königs Heinrich: im Vintschgau, oberhalb des Markts Meran und oberhalb der alten Töll?" — „Jawohl: von unten und von oben drängen sie auf die Fragsburg." — „Aber wie das? Mit welchem Recht?" — „Mit wenig Recht, aber vieler Gier. Du weißt ja: die Fragsburg ist ein Spindel-Lehen." — „Ich erinnere mich: die Fragsburg ist ein bedingtes Weiberlehen. Doch: wie bedingt?" — „Die Fragsburg ist ein altes Dienstmannenlehen des Reichs, zunächst im Mannesstamm erblich; erlosch der Mannesstamm, folgt die Erbtochter: doch nur unter der Bedingung, daß sie einen rittermäßigen Gemahl auf die Burg heiratet, der als Stellvertreter den Lehensdienst versieht. Des letzten Fragsburgers, Herrn Wulfgangs, einzig Kind ist Wulfheid. Zwischen den Fragsburgern, unsern Nachbarn, und unserem Geschlecht, den Burgherren auf Schänna, tobte alter Streit: zumal um das Jagdrecht und das Recht auf den Hau im Bannwald an der Naif und über viele Almen auf dem Iffinger. Um den langen Zwist durch Vergleich zu schlichten, vertrugen Herr Wulfgang von Taufers auf Fragsburg und mein Vater, Herr Friedbert zu Schänna, sich dahin, daß ihre einzigen Kinder sich heirateten. Ich aber und meine Söhne sollten fortab den Namen von der Fragsburg führen, da wir Schänna verkauften." — „An wen?" — „An den Grafen Albert von Tirol." — „An den! Ein gewaltiger Herr! Und mächtig greift der um sich, wird bald über alles Land dort in dem Thal gebieten!

Er ist gut staufisch. Der Kaiser will ihn zum Burggrafen machen und seine Rechte mehren."

„Leider blieben uns aber Kinder versagt, — ich habe sie so gern, die kleinen Krausköpflein! — Sterbe ich nun, so verliert Frau Wulfheid alle Rechte an dem Lehen: es sei denn, sie heiratet wieder einen Ritter auf die Burg." — „Und thut sie's nicht?" — „So folgen in das Lehen ihre beiden nächsten Vettern, der Naturner und der Greifensteiner. So lautet der Vergleich, der am Laurentiustage vom Grafen Albert auf seiner Burg Tirol zwischen uns vertragen ward. Aber ihre Vettern haben den Vertrag — ohne Rechtsgrund! — bestritten und gleich von Anfang die gierigen Hände nach Frau Wulfheids Gut gestreckt. Heiße Fehde hatte ich gegen beide zu führen, sobald ich das Lehen erheiratete. Wie werden sie jetzt die Alleinstehende bedrängen! Aber mir ist nicht bang um sie. Sie hat männlichen Mut. Wird sich weidlich wehren. Ich erhalte, denk' ich, bald Nachricht. Es war verabredet, daß sie unsern Burgwart, den alten Oswald, mir nachsenden solle in des Kaisers Lager. Und neulich hörte ich: eine Galeere mit deutschen Pilgern, überholt von einer raschsegelnden Salandria, sei von dieser in Joppe als demnächst zu erwarten angemeldet worden. Gewiß ist Oswald auf der Galeere! Dann werd' ich auch hören, ob wieder so viele Bären von Hoch-Rätien herübergekommen sind wie im vorigen Herbst. Es wär' mir so leid, daß ich fern bin! Denn ich jage von allem wehrhaften Wild am liebsten Meister Brun! Davon verlangt mich am meisten, etwas zu erfahren."

Hermann sah prüfend in das offene Antlitz des jungen Freundes. Dann sprach er kopfschüttelnd: „Lebte meine liebe, schöne, süße Hausfrau noch, — wie heiß, wie inbrünstig würde ich mich nach ihr sehnen, nach ihrem Kuß,

ja nach dem Blick ihres Auges! Sehne ich mich doch, seit sie gestorben, ihr ins Grab zu folgen. Statt in das Grab, trat ich in meinen Orden. Liebst du denn Frau Wulfheid nicht? —"

Friedmuth sah einen Augenblick schweigend vor sich hin. „Doch! Gewiß, ja, ja! Sie ist das tüchtigste Weib, das ich kenne. Ich glaube nicht, daß man noch solche Hausfrau und Burgherrin findet zwischen Etsch und Elbe." — „Und das ist alles? Und das nennst du lieben?" — „Ich weiß von keiner andern Liebe! Wie sollte ich auch! Kaum zwanzig Winter zählte ich, da beschlossen mein Vater und Frau Wulfheids Vater, uns zu vermählen. Ich wurde nicht viel gefragt; ich fragte mich selber nicht: ich kannte sie vorher nicht. Es gefiel mir nicht, als ich sie nun sah, daß sie soviel älter war als ich und nicht ihrer Stimme herrischer Klang: aber ihre wackere Kraft sagte mir zu. Und, wie gesagt, mein Vater — Gott letze seine Seele in der Ewigkeit! er starb mir, wie die fromme Mutter, allzufrüh! — hat mich gar nicht lang gefragt. Wenige Tage nach der Verlobung war die Hochzeit: ich zog auf ihr Lehenschloß und hatte gleich soviel Kriegsarbeit mit ihren Vettern, daß ich gar nicht Zeit fand, über Liebe und Ehe nachzudenken, — und ob mir etwas fehle. — Zwar: wissen möcht' ich's schon: ist nun das, was Frau Wulfheid und ich aneinander haben, alles, was es zwischen Mann und Weibe giebt? Ist das die Minne, von der mein Walther singt — und noch viel heißer der Meister Gottfried? Dann muß ich wirklich sagen: es ist nicht der Mühe wert, so wild und süß immer wieder davon zu singen. Und gar so viel! — Auch muß ich dir gestehen, daß meinem schlichten, wohl allzuderben Sinne gar vieles arg mißhaget, was der Minnedienst erheischt. Herr Ulrich von Lichtenstein zum Beispiel scheint mir — verzeih's mir

der heilige Udalrich! — ein Narr. Und wenn ich, — wie Herr Gahmuret seiner Herzeloide, — meiner Frauen Hemd auf meinem Ringpanzer tragen und, nachdem es recht zerhauen, ihr wieder anziehen wollte: — wie würde Frau Wulfheid über Vergeudung schelten! — ich schämte mich ob solcher Thorheit zu Tode. Ich diene und fechte für den Herrn Christus und den Herrn Kaiser, für meiner Seele Heil und für des Reiches Recht und Ehre: — aber nicht für meiner Ehefrau — oder gar für andrer Männer Ehefrauen! — Minnedank." — „Hast recht, Friedilo. Es muß entweder für Gott oder für das Reich was heraus kommen bei jedem Dienst: — sonst ist es Thorendienst." „Oder weiß ich es nur nicht?" fuhr Friedmuth, laut denkend, fort, „daß mir etwas fehlt? Auch gut! Dann fehlt mir's ja nicht!" „Aber horch! Was ist das?" fragte der Deutschritter, „das klingt anders als der Wüstenwölfe Geheul." Von der Ferne her, immer näher dringend, ward, manchmal durch das Wiehern eines Rosses, durch den Erzklang aufeinander klirrender Waffen unterbrochen, durch die Stille der Wüstennacht von gar melodischer Stimme gesungen:

„Unter der Linden,
Auf der Heiden,
Wo ich mit meinem Trauten saß,
Da mögt ihr finden,
Wie wir beiden
Blumen brachen und das Gras.
Vor dem Wald mit hellem Schall,
Tandaradei,
Sang ihr Lied die Nachtigall."

Viertes Kapitel.

„Beim reichen Gott im Himmel," rief Friedmuth, „das ist Herrn Walthers Stimme!" Er sprang hastig auf und eilte aus dem Zelte, dem Ankömmling entgegen; langsamer folgte Herr Hermann.

Bald schritten ihm jene beiden Hand in Hand entgegen. Der neue Gast zählte gut über fünfzig Jahre. Aus der offenen Kesselhaube, die über dem Stirndach zwei fliegende Lerchen im blauen Felde wies, quoll das lange Haar, das noch in Fülle das edle Haupt, das freundliche und heitere Antlitz umrahmte. Das Gelock war schön kastanienbraun, aber schon stark mit Grau gemischt: noch mehr der krause Bart, der auf dieser Fahrt gar lang und breit gewachsen war. Der kluge, herzgescheite und herzgewinnende Blick des goldbraunen Auges war aber noch so jugendlich und noch so warm! Um den feingeschnittenen Mund spielte Güte und heitere, schalkhafte Laune: reichtönig und weichtönig erklang die schöne, die vielgeübte Stimme.

„Gott willkommen, edler Herr Walther! Welch guter Wind hat Euch gerade hierher geblasen?" — „Das Herz, mein hoher Herr von Salza, hat mich hergezogen. Friedilo und ich, wir sind alte gute Gesellen und Herzensfreunde, ob ich gleich sein Vater sein könnte, und Nachbarn seit vielen Jahren." „Nun: nähere Freunde als Nachbarn," fiel dieser ein. „Aber zum Freund ist's niemals weit und gar oft hab' ich frohe Rast gehalten und reiche Weide gefunden, als wär' ich selbst ein Falke und vom Kaiser Herrn Walther zur Pflege überwiesen, im guten Haus zur Vogelweide." — „Leider ist's arm, das Häuselein, und gar karg sind seine Zinse. Hab' ich nur

einmal, um das ich schon gar manchen Fürsten und drei römische Kaiser angesungen, hab' ich nur erst ein Lehen, — dann sollt Ihr den Walther als milden Wirt erkennen. — Als ich nun in Eurer holden, buchengrünen Heimat, Herr Hermann, im Thüringlande, fahrend, vernahm, der Herr Kaiser habe die Reichsministerialen des Etschlandes zur Kreuzfahrt aufgemahnt, — befehlen kann er's ja nicht! — da wußte ich, daß der Fragsburger nicht säumen werde. Und so schloß ich mich, die lang von mir gelobte Fahrt nun endlich anzutreten, der kleinen Schar an, die der junge Landgraf, Herr Ludwig — frohe Tage hab' ich gelebt auf seiner waldumrauschten Wartburg! — durch Bayerland über die Alpen und durch mein Eisackthal führte. Mein Dienstherr, der von Gufidaun, sah mich zwar ungern ziehen: aber zuletzt gab er mir doch Urlaub und schenkte mir zur Fahrt diesen grünen Waffenrock von Flanderzeug: — und dies wackere Hemd von Eisenschuppen und Maschen, in dem ich stecke vom Scheitel bis zur großen Zehe. Auch die Etschthaler Dienstmannen zogen Herrn Ludwig zu und wie warm empfing mich zu Bozen dieser Friedilo! So ritten wir denn zusammen die Etsch entlang nach Welschland hinein, nur kurze Zeit getrennt bei Genua, wohin mich der Kaiser entbot und wo ich damals Euch, Herr Hermann, traf. — Bei Perugia traf ich mit Friedmuth wieder zusammen und wir blieben bei einander bis zur Lagerung vor Joppe. Von da aus ward der junge Held hierher geschickt, zur äußersten Vorhut an der Wüstenmark. Mich Alten behielt der Herr Kaiser bei sich zurück." „Er wußte wohl warum," lachte Friedmuth. „Er liebt die edle, die frohe Kunst: und wer in seinen weiten Reichen, wer singt, seit die Nachtigall von Hagenau, Herr Reinmar, der Alte, verstummt ist, so süß wie dieser Liedermund?" „Jawohl," bestätigte der von Salza, „hat

doch selbst Gottfried von Straßburg . . . —" „Den hat Frau Minne selbst gelehrt!" unterbrach Walther.

„Nach Reinmars Tod gesungen:

Wer leitet nun der Sänger Schar
Im süßen Minnesang?
Ich finde die, ich bin nicht bang,
Die würdig unser Banner trag':
Die Meisterin, die wohl das mag,
Die von der Vogelweide."

Da fuhr Friedmuth fort:

„Wie schallt ihr Lied so wundervoll
Hin über Flur und Heide!
Wie reich sie wandelieret,
Wie fein sie modulieret."

„Und wie sie jetzt sich schämet, zu reich mit Lob verbrämet!" lachte Walther. „Als ich nun aber erfuhr, daß zu den Scharen links von dir Verstärkungen geschickt werden sollten, erbat und erhielt ich die Erlaubnis, mitzureiten. Ich bog nach rechts ab, als ich von ferne dein Lagerfeuer sah: ich wollte dir doch wieder einmal in die steten Augen blicken. Morgen früh reit' ich hinüber auf meinen Posten."

„Und ich mit Euch," fügte Herr Hermann bei; „ich hab' einen Auftrag an den Führer." „Was sind's für Ritter und wer ist der Führer?" fragte Friedmuth. — „Schwaben vom Lech und Allgäuer von der Iller; und es führt sie der Freyberger." — „Wie? Der Freyberger? Der vieledle Herr von Eisenberg?" — „Jawohl, Herr Julius." „Den segne der lichte Himmelsherr!" rief Friedmuth. „Er hat ihn schon gesegnet," sprach feierlich der Herr von Salza. „Denn er hat ihm das reinste Herz gegeben. — " „Mir aber hat heute der milde Gott hellste

Freude gegönnt," rief Friedmuth. „Er schickt mir die zwei liebsten Menschen, die mir auf Erden leben." „Gut, daß dich nicht Frau Wulfheid hört, die vielgestrenge," lachte Walther. „Sie trägt mir ohnehin wenig Gunst! Ein Sänger deucht ihr ein Tagedieb in Gottes Welt und die Harfe gar unnützer Hausrat." „Ach ja," meinte Friedmuth gutmütig. „Darüber gab es wohl oft Streit. Doch darüber auch allein. — Sie mag nichts von der Dichtung hören. Und mir — mir ist sie so teuer! Mir selber ist ja Lied und Sang gänzlich versagt, — aber ich hör' es gar so gern! Ein edles Lied, zumal dieses Vogelweiders da, könnte mich fortziehen, fortreißen, berauschen wie edler starker Wein: aber nur zu guten Werken." „Und das," lachte Walther, „war euer einziger Streit? Höre, Friedilo, du bist gar zu vergeßlich! Oder gar zu gut! Eifersucht ist ja Frau Wulfheid so unentbehrlich zum Leben — so notwendig ihrer Art, — wie — ja wie Atemholen! Da ihr nun der getreueste aller Ehemänner nie auch nur die Möglichkeit des Argwohnes wegen eines Schürzleins giebt, wirft sich ihr unbeschäftigter Zorn auf seine Freunde."

„Ja," meinte Herr Hermann lächelnd, „in Eifersucht um ein Weib möchte ich die tapfre Tochter Herrn Wulfgangs nicht gerne sehen. War sie doch einmal ziemlich unwirtlich gegen mich, nur weil ich ihr zuviel von ihres Mannes Gunst und Gedanken für mich zu nehmen schien." — „Jawohl! Ist sie doch sogar auf Tiere eifersüchtig! Schenke ich dem guten Friedmuth da, weil ich weiß: er hat die Vöglein gar lieb — wie jedes sinnige Menschenkind muß: wer Vöglein nicht mag, der ist dumm oder bös oder beides zumal! — schenk' ich ihm einen Steinrötel: ich sag' Euch, Herr Hermann, einen Vogel — ich hatt' ihn selbst gezogen! — viel gescheiter als die meisten Menschen, einen Vogel wie ein liebes Engelein! So zahm,

so zutraulich! Und gesungen hat er — schöner als die Chorknaben im Dom. Hat denn auch Friedmuth große Freude an dem klugen Tier gehabt und hat ihm das Futter selbst aus Hand und Mund gereicht und hat es gestreichelt — so! über die Flügeldecken hin! — und hat oft gar lange seinem herrlichen Gesang gelauscht. — Nun kurz: wie ich wieder auf die Fragsburg komme, ist der Vogel fort und Frau Wulfheid sagt mir: — im Glauben, ganz recht gethan zu haben: sie hat nämlich immer recht! — das dumme Vieh habe ich fliegen lassen, weil sich Friedmuth mehr mit ihm abgegeben hat, als mit mir!" „Das ist nun einmal ihre Art, zu lieben!" entschuldigte Friedmuth. „Die lohne ihr der üble Höllenwirt," lachte Walther.

Hermann sah, daß des Freundes offenes, heiteres Antlitz sich leise umwölkt hatte: er lenkte ab. „Wo habt Ihr Streitroß und Reiseroß gelassen?" fragte er Walther. „Bei den Knechten. Die letzte Strecke ging ich zu Fuße neben dem Reisegaul. Ich hatte unterwegs ein Lied eingefangen, — oder das Lied mich! — das in der Nachtluft flog. So die erste, die Grundgestalt eines Stückleins sinnieret sich ganz gut im Sattel: aber Reim und Gegenreim findet man besser zu Fuß. So ließ ich mir denn die kleine Harfe vom Kamel — denn auch ein solches gab uns der Kaiser mit — herunterreichen: — die hat's auch nicht geahnt, da sie der Meister zu Wien baute, daß sie einmal auf eines solch ungefügen Tieres Rücken liegen werde! — und hob an, zu greifen. Die Handschuhe an dem Schuppenhemd des Gufidauners habe ich mir längst abgehackt: nun trag' ich sie über den Sattel gehängt: denn sonst mußt' ich mich immer erst bis aufs Wams ausziehen, wann mir was einfiel und ich es auf den Saiten fingern wollte. So ging ich denn zu Fuß im tiefen Sand

und sang dazu, als ob ich mit der Herrin auf grüner kühler Heide zöge." — „Weißt du's noch, Walther, wie du, so zu Fuße wandernd und ‚steile Stiege stapfend‘, — da wir über den Jausen stiegen, auf der Bärenjagd im Waltenthal, aus dem Stegreif ein Lied sangst? Wie war es doch:

Deutsche Männer sind wohlgezogen,
Recht wie Engel sind die Frau'n von Art."

„Ja! Das war dazumal!"

„Ja! Und Herr Leutold von Saeven war der dritte! Weißt du noch, wie der dich damals ansang?"

„Höre, Walther, wie's mir steh,
Mein Trautgeselle von der Vogelweide!"

„Wohl, wohl! Aber wer war doch der vierte?"

„Das war dein Schüler, der eifrigste von allen, die dir nachstreben: der junge Herr von Rubein." — „Freilich! Der ist so eifrig, daß er manchmal, ohne es zu merken, meine Reime in die seinen mengt! Nun! Schadet nichts! Ich mach' halt neue!" — „Der träumt von dir am hellen Tage. Weißt du noch — wir anderen schliefen nach dem Jagdschmaus — da hatte er ein langes Loblied auf dich ersonnen und trug's uns vor. Ich glaub', ich kann's noch, so oft mußt' er mir's später wiederholen." — „Wann ich nicht dabei war!" „Nun einmal," meinte der Herr von Salza, „könnt Ihr's mir zuliebe wohl aushalten. Sag' mir's, Friedilo, wenn du's noch weißt."

Und Friedmuth hob an:

„Kein liebes Vöglein kommt zuleide,
Das dir in Garn und Schlaghaus geht!
Im Winter, wann durch Wald und Heide
Der Eiswind und der Hunger weht,

Da trifft in deiner Halle Weide,
Was zierlich Schopf und Fittich dreht:
Frei, sonder Käfig, hüpfen sie
Auf Harfe dir, auf Buch und Knie.

Dann ruhst du, deckend Bein mit Beine,
Das Kinn geneigt zur Hand geschmiegt,
Bei mattem Wintersonnwendscheine
Durch Hänflingsang in Lenz gewiegt,
Indes nach Donau, Mur und Rheine
Gedenken frührer Zeit dir fliegt,
Gedenken, wie du rangst und strittst
Und wie du minntest, sangst und littst.

Doch, wann der Frühling kaum vom weiten
Den scheuen Gruß der Halde beut,
Wann in dem roten, eisbefreiten
Geknosp der Saft sich schwellend neut,
Wann schüchtern um die Dämmerzeiten
Zuerst die Amsel lockt — wie heut'! —:
Dann schließt du auf die Winterfeste
Und hui! entschwirren deine Gäste. —

Und Undank ist nicht Vöglein Weise!
Sie kennt dich gut, die luft'ge Schar:
Ziehst du im Mai auf grüne Reise,
Wirst du geleitet wunderbar.
Das singt und flattert laut und leise
Zu Häupten dicht dir um das Haar
Und grüßt: ‚Herr Wirt der Winterrast,
Im Wald bist du nun unser Gast.‘

Und nun hebt's an. In Ätherreine
Trilliert der Lerchen Morgenchor,
Schwarzköpflein singt im Busch, das Feine,
Herr Fink schlägt schmetternd dir ins Ohr,
Bachstelzlein wippt auf feuchtem Steine
Und aus dem Eichstumpf lugt hervor,
Mit silbertönigem Gepiep,
Zaunköniglein, der kleine Dieb.

Ja, rings im Buchhag schwankt kein Reislein,
Von dem kein: Waldwillkomm! dir hallt:
Im Klopfen rasten Specht und Meislein,
Pirol, der flötet, daß es schallt,
Durchs nied're Weidicht schreit das Zeislein:
‚Herr Walther kam zum grünen Wald.‘
Und Nachtigall setzt sich zu ruh'n:
‚Du kamst und singst: — so schweig' ich nun.‘

Fünftes Kapitel.

„Ja,“ meinte Walther, „damals ist's gar schön gewesen. Und soviel Jahre weniger grau war ich auch! Und dort weht ein besser Lüftlein als in diesem Land: sie heißen's das gelobte! Das verfluchte sollten sie's nennen!“ schalt der Sänger. „Was? Wie!“ riefen da Herr Hermann und Friedmuth zugleich. „Ei, Herr Walther,“ neckte der erstere. „Widersprechen sich die Sänger so leicht' so bald?“ — „Ja, ja, Freund! Wie hast du doch schon zu Schiff, und gleich nach der Landung dies Land gerühmt! Wie lautete das doch anders! Gieb acht, ob ich's noch weiß:

Von allen Landen, allen Reichen,
Die je ich schaute, schön und hehr —“

Da fiel Herr Hermann ein:

„Kann keines sich mit dir vergleichen,
Du Land vor allen reich an Ehr'.“

Aber Walther selber fuhr fort:

„Wo eine Jungfrau einst gebar,
Hoch über aller Engel Schar.“

Und Friedmuth schloß tief feierlich:

„Solch Wunder sah man nimmerdar!“

„Nun und? Ihr zeiht mich ohne Grund des Widerrufs,“ sprach Walther. „Was hab' ich denn an diesem Land gepriesen? Doch wahrlich nur, was jeder Christenmensch mit Schauern der Ehrfurcht preisen muß! ‚Solch' Wunder sah man nimmerdar.‘ Ist das etwa nicht wahr? Und hab' ich etwa gesagt, daß hier ein gesunder Ruch und Wind wehe? Daß hier gut wohnen sei und daß wir Deutschen hier bleiben sollten? Sankt Georg soll uns davor bewahren! Unser Herrgott hat es auch nur gewählt, darin gemartert zu werden — dafür ist es freilich gut! — und darin zu sterben, nicht um so recht vergnügt darin zu leben. Was wir hier sollen, weiß nur der Teufel: und unser Kaiser, der ja des Teufels Wahlsohn ist, wie von allen Kanzeln die Pfaffen predigen. Ich aber stehe doch zu ihm: ‚mir ist nicht bang um meine Seele, steh ich zum Kaiser und zum Reich.‘“ Aber nun nahm Herr Hermann das Wort: „Ihr wißt, der Papst hat ihn vor Jahr und Tag gebannt, weil er, erkrankt, nicht binnen vorgesteckter Frist den früher, in jungen Jahren, versprochenen Kreuzzug ausführte!“ „Nicht ausführen konnte!“ unterbrach Walther. „Ich war dabei! Ich könnte dem heiligen Vater als Augenzeuge eiden, wie der Herr Kaiser, der schon das Schiff bestiegen hatte, gleich dem lieben Herrn Landgrafen Ludwig von Thüringen von der bösen Lagerseuche befallen wurde: beide mußten wieder landen bei Otrantum. Der fromme Landgraf — der jugendschöne Herr, noch nicht achtundzwanzig Jahre war er alt! — starb gleich darauf. Gott lohnt ihm jetzt seine Milde im Himmel: aber auf der Wartburg geht gar traurig unter Witwenschleier die reine Frau Elisabeth! — Und der Kaiser

war recht nahe daran, ihm nachzufolgen. Wie wankte, vom Fieber gerüttelt, die herrliche, die hohe Staufer-Gestalt! Wenn das der ‚Grimmige Gregor' nicht glaubt, — ich kann's beteuren." „Euch würde er auch nicht gerade sehr viel glauben," lächelte der Hochmeister. „Eure Sprüche wider Rom sind so unsanft —" — „Wie seine Briefe! Ist der Mann doch über achtzig Jahre. Er sollte Friede halten." — „Er ist versippt dem großen Innocenz und will dessen Werk vollenden. Sich aus dem Bann zu lösen, hat nun — zumal auf meinen dringenden Rat! — unser Herr dies Jahr die Meerfahrt angetreten! Denn aus dem Bann muß er sich lösen: sonst sprechen ihm die unbotmäßigen Fürsten daheim die Krone ab: und obenan mit Schein des Rechtes! Nun hat der heilige Vater aber den Bann erneut, weil ein Gebannter das Kreuz nicht tragen dürfe."

„Ja, ja," zürnte Walther. „Er hat uns nachgerufen, der Kaiser sei ein Diener Mohammeds! Und nicht als Pilger, als Seeräuber — piratae nennt man das! — zögen wir über die See. Du weißt es, — reicher Gott! — was ich bisher dabei geraubt habe!" „Und nur allzuviele im Lager," fiel der Deutschmeister bei, „sind froh, ihren Ungehorsam wider den Kaiser durch des Papstes Gebot gerechtfertigt zu finden. Außer seinen Haustruppen, vor allen seinen Arabern, sind ihm fast nur noch die Pisaner und die Genuesen treu: — deren Gonfaloniere half mir wacker." „Und die Deutschen," meinte Walther. „Das versteht sich von selbst," sagte Friedmuth. „Leider nicht, mein Sohn," seufzte der Hochmeister. „Er hat der Feinde genug daheim im Reich. Aber die Deutschen im Lager halten noch aus: hatte doch der Papst mir zugemutet, an Stelle des gebannten und jedes Rechts entkleideten Kaisers die Deutschen und die Lombarden zu befeh-

ligen: meine scharfe Weigerung hat denn auch manche Lombarden dem Kaiser treu erhalten.“ „Und hohe Zeit war es dazu,“ rief Walther. „Denn der heilige Vater hat zwei Mönche von den Franziskanern — des Papstes Jagdhunde nennen sie sich mit Stolz! — uns nachgeschickt nach Syria. Die haben — ich sah sie selbst in Akkon: recht lieblich waren sie! Der eine glich einer alten Nebelkrähe, der andere einem jungen Wiedehopf! — die haben überall den Bann verkündet und dem Patriarchen, den Ordensrittern, den Deutschen, ja allen Christen verboten, des Kaisers Kriegsbefehl oder Gerichtsbann zu gehorsamen. Und haben ferner ausgerufen: allen Kreuzfahrern, die gegen die Heiden und für Christi Grab das Gelübde gethan, ist das Gelübde gelöst, wenn sie nach dem Abendland umkehren und des Kaisers Erblande in Italia verwüsten helfen im Heere der päpstlichen Krieger. In den Bannern führen die Sankt Petri Schlüssel. Sehr überflüssig! Denn alle Kistenschlösser öffnen sie, alle Truhen leeren sie, — ohne Schlüssel! Alle Frauen verunehren sie! Ich wollte sehr, — verzeih mir's der milde Gott! — der Herr Kaiser kehrte diesen päpstlichen Wurfspeer um und spräche: wenn die Päpstlichen ärger sind als die Heiden, führ' ich das Kreuzheer gegen die Schlüsselschelme. Trotz meines grauen Bartes, — auf diese Dietrichritter möchte ich noch einmal weidlich schlagen.“ „Der Herr Papst hat noch viel schwerere Schuld als die Schrecken dieses Krieges auf seine Seele geladen,“ sprach der Hochmeister sehr ernst: „Er hat unseres großen Kaisers Herz abgewendet vom Herrn Christus selber, in dessen Dienst und Namen der Papst solche Thaten thut. Kaiser Friedrich glaubt schon lange nicht mehr an Rom: er glaubt auch herzlich wenig mehr an den Heiland.“ Da schlug Friedmuth mit tiefer Bewegung ein Kreuz: „Gott, gnadenreicher Herr, erleuchte ihn und rette seine Seele!“ „So

glaubt er wirklich an den Propheten seiner arabischen Leibwachen?“ fragte Walther, fast ängstlich.

„Nein, an den glaubt er auch nicht: er glaubt nur an sich selbst und seinen Stern, wie er es nennt,“ seufzte der Ritter. „Ist wenig!“ meinte der Sänger. „Der Himmelsherr mag jeden Christen davor wahren!“ „Nicht aus Mutwillen, Lieber, zweifelt jener edle Geist. Aus bittrer Not, aus Notwendigkeit — der Gedanken. Ich aber halte mir meinen Christenglauben immer wieder tüchtig sturmfrei, wie eine feste, kriegsbedrohte Burg. Allein der heilige Vater macht das oft zu saurer Arbeit. Und mein Kaiser, wie straft er meinen frommen Glauben oft mit Spott! Wenn der hohe Herr — er hat mehr Gedanken in seinem schönen, strahlenden Haupt als alle anderen Könige der Christenheit zusammen! — wenn er sich arabische Schriftgelehrte, jüdische Lehrer und unsere weisesten Äbte und Bischöfe nach Palermo kommen und sie in seiner Gegenwart Religionsgespräche halten läßt, indes unter seinen Augen im Zwinger Leopard, Panther und Gepard vor ihm sich balgen, während er den Falken streichelt oder Frau Giocondas wunderbar schönes Haupt, und dann und wann den Perserapfel taucht in den Wein von Chios und ihn mit feinem Schmunzeln in den hochmütig spöttischen Mund schiebt und wenn er dann, nachdem sie sich alle gegenseitig widerlegt haben und mit rotheißen Köpfen widereinander dräuen: — wenn er dann so vergnüglich seinen schönen rotbraunen Bart streicht und sie entläßt mit den Worten: ‚Ihr habt alle gleich recht, weise Herren‘ — und wenn die drei bösen Katzen unten sich niedergebalgt haben: — sie können einander nichts ernstliches anthun! — dann graut mir leise vor diesem Mann, desgleichen nie den deutschen Kaiserthron geschmückt.“ Da sprach Friedmuth traurig: „Ich kenne ihn soviel weniger als

Ihr: und doch: ich liebe ihn so heiß — und muß ihn tief beklagen! — O weh! O weh um ihn! Er glaubt nicht mehr an Christus den Herrn? Wie kann er leben dann? Wie glücklich sein? Vor wem mag er sich demütigen um Sündenschuld? Und, trifft ihn Unheil, unverschuldetes, wie mag er sich getrösten, daß es doch zum Guten führt? Wahrlich, ein niedriger und unkluger Mann bin ich gegen den Herrn Kaiser. Aber ich tausche nicht mit ihm! Denn mir meinen Christenglauben aus dem Herzen reißen, wo ihn gar tief die liebe Mutter eingewurzelt hat, — das kann kein Mensch und kein Geschick auf Erden. Eher möchte der Herr Kaiser mit seiner ausgestreckten Hand den schönen Abendstern vom Himmel pflücken." „Auch mir hat er," sprach der Deutschmeister, „nur ein paar Vorschanzen verbrannt: an die Hochburg meines Glaubens reichen seine Feuerpfeile nicht. Dürfte ich sonst noch dieses schwarze Kreuz hier tragen? Ja, sogar mit Rom muß ich ihn wieder aussöhnen trotz alledem, und trieben es der Bischof dort und andere übereifrige Pfaffen noch zehnmal ärger." „Kann mir das nicht recht vorstellen!" meinte Herr Walther. „Aber Euch, Herr Hochmeister, hat der Himmelsherr seine weiseste Gabe verliehen: das Maß; und mir ein heißes Herz, das noch im Alter hastet."

„Unablässig arbeite ich an der Versöhnung. Um des Reiches willen! Das ganz anderes dringend verlangt, als daß die beiden Häupter der Christenheit einander soviel Böses anthun, als sie nur können. Auch helfen mir dabei gar manche wackere Bischöfe in Welschland und im Reiche. So all die eurigen an Etsch und Eisack: sind alle gut kaiserlich." „Ja," bestätigte Friedmuth, „auch Frau Wulfheids Ohm: Herr Heinrich von Taufers, der seit kurzem den Bischofsstuhl von Brixen bestiegen, ist dem Kaiser treu ergeben."

„Und er ist ein gewaltiger Mann, der Herr Heinrich!" sprach der Hochmeister. „Ich kenne ihn genau: er hat ja viele Jahre fern Eurer Heimat in Welschland gelebt als Abt, aber auch als Vermittler zwischen Rom und Friedrich. Ein strenger Mann! Unerbittlich gegen das Unrecht, scharf im kanonischen Eifer! Darum hat ihm der Papst anbefohlen, um die gesunkene Zucht der Mönche und Nonnen in euren Bergen zu heben, auch in jenen Klöstern Visitation zu halten, die nicht unter Brixen, sondern unter Trient stehen oder Chur." „Es gefällt mir nur nicht an ihm," meinte Walther, „daß er so gerne Hexen brennt. Es giebt ja Hexen, gewiß: die Bibel sagt es, die Canones and die Reichsgesetze. Aber nicht jedes alte arme Weib, das rote Augen hat und mit sich selber redet, auch wohl ihren Nachbarn mal was Böses anwünscht — das thun wir alle manchmal! — ist des Teufels Buhlin. Der Teufel hat auch gar keinen so schlechten Geschmack, daß er sich so oft die ältesten aussuchte! — Herr Heinrich aber stößt auf Hexen, wie die Krähe auf den Uhu. Der verbrennt seine eigene Nichte, Frau Wulfheid, gilt sie ihm als Hexe, so ruhig, wie jede Bettlerin." „Ja, gerade auch zur Ausbrennung der Hexen — ein traurig Geschäft! — hat ihm der Papst für Euer Land besondere Einschärfung und Vollmacht gegeben," fuhr der Herr von Salza fort. „Aber er ist von unbeugsamem Rechtssinn: fest und hart und klar, freilich auch unerweichbar, wie Diamant. Ich darf ihn fast meinen Freund rühmen." „Ich kenne ihn beinah' gar nicht," sagte Friedmuth. „Er kam erst ganz kurz vor dieser Kreuzfahrt aus Welschland in die Heimat zurück. Und vor meiner Verheiratung trennte ja bitt're Fehde uns Schännaer von den Herren von Fragsburg und von Taufers." „Aber zur Zeit," seufzte Herr Hermann, „kann ich nichts ausrichten in Versöhnung und Vermittlung. Der

Kaiser hat, einmal hier in Asia gelandet, seines großen Vaters Pläne wieder aufgegriffen. Gleich unterwegs, im Vorüberfahren, hat er das schöne Eiland Cypria als kaiserliches Lehen in gute Verwaltung genommen.“ „Heißt er doch jetzt schon König von Jerusalem,“ fiel Walther ein. — „An diese Krone — ja vielleicht auch an die von Byzanz! — denkt er vielmehr, der herrschgewaltige Mann, als an das Grab Christi.“ „Dies Grab ist — leer,“ sprach Friedmuth ernst. „Der Herr Christus aber thront über den Wolken zur Rechten Gottvaters, des starken Himmelskönigs. Der reiche Christ da oben kann, wenn er es will, sein ehemaliges Grab selbst schützen und die frommen Pilger.“ „Die frommen Pilger sind leider oft sehr unfromm,“ grollte Herr Hermann. „Da streiten sie mit Worten und Waffen um den rechten Glauben oder um ihre Privilegien, in der heiligen Grabeskirche selbst, so daß — zur Schande der Christenheit! — die Heiden den Frieden des Ortes schützen müssen gegen die Frevel der Templer, Turcopulen und Pullanen.“ „Ich bin ein schlichter Mann,“ sprach Friedmuth, „und verstehe nichts von den Plänen unseres Herrn. Aber nach meinem Unverstand ist Zeit und Kraft und Gut und alles verloren, was unser Kaiser auf dies Land wendet: — es ist, wie wenn er edelsten Saatweizen nähme und in die Wüste würfe: der Wind verweht's, der Sand verschüttet's: — ohne Spur und ohne Frucht vergeht's.“ „Dein Unverstand ist klarste Einsicht,“ sagte Hermann. „Täglich warne ich den Herrn in gleichem Sinne. — Buchstäblich hast du recht mit deinen Worten! Vor zehn Jahren haben wir deutschen Herren am Nordeingang der Wüste eine Siedelung gegründet: Kolonie nennen wir's gar vornehm. Mit unsäglicher Mühe ward eine Straße gebaut, eine Umschanzung aufgeworfen, ein Brunnen erbohrt. — Jetzt, bei dieser

Heerfahrt, führt mich eine Gesandtschaftsreise wieder über den Ort: — alles spurlos verschwunden! Die Menschen am Wüstenfieber, am Durst, an der Sonne verschmachtet oder geflüchtet: Straße, Schanzen, Brunnen so haushoch vom Sande verschüttet, daß wir mit größter Mühe an ein paar Ziegelsteinen die Stätte wieder erkannten. Ich habe den Kaiser und seine vertrautesten Räte dorthin geführt, aber auch noch andere:" — er hielt inne: und noch ernster ward sein Antlitz.

„Wen?" fragte Walther. „Wenn es kein Geheimnis ist," meinte Friedmuth bescheiden. — „Für euch schon jetzt nicht mehr: — bald, hoff' ich, für niemand mehr. Schweigt noch einstweilen: die anderen waren die Komture meiner deutschen Herren!"

Sechstes Kapitel.

„Alles Heil euch tapferen Männern mit dem schwarzen Kreuz auf weißem Mantel!" rief Friedmuth begeistert. „Groß ist euer Ruhm bei Christen und bei Heiden. Ich habe euch oft an der Arbeit gesehen: am Bette der Pestkranken in euerem Hause zu Akkon oder auf glühendem Wüstenweg als Begleiter der Pilger, im Kampf mit zehnfacher Überzahl!" — „Aber doch erst, seit Herr Hermann sie leitet, kommen die deutschen Herren zum längst verdienten Ansehen: hat sie doch der Papst erst seit kurzem gleichgestellt den Templern und den Hospitalitern." „Ja, seit wann? und warum?" rühmte der Fragsburger mit blitzenden Augen, auf des Hochmeisters Schild deutend, der an der Zeltstange lehnte. „Weil vor Damiette dieser

weise Mann des Rates, dieser vorbedächtige Herr Hermann, so gewaltige Schwertstreiche geschwungen hat, den neidischen Templern zur Seite, daß Papst und Kaiser ihm in das schwarze Kreuz seines Hochmeisterschildes — hier! — das Goldkreuz von Jerusalem gesetzt haben. Das darf kein anderer führen." „Und damals war es doch, — jetzt sind's neun Jahre," — fragte Herr Walther, „daß der hochmütige Franzose — wie hieß er? Héron?" „Es war," antwortete Friedmuth rasch und stolz, „der Connétable Héron de Taillefer-Bréholle." — „Nicht wahr, der ritt an Euch heran, senkte seine Lanze und sprach: ‚Beim Glanze Gottes, nun will ich an der Loire melden, daß die Deutschen fast soviel besser das Schwert als wir die Lanze führen.'" „Ja," sagte der Herr von Salza ruhig. Ich lud ihn darauf gar sehr höflich zum Lanzenrennen in dem eroberten Damiette und stach ihn beim dritten Anrennen vom Gaul." „Und Gott hat euch wunderbar gesegnet von Anbeginn," sprach Friedmuth. „Was ist doch der Orden gewachsen, seit vor einem Menschenalter, ein paar wackere Bürger von Lübeck und Bremen im Lager vor Akkon aus einem alten zerschlissenen Segel ein Zelt errichteten — das war das erste ‚deutsche Haus': ohne Balken und Dach! — für kranke deutsche Pilger. Denn Templer und Hospitaliter wollten nur Franzosen und Welsche pflegen und schützen." — „Ja, die Templer! Meine Ritter haben ein Sprichwort: ‚Dem wahren Kreuz hat das rote mehr denn der Halbmond geschadet.' Wie mußte ich doch streiten wider die Herren vom Tempel, des Papstes Innocenz Schoßsöhne! Nicht einmal den weißen Mantel wollten sie uns tragen lassen! Der Papst entschied zuletzt: aus schlechterem Stoff als der Templer muß unser Mantel sein." „Das bringt euch keine Schande!" sprach Friedmuth. „Freuden und Prunk ver-

sagt euch euer Gelübde: ihr dürft ja gar, ihr Brüder vom deutschen Hause Sankt Marien, an Sattel und Zaum, an Helm und Schild, nicht Gold, Silber oder weltliche Farbe führen." „Papst Innocenz war uns wenig hold," fuhr der Hochmeister fort. „Aber Honorius und jetzt Gregor hab' ich allerlei Privilegien abgerungen. Die Staufer jedoch haben uns von jeher hoch geehrt: Herr Heinrich, Herr Philipp, und nun gar der gewaltige Friedrich. Ich schlug sogar ein Vorrecht aus, das er uns bot," lächelte Hermann. — „Welches?" — „Daß jeder, der bei uns eintrat, seiner Geldschulden sollte ledig sein. Ich scheute den großen Zulauf." „Dagegen gebot er aber," — meinte Friedmuth, — „so sehr liebt er dich! — daß der Deutschmeister, so oft er zu Hofe kommt, er mit sechs Berittenen des Kaisers Ehrengast sein solle." „Gewaltiges habt ihr hier in Krieg und Frieden geleistet," bestätigte Walther. „Und doch ist all' das, fürcht' auch ich, wie Ihr gesagt, Weizen in der Wüste. Heimat schafft ihr den Deutschen nie in diesem Land. Und je mehr Zeit und Kraft und Blut wir hier vergeuden . . ." „Desto mehr," fiel Hermann von Salza ein, „entziehen wir unsern Nord- und Ostmarken daheim, wo der Wenden und anderer Slaven von mancherlei Namen wegen unsere Bauern, bis zur Elbe hin, nicht mehr anders pflügen können, als im Brustharnisch und den Speer angeriemt. Ich meine, wir hätten an der Elbe, ja über die Elbe hin, bis an den Wysselstrom, viel dringendere Arbeit als hier, zwischen Jordan und Meer." „Wie meinst du das?" fragte Friedmuth, ernst und eifrig. „Über die Elbe hin — an die Wyssula? Von diesem Lande möcht' ich wohl mehr erkunden! Ein Pilger von dort her, auf dem Weg nach Rom, kehrte einst bei uns ein. Er trug einen weißen Rock von Schaffellen, die Wolle nach innen, Schuhe von Holz und, bis über

die nackten Kniee empor, Riemenwerk; vier kurze Holzkeulen staken in seinem Gurt. Sein Bischof hatte ihm eine Romfahrt als Buße auferlegt, weil er viele Christen erschlagen hatte: ein heidnischer Pruzze, ein Häuptling, war er gewesen: jetzt war er getauft. Aber zufällig donnerte es gerade, als er bei uns war: da rief er immerfort: ‚Perkud, Perkun!‘ und schlug dann ein Kreuz und weinte sehr, daß er den alten Donnergott nicht vergessen könne. Eine Kröte, die des Weges sprang, fing er: fast weinend, küßte er sie dreimal und ließ sie dann frei. Auf meine Frage sprach er: ‚Um Verzeihung bat Warputus die Göttin, daß der Philipp ihr nicht mehr Schnecken opfern darf und sie anbeten: Vater Christian‘: — wer mag das sein?“ „Das ist Herr Christian, einst Mönch von Oliva, jetzt Bischof von Pruzzenland,“ nickte der Hochmeister. „‚Christian hat es Philipp verboten,‘ fuhr er fort, ‚aber Warputus hat die Krötengöttin heute noch viel lieber, als den Vater Christian.‘ Ich verstand das nicht: da sprach er: ‚Warputus hieß ich, da ich froh war und der Hölle Eigen: jetzt heiß' ich Philipp, bin des Himmels Eigen und sehr traurig.‘ Dann schenkte er uns gelbe, undurchsichtige Glaskugeln: die warf er auf den Herd, das gab einen Rauch, köstlicher als der Weihrauch in dem Dom zu Brixen. Denn gar gutmütig war er: nur ein wenig einfältig! So konnte er die Tage nur zählen, indem er jeden Abend einen Knoten in seinen Gürtelstrick knüpfte. Was war das wohl für Glas?“ „Bernstein,“ sprach Herr Walther. „Ein wundersam Gewächs: Goldstein der See. Wo das die Wogen ausspülen, da soll die Welt zu Ende gehen.“ „Noch nicht ganz,“ lächelte Herr Hermann. „Denkt euch nur,“ fuhr Friedmuth fort, „er wollte uns glauben machen, in seiner Heimat gebe es Berge, die, wandernd, in Jahrzehnten

Hütten und Wälder bedecken und nach langer, langer Zeit anderswohin wandern." „Das ist doch gewiß nicht wahr?" meinte Walther.

„Ja, es ist wahr," sprach der Hochmeister. „Aber sie sind von lauter Sand, diese Berge oder Hügel. Dünen heißen sie." — „Recht elend mag's dort wohl zu leben sein. Denn —" „Da können gar keine Menschen leben!" sprach Herr Walther sehr ernsthaft. „Höchstens Pruzzen und Samaiten: die sind's gewohnt." „Denn," fuhr Friedmuth fort, „der beste Wein mundete ihm wenig, den wir ihm boten. Aber als er an dem Roßstall vorbeikam, blieb er plötzlich stehen, schnupperte in die Luft, stieß einen wilden Schrei aus, rannte hinein, schob das Fohlen weg, das an der Stute trank, und sog, vor Wonne schnalzend, deren Milch. Er fragte — zu Frau Wulfheids großem Zorn — nach meinen anderen Weibern: ich sei ja ein reicher Fürst im Vergleich mit ihm: aber er habe doch daheim sieben Frauen gehabt und auch nach der Taufe nur vier verkauft: — die mehr ältlichen. Mit Frau Wulfheid verdarb er's gleich zu Anfang, weil sie ihm nicht die schmutzigen Füße waschen wollte: er meinte, das komme der Wirtin zu. Er wunderte sich sehr, als wir vom Tisch aufstanden: ‚Bei uns daheim,' sprach er, ‚trinken Gast und Wirt bei jedem Gelag den Honigmet, bis beide auf der Schilfstreu liegen.' Und da wir einmal an die Etsch hinunterstiegen, zu fischen, — er fragte immer nach Fischen, obwohl nicht Fastenzeit war, und aß sie fast lieber roh, noch zappelnd, als in Frau Wulfheids bester Brühe — da flog eine Krähe vor uns auf. Der Gast griff einen Stein, und traf die Krähe im Fluge: sie fiel, er sprang hinzu und — sie war noch nicht tot! — biß ihr den Kopf mit den Zähnen ein. Ich staunte. Er aber sprach: ‚O fremder Vater: in unserem Land sind viele Krähen und

wenige Messer. Man muß der Messer schonen. Unsere stolzen Nachbarn, die Polaben, nennen uns wohl die Krähenbeißer: — aber die haben viele Messer und essen Brot, nicht wie wir, Krähen und Fische.‘ Und er bat gar flehentlich, daß ihm Frau Wulfheid die Krähe zum Abendimbiß braten ließ, schob das Haselhuhn zurück, aß die Krähe und weinte darüber vor Heimweh. ‚Denn,‘ sagte er, ‚schön ist's nur bei uns. Diese Berge verdrücken mir den Atem.‘“ „Ja!“ meinte der Herr von Salza, sehr langsam sprechend, „dort ist's wohl noch gar wild und öd und arm. Aber gerade dies Bernsteinland, dies Dünenland, — das sollten wir haben.“ „Doch nicht wegen der Krähen?“ lachte Herr Walther. — „Nein! Aber seht, es ist keine Ruhe mit diesen Wenden und anderen Heiden, bis wir sie nicht nur von vorn abwehren, bis wir sie auch vom Rücken fassen können. Wie die Grenzen jetzt dort laufen, ist gar nicht auszusorgen! Seht,“ und er schob den Mantel zurück, auf dem sie lagen, und zeichnete mit der Spitze der Scheide seines mächtigen Schwertes, die er ergriff, in den Sand der Wüste vor sich hin: „So lang gestreckt und offen läuft unsere Ostmark von Mittag gen Mitternacht. Nun liegt aber jenes Heidenland der Preußen den Polaben im Nordosten. Seht ihr, so!“ „Das leuchtet mir ein!“ fiel Friedmuth sehr eifrig ein. — „Und all die Tausende und Zehntausende, die Jahr für Jahr ein wirrer Drang nach heiligen — oder unheiligen! — Abenteuern aus unseren Marken über See führt und die, — sie blühen nun oder sie verdorren, — fürs Reich verloren sind, die blieben uns erhalten. Und man könnte sie schön langsam zurückdrängen gen Aufgang, diese dumpfen Wenden. Sie starren von Schmutz. Ich kenne sie! In Kärnten hab' ich gegen sie gefochten.“ „Da würd' es wohl noch langer Arbeit brauchen mit Pflug und Schwert,“ meinte

Walther. „Aber es wäre doch Arbeit, die haftete, nicht, wie hier, verwehte,“ erwiderte Hermann. „Noch anderes kommt hinzu, — ein Großes! — was ich jetzt noch nicht enthüllen darf. Doch ist's im Werk. Und ihr beiden sollt davon vernehmen: — vor anderen.“ „Und ob unsereiner auch wohl nur schwer dort leben kann in so rauhem Norden, — ich meine, es atmet sich doch noch gesünder, als in diesem giftigen Wüstenschmack!“ rief Friedmuth. — „Und wenn die Zeit dazu gereift, dann, Freund Walther, — ich werd' Euch mahnen zu rechter Stunde! — dann sollt Ihr mir durch Eure Weisen Eure Deutschen ebenso zur Kreuzfahrt nach Pruzzenland begeistern, wie Ihr sie nach Palästina gerufen habt.“

Siebentes Kapitel.

„Wohl, wohl,“ meinte Herr Walther. „Wohin die Pflicht ruft und das Reich, dahin muß man gehen, sei's an den Jordan, sei's an die Wyssula. Ich geh' auch selbst hin, muß es sein. Aber lieber wär' mir's schon, ich dürfte meine Pflicht fürs Reich thun in einem Lande, wo ... —“ „Recht guter Wein wächst,“ fiel da eine helle Stimme ein, „nicht wahr, Herr Walther?“ Hezilo guckte, den leeren Becher wieder füllend, ihm über die Schulter. „Büble, Büble,“ drohte Friedmuth, „deiner Keckheit wird fast allzuviel. Herr Walther sollte dich walken.“ „Laß das Garzünlein,“ lachte dieser. „Kinder und Narren sprechen wahr. Und da dieser Fratz ein Kind und ein Narr zugleich, so spricht er doppelt wahr. Das Trinken ist nicht meine schlechteste Kunst. ‚Denn durstig sind die Sänger‘: es ist ein alt gut Wort.“

„Ein Kind?“ zürnte Hezilo. „Bald neunzehn Winter zähl' ich! Und ein verlobter Bräutigam! Übers Jahr hoffe ich, die drei Herren zu meiner Hochzeit zu laden im äußern Hof zu Goyen. Ein Narr? — Das will ich nicht bestreiten! Besser ein fröhlicher Narr denn ein trübseliger Weiser! — Mit dem Walken aber hat es gute Weile. In der Wüste wachsen keine Haselstecken, wie sie der Herr Minnesänger gerne schneidet — gegen seine Garzünlein, die Singerknaben. — Allein, Herr Walther, ich hätte eine Bitte — Ihr ahnt sie wohl? — Es ist wieder dieselbe — wie daheim und auf dem Schiff — es ist wieder . . . —“ „Die Pfeife! Die verfluchte Schwegelpfeife?“ rief Herr Walther. „Bub! Unglücksbub! Lieber lauf' ich in die Wüste und höre die Wüstenfüchse bellen als nochmal deine Singerkunst.“ „Lauter Brotneid!“ rief Hezilo, und zog aus dem Wams eine kurze Rohrpfeife: sieben Schilfrohre mit Wachs aneinandergeklebt, immer kürzer geschnitten von rechts nach links zu, wie sie die Hirtenbuben schneiden aus dem Schilf der Etsch. „Ich hab' eine neue Weise gefunden zu einem Eurer Taglieder: — die sollt Ihr hören, Herr Walther! — Nur ein einziges Mal — in Eurem ganzen Leben! — Ich bitt' Euch, sie ist wirklich wunderschön!“ Und sofort setzte er die Pfeife an und hub an, laut zu blasen. Bei den ersten Tönen begannen alle die zottigen Hunde, die das Lager bewachten, bitterlich zu heulen: Herr Walther aber sprang auf, den Spielmann zu greifen: dieser entwich aus dem Zelt in das Dunkel.

„Wenn nur der Teufel käme und dir die verfluchten Quiekröhren vom Schnabel risse! — Ich wollte ihm zum Dank den Schweif vergolden!“ rief der Sänger dem Fliehenden nach. „Ist ein grundgescheiter Bub und keine Verdrehnis sonst an ihm. Aber er glaubt, er blase wunderbarlich und doch sind alle seine Töne falsch. Nur sein

Schatz findet alles schön.“ „Ja, ja, es ist grausam, wie er bläst,“ lachte Friedmuth. „Seine Töne sind falsch. Aber das ist auch das einzige Falsch an ihm. Er ist getreu: treu mir und seinem Trinelein.“ — „Wäre schad' um das Büble, wenn ihn hier Fieber oder Pfeil wegraffte. Bildsauber ist er auch: fast wie Herr Tristan oder gar Herr Parzival: noch beinahe bartlos, mit rosenrotem Mündlein, lieblich und licht von Haut — so recht der Frauen Wunschesart. Aber was hat ihn hergeführt? Er ist nicht dein Dienstmann.“ — „Nein! Er sitzt als freier Mann auf dem äußeren Hof zu Goyen; aber der Hof, wie der innere, auf dem Katharinas Vater baut, gehört dem Bischof von Chur. Der hat die Vogtei über diese Höfe mir, das heißt: der Fragsburg verliehen. Schon als Kinder haben Hezilo und seines Nachbars Töchterlein sich, wie im Spiel, verlobt: das Spiel ward Ernst, als sie keine Kinder mehr waren. Doch können sie als Vögtlinge ohne Zustimmung des Bischofs von Chur nicht heiraten: und der Bischof, Herr Berchtold, der Helfensteiner, hat, schon seit Damiette in Heidenhand gefallen, zumal aber seit die Kreuzpfaffen, die Papst Gregor aussendet, wieder so eifrig predigen, kaum was anderes mehr in Gedanken als das gelobte Land. Bevor ich dem Kaiser hierher folgte, wollte ich die Kinder verheiraten. Aber da ich nun mit ihnen des Bischofs Einwilligung erbat, schrieb der: ‚Ja, aber nur unter dem Beding, daß die Braut jährlich sechs Pfund Wachs von ihrem Muttergut zu Schänna der Kapelle zu Kains als Martinizins aufläßt.‘ Das sagten die Braut und ihr Vater gerne zu. ‚Und,‘ schrieb der Bischof weiter, ‚wenn der Bräutigam das Kreuz nimmt und Jahr und Tag im heiligen Lande dient.‘ Da, als ich ihm das vorlas, machte er ein lang Gesicht und das Kathrinelein weinte bittere Thränen. Es sah ihn schon gespießt an eines

grimmen Heiden Speere! Ich tröstete die Kleine und versprach ihr in die Hand, den Knaben selbst mit mir zu nehmen und besser als auf mich auf ihn zu achten." — „Und wie hast du dein Wort gehalten! Gleich bei der Landung im Hafen von Akkon! Der gute Hezilo zog — aus purer Neugier — den Vorhang von einer reichen Sänfte, die vorübergetragen ward, zurück: — er ahnte nicht, daß eine Saracenin, eines ägyptischen Gesandten Tochter, darin saß. Im Augenblick blinkten zwanzig Dolche wütiger Heiden gegen den Niedergeworfenen: — wie standest du da plötzlich in der Mitte, fingst den schlimmsten Stoß mit dem Arm und wehrtest der Überzahl, wie ein Bär die Meute abschüttelt, bis euch Hilfe beisprang."

„Das sieht ihm gleich," sprach der Herr von Salza. „Er lebt nicht sich — er lebt, mehr als gar mancher Ordensritter — für andere." — „Und stirbt für sie! Schon auf der Überfahrt — für ein fremdes Kind — sprang er — —" — „Schweig still, Walther. Trinke lieber noch eins." Und Friedmuth füllte ihm den Becher aufs neue. „Wenn ich soviel Wasser hätte schlucken müssen, wie du damals, zumal Salzwasser! — Aber da fällt mir ein: — beim Trinken — kennt ihr den Böppele von Boblingen?"

Achtes Kapitel.

Friedmuth verneinte. Aber Herr Hermann sprach nachsinnend: — „Böppele? Ich meine: ja: den ‚Böppele' nannten sie ihn. — Ja, den hab' ich wohl gekannt — bei Genua — nicht? Was ist mit dem drolligen Kauz?" „Und was ist Boblingen?" fragte Friedmuth. — „Hei,

Boblingen ist ein kleines Nest in Alamannien: ein Haufe von Hütten, der aber eine Mauer um sich gezogen und vom Kaiser eine ‚Marktfreiheit‘ erbettelt hat. Durstig müssen sie sein, die Boblinger. Denn obzwar nur ein paar hundert Männlein und Weiblein dort leben, haben sie einen eigenen zünftigen Weinschank von Ratswegen eingesetzt und verpachtet und ein lustiger Kumpan, der früher als Schuster eingegildet war, — das ist ein durstig Handwerk! — der hat es gepachtet. Er war von den ehrsamen Schemelhockern ausgestoßen wegen Innungsschulden und loser, nicht schlechter Streiche, — mein Freund Böppele ist ein arger Schalk, aber kein allzu arger Schelm! — Und ist seit Jahren viel herumgezogen, billigen Wein einzukaufen, ihn, verdünnt und teuer, daheim seinen Boblingern zu verzapfen. So traf ich ihn früher auch manchmal im Eisackland. Aber gar viele Jahre war er ausgeblieben. Als ich nun auf der Fahrt hierher nach der reichen Hafenstadt Genua kam, war da in der Stadt auch ein Herr Egino vom Hohenbühl aus Schwabenland, ein Nachbar der Böblinger Burgensen. Der hatte nicht das Kreuz genommen, sondern nur einen Auftrag des Pfalzgrafen von Tübingen bei dem Kaiser und bei dem Rat von Genua auszurichten. Mit dem Hohenbühler ritt ich einmal an einem heißen, durstigen Sommertag zu den Thoren von Genua heraus und wir kamen an ein Fischerdorf, heißt Sestris. Da winkt an einer Schenke, nach deutscher Sitte, ein grüner Rebenzweig oben von der Thür, zum Zeichen, daß hier Wein geschenkt wird. Wir treten beide in den kühlen Steinflur, wo es ganz erstaunlich sauber aussieht — gar nicht welsch! — und rufen nach dem Schankwirt: ‚Gleich, gleich!‘ tönt es ganz gut schwäbisch, und aus dem Keller taucht empor — mein Böppele: — der Alte, nur viel runder an dem Bauch und röter an der Nase. Jedoch

kaum erschaut er den Hohenbühler, als er hurtig entweichen will. Der aber schreit. ‚Was, der Böppele? So büßt der meine Sünden ab?‘ hascht ihn am Wams und schlägt mit der Faust gar eilig und kräftig auf ihn los. ‚Du arger Unnütz, du Lügengauch! Da! das ist für das heilige Grab! und das für Bethlehem!‘ ‚O weh,‘ und immer mehr ‚o weh!‘ schreit der. ‚Lasset, schonet! Schenkt mir die andern heiligen Örter! Ich will ja alles bekennen und das Geld herausgeben, — sofern ich's noch haben sollte,‘ sagte er dann vorsichtig, als der Zornige losließ, und er sich, den Rücken reibend, erhob. Und nun — ich mach' es kurz — nun kam's heraus. Der vom Hohenbühl hatte mal im Heißzorn einen Pfaffen, der ihn öfter zu allerlei unbequemen Tugenden recht störend vermahnte, heftig verhauen: da das leider während eines Gottesfriedens geschehen, den der Bischof von Augsburg, die Reichsstadt Ulm und der Pfalzgraf von Tübingen miteinander beschworen hatten, konnte der Geschlagene — der Hohenbühler meint, es war gar nicht arg gewesen: kaum wie man einen zuchtlosen Braken haut — auch noch beim Bischof klagen vor geistlichem Gericht, nachdem der arme Herr Egino die weltliche Buße und Wette schon hatte bezahlen müssen. Der Augsburger Bischof, Herr Siboto, ist nun gerade so versessen auf die Kreuzfahrten, wie sein Amtsbruder zu Chur und legte dem wackeren Ritter eine Kreuzfahrt auf, von Jahr und Tag, zwischen Jerusalem und Damiette zu verleben. Das taugte nun dem jungen Herrn Egino wenig; er konnte wirklich nicht fort damals: denn er warb um Jungfrau Zisa, des zweiten Bürgermeisters von Augsburg junge Tochter. Und die war nicht nur sehr schön, — auch sehr reich, und das alte, morsche Mauerwerk des Hohenbühls schrie aus vielen Mauerlöchern nach baldiger, gründlicher Flickung, sollte es nicht für Krähen und

Eulen allein bewohnbar werden, die jetzt schon besser als Menschen darin Hausung fanden. Nun kurz: Herr Egino ritt, wohin? Ratet —: wohin?" „Wie soll ich das wissen!" lachte Friedmuth. „Hm," überlegte der Hochmeister, „da — am Neckar? — Wenn er gut beraten war, ritt er zu dem Burgpfaffen von Tübingen. Der ist im Lande der Schwaben in Kreuzfahrtgelübden einer der Allergelehrtesten."

„Richtig! Zu dem ritt er, zu dem ‚weisen Bruder' von Tübingen und versprach ihm gleich bei der Begrüßung — denn das ist das Hauptstück der Weisheit des Bruders, daß er nichts umsonst thut! — die Eichelmast für seine Schweine im Hag von Hohenbühl, wenn er ihm einen gottgefälligen kanonischen Ausweg finde. Der Weise von Tübingen besann sich nicht lang und sprach: ‚Erst setzt, ehe wir weiter reden, Euer Kreuz unter diese Eichelmast-Urkunde.' Und als das der Hohenbühler gethan, sagte der Mann Gottes bloß das eine Wort: ‚Kreuzfahrt durch Stellvertretung.' Dumm ist Herr Egino nun auch nicht: er verstand sofort, daß die Kirche Stellvertretung zuläßt. Der Burgpfaff machte auch den Böppele ausfindig: der war ganz willig für eine geringe — auffallend geringe! — Summe den Weinschank in der Winkelgaß zu Boblingen zu sperren und für des Hohenbühlers Seelenheil auf Jahr und Tag ins gelobte Land zu ziehen und am heiligen Grab zu beten, dabei auch mit einem leichten Fuchssperlein, einer Armbrust und zwölf Pfeilen wider die Heiden zu streiten, falls ihn solche *angriffen*. Heiden *aufzusuchen*, um sie anzurennen, sollte er nicht gebunden sein, wenn er es nicht freiwillig aus Kampfgier thun wolle, was wenig wahrscheinlich. — Auch mußte der Ritter ihm die Trutzwaffen liefern, eine mittelgute Mähre stellen und einen armslangen Reiterschild als Schutzgewaffen. All das empfing

er von Herrn Egino und auch die Pfennige im voraus. Freilich mußte der Ritter leider um die letzteren erst einen Augsburger Juden werfen, der zur Jakobimesse nach Ulm zog; da es nicht im Gottesfrieden geschah, — auf Rat des Tübinger Gottesgelehrten hatte der Hohenbühler diesmal weislich gewartet, bis des Friedens Frist abgelaufen war! — nur im Augsburger Weichbildfrieden, war es nicht besonders sündhaft. Und da der Jude ihn in der Finsternis nicht erkannte, hat es dem wackeren Herrn auch weltlich nicht geschadet. Nur der Jude verlor drei Vorderzähne darüber, da er zuletzt, während ihm der Ritter beide Hände hielt, seinen Geldgurt mit dem Munde festhalten wollte in seinem schmutzigen und echt jüdisch-verstockten Geiz und Eigensinn und ihm daher — durch seine Schuld! — der Mund mit dem Schwertgriff ein wenig locker gemacht werden mußte. Also war nun alles gut: der Jude verlor seine Zähne und Pfennige, der Böppele erhielt Pfennige, Gewaffen und Gaul. Der arme Herr Egino konnte im Lande bleiben und die schöne Zisa von Augsburg auf den Hohenbühl führen. Der Bischof selber traute sie im Dom: und die guten Burgensen von Augsburg verehrten ihr einen schönen Smaragd für ihren dritten Finger: nicht ahnend, daß der andere Smaragd, an ihrem vierten Finger, den ihr kürzlich Herr Egino geschenkt hatte, aus dem Schmuckladen des reichsten Juden von Augsburg, Jochai, gekauft, diesem Jochai mit seinem eigenen Golde war bezahlt worden und daß derselbe noch unwissentlich ein paar Zähne als Zuwage gegeben hatte. So wäre also alles ganz schön verteilt gewesen. Den Ritter hatte es nur gewundert, daß der Böppele, der gar nicht geldblöde ist, für so wenige Pfennige die weite, gefährliche Fahrt wagen wollte. Jedoch der hatte gesagt, er habe selbst ganz unaufhaltsame Sehnsucht nach dem gelobten Land: seine Nachbarn aber mein-

ten, Frau Zahme — ‚Zahmmuthe‘ war sie getauft, allein die Bürger von Boblingen und die Gauleute auf ein paar Meilen im Umkreis hatten sie lange ‚Frau Zankmuthe‘ oder auch ‚Frau Zanke‘ umgetauft —, seine Ehehälfte, sei so bösartig, daß er lieber in der Heiden Hände fallen wolle — das seien doch noch unbekannte Schrecknisse — als die altbekannten Schrecknisse unter den Händen Frau Zahmes länger tragen.

Auch kamen bald, gelegentlich von heimkehrenden Pilgern mitgebracht, Briefe: — denn der kluge Böppele war als Gärtnerbursche in dem Kloster zu Maulbronn erzogen worden und hatte lesen und ein wenig schreiben gelernt, — wie er die Alpen überschritten, dann in Venedig sich eingeschifft habe. Dann folgten, stets in den angemessenen Zwischenräumen von Monaten, Schilderungen eines grauslichen Meersturmes bei dem Eiland Cypern, viele Durstbeschwer in der Wüste, ein Gefecht mit Saracenen, wobei er einen Pfeilschuß in den linken Fuß erhalten, — wofür er nochmals achtzig Pfennige berechnete, weil er die Heiden, über seinen Vertrag hinaus, bei einer Cisterne aufgesucht und angegriffen habe. — Dann, wie er am heiligen Grabe gebetet habe, sei er eingeschlafen und im Traum sei ihm der heilige Sebastian erschienen und habe ausdrücklich erklärt, dem Ritter vom Hohenbühl seien alle Sünden verziehen und es sei dem Heiligen sogar viel lieber gewesen, daß ein so frommer Pilger statt des leider etwas weltlichen Ritters gekommen sei. Er habe so bei dem lieben Gott den Sündenerlaß mit zweihundert Vaterunsern durchgesetzt, während er sonst leicht nochmal soviel gebraucht hätte. Und der Jordan und Bethlehem, Gethsemane und der Ölberg und alles war ganz genau beschrieben. Und zuletzt kam gar die Nachricht, sie möchten Frau Zahme nur sagen, sie werde ihn nie mehr mit leiblichen Augen schauen, bis sie

ein liebes Engelein geworden: denn er habe der Welt mit allen Freuden der Ehe entsagt und werde seine Tage als Mönch in einem stillen Thale bei Jerusalem beschließen, wo er täglich gegen ihr Gallenleiden bete, das sich oft so heftig geäußert. Er fragte zuletzt, ob sie nicht schon große Linderung verspüre, seit er so für sie bete. Ihm gehe es viel heiterer als daheim: ein süßer Friede, so rechte Fröhlichkeit im Herrn, wohne in ihm, seit er zwischen Jerusalem lebe und dem Jordan."

Da hielt Herr Walther inne: Friedmuth schob ihm den Becher hin.

Neuntes Kapitel.

Der Sänger that einen tiefen Zug, wischte sich den schönen Bart, der gar zierlich kraus, obzwar schon merklich grau, den schön geschnittenen Mund umzog und fuhr fort: „Diese letzte Botschaft machte sogar — so schien es — auf Frau Zahmmuthes harten Sinn etlichen Eindruck. Denn sie strich sich mit der umgekehrten Hand über die Augen. Als ihr aber der Nachbar, in der Meinung, nun sei etwas mit ihr in Güte zu richten, vorhielt, sie sei es wohl gewesen, die durch ihre Unsänfte den braven Böppele bis an den Jordan zu den Heiden und in die Mönchskutte gescheucht habe, und deshalb weine sie jetzt wohl in Reue, — da warf sie dem Nachbar den ganzen Nudelteig, den sie gerade knetete, an den Bart und schrie, sie weine nur vor Zorn, daß sie den feigen Ausreißer, den Böppele, der sich seinen heiligsten Pflichten entzogen, nun nicht vor sich habe, ihm mit dem Besenstiel den Mönch wieder auszuklopfen. Und alle Boblinger und

ihre Nachbarvölker, Herr Egino und auch ich, der es von diesem erfuhr, waren ganz gerührt und erschüttert durch die Bekehrung des Böppele, der in seiner Weltlichkeit, wie vorhin schon beklagt, ein arger Schalk gewesen war. Desto heftiger war nun aber des Hohenbühlers Zorn, als er den Böppele, den er am Jordan büßend gewähnt und fast bedauert hatte, hier, in einer wunderlieblichen Küstenbucht am wunderschönen blauen Mittelmeer, im warmen Ligurien, ganz behäbig und viel feister, denn ihn je daheim Frau Zanke genährt hatte, als Weinschenken recht gedeihlich niedergelassen antraf. Und ich meine fast, er hätte den Rundlichen mit der Schwertscheide zu Tode geschlagen, wär' ich nicht dazwischengesprungen und hätte den armen Gauch freigemacht. Nun mußte er aber alles beichten, und nachdem ich ihm vor weiteren Schlägen Sicherheit erwirkt, erzählte er denn auch bereitwillig alles: und kam das so drollig unverschämt heraus, daß zuerst ich laut und fröhlich auflachte" — und er lachte jetzt noch in der Erinnerung.

„Der frohe Himmelswirt segne dein Lachen, mein Walther! Es thut der Seele gut, so recht warm gut, dich lachen zu hören."

„Und es steckt an," meinte der ernste Hochmeister lächelnd.

„Muß wohl was dran sein. Denn gar bald fiel der Ritter, so zornig er noch kurz vorher gewesen, ein: und sogar der Böppele, der sich freilich dazwischendurch immer wieder den Buckel rieb und ängstlich auf den Gestrengen blickte, mußte zuletzt über seine eigene Frechheit schmunzeln und endlich hell auflachen: so lachten wir denn schließlich alle drei. Der köstliche Ligurer-Wein trug wohl dazu bei. Auch die leckeren, frisch gefangenen Fische, die der Böppele trefflich zu braten gelernt hatte. Und so, von vielen

Querfragen unterbrochen, erzählte denn unser Wirt: ‚Ja, meine frommen Herren, das sind Schicksale, das sind Prüfungen der Heiligen! Ihr fragt, — nicht wahr? — um mit dem Anfang anzufangen, Herr Walther, woher ich das Geld bekommen, diese Wirtschaft mir zu kaufen? Denn sehr, sehr mit Recht denkt Ihr: von den paar Pfennigen, die mir Herr Egino gab, mich dafür an seiner Statt von den Heiden, so oft diese wollten und konnten, spießen zu lassen, hätt' ich es nicht bestreiten können, auch wenn ich den Gaul — er lahmte! — und die Waffen dazu verkaufte. — Wo sie sind? — Ja, was sollte ich hier mit dem Kriegszeug? Nur den Schild, den hab' ich behalten! — Seht hier!‘ und er sprang auf, hob den Tabernenschild von der Thür herab, kehrte ihn um und wies dem erstaunten Ritter dessen stolzes Wappen, den steigenden gekrönten roten Löwen im weißen Feld. — Diesmal mußte ich wieder mit Gewalt die Faust des Zornigen festhalten. Eilfertig hing der Wirt den Tabernenschild wieder auf: ‚Könnte mir sonst leicht einer vorbeiwandern statt einzukehren: der Schild lockt gar stark: hab' ich doch selbst die schöne Wurst darauf gemalt und den roten Wein in der durchsichtigen Krystallflasche. — Ja also! Um die paar Pfennige hätt' ich freilich mich von meinem ehelichen Herd und Bett nicht losreißen können. Und da lag ich denn, nachdem ich Euer Geld empfangen und sorglich vor Frau Zahme vergraben hatte, in diesem meinem Ehebette und sann nach, wie ich das mir zukommende Reugeld mehren könne. Aber da gab mir der heilige Sebastian, den ich von Kind auf besonders verehre, in der Nacht einen Traum, der half. Denn ‚den Schwaben giebt's der Herr im Schlaf,‘ schreibt der Apostel Paulus an die Deutschen. Nicht? Nun, das ist gleich. Dann schreibt er was anderes: wahr ist's einmal.‘“

„Jetzt mein' ich fast," sagte Friedmuth, ganz bedächtig, „ich kenne diesen Menschen."

„‚Also,' fuhr der Dicke fort, ‚der Heilige erschien mir, von vielen Pfeilen durchbohrt, und er zählte mir die Pfeile und die Wunden vor: es waren zehn: und sprach: ‚Böppele, dummer Schützling, zehnmal eins sind zehn!' Und so dreimal hintereinander in drei Nächten: und immer waren es der Pfeile mehr und jedesmal sagte der Heilige: ‚Böppele, dummer Kerl! zehnmal drei sind dreißig', und das dritte Mal: ‚Böppele, ganz dummer Kerl, dreimal dreißig sind neunzig.' Sprach's, gab mir einen Rippenstoß und verschwand. Ich aber erwachte und wußte, was er meinte. Ihr habt's noch nicht verstanden? Dann braucht euer Geist mehr als einen Rippenstoß des Heiligen. Nun: ich machte mich auf von Boblingen und fragte entlang dem Neckar, entlang dem Rhein bis Köln und dann, umbiegend, den Rhein wieder hinauf über den Main und die Donau ins Bayerland, ins Tirol und ins Welschland pilgernd, überall an, ob — nun ob nicht noch mehr tapfere Ritter oder auch Bürger und bäuerliche Freisassen wären, die ein Pfäfflein geschlagen hätten, oder sonst gemäß auferlegter Kirchenbuße oder nach einem Vergleich in Beilegung einer Fehde, verpflichtet worden seien zur Kreuzfahrt, aber viel lieber zu Hause blieben. Gar viele hatte es auch wieder gereut, die vorschnell, nachdem sie so einen heißen Kreuzprediger gehört und einen Becher Weines dabei getrunken, sich das Kreuz auf die Schulter geheftet hatten. Und so gab es denn wirklich solcher Kreuzfahrer recht viele, die lieber einen andern an ihrer Statt kreuzfahren lassen wollten. Und gar vielen, vielen that ich es zuliebe, daß ich für eine kleine Summe auch an ihrer Statt auszog und mein armes Leben einsetzte. So waren es im ganzen, mit Gottes und des heiligen Sebastians Hilfe, noch siebenundsechzig geworden.'

‚Ja aber,‘ fiel ich ein, ‚wenn du für jeden auch nur ein Jahr im heiligen Lande fechten mußt, — so kannst du's ja nicht mehr erleben? Denn vierzig bist du gut, Böppele: müßtest ja über einhundertundsieben Jahre . . . —‘ Jedoch da schaute mich unser Wirt gar mitleidig lächelnd an, schenkte mir den Becher voll und sprach: ‚Da sieht man's, Herr Walther, daß man die feinsten Weisen erfinden und doch in anderen, zumal in geistlichen Dingen nicht sehr klug sein kann. Was schadet das denn zum Beispiel dem edeln Ritter Egino hier, wenn ich das Jahr, das ich für ihn im heiligen Land verbringe, zugleich in meinen Gedanken auch für einen Ritter in Franken ausstehe? Es weiß ja keiner vom andern! Und wenn auch. Die heilige Kirche verstattet den Loskauf vom Gelübde: jeder, der zahlt, wird frei, ob nun die achtundsechzig an achtundsechzig Verschiedene zahlen oder an einen: — das kann der Kirche und dem Zahlenden doch wahrscheinlich gleich sein: und für den, der sein Herzblut und sein bischen Leben einsetzt, — was geht's die achtundsechzig an, daß es so für den leichter in einem hingeht? — Für den ist's auch eins, ob er für achtundsechzig stirbt oder für einen: er kann doch nur einmal büßen, leiden, kämpfen, fallen und sterben.‘ Und er schenkte mir wieder ein: ich kam mir ganz einfältig vor, daß ich es nicht gleich eingesehen hatte.

Aber der Ritter war noch zu gereizt. Er fuhr den Böppele mit einem wütigen Blick an und schlug auf den Tisch, daß der Wein aus den Bechern spritzte: ‚Aber, du Gauch du elendiger, du Lügenschelm, du frecher Schwab! Du bist ja wohl gar nicht — so ahnt mir! — ins gelobte Land gegangen? Sowie du in dies sonnige Land gekommen, bist du hier geblieben, für die achtundsechzigmal zweihundert Pfennige! — hast dich hier gemästet — gefaulenzt — denn den Wirt machen ist dir liebste Werkarbeit! —

bist deinen maulraschen Hausdrachen losgeworden und hast hier gezecht und geschmaust all diese Zeit. Gesteh's oder . . . —' ‚Was hülfe das Leugnen,' schmunzelte der Wirt und wischte sich das Fett von den Lippen — denn er aß wacker mit von den gebackenen Fischen. ‚Euer Scharfsinn hat mich hier herausgefunden: — er würde auch wohl herausbringen: — das andere. Nun ja: — ich bin alleweile hier gewesen.' ‚Das sagst du selbst?' rief nun auch ich. Ich hatte nicht hindern können, daß ihm Egino den leeren Becher an den Kopf warf. Der Wirt bückte sich, hob ihn auf, schenkte ihn wieder voll und schob ihn vor den Zornigen, der nun mit noch mehr Staunen als Grimm sprach: ‚Und all deine Briefe — wie du von Jerusalem an den Jordan gepilgert — darin gebadet — wie du Bethlehem — Gethsemane — gesehen, wiederholt besucht und daselbst gebetet hast: alles erlogen?' — ‚Alles wahr! Seht: dort das Bächlein, das zwischen den Weinbergsmauern hindurch in das Meer hastet, hab' ich ‚Jordan' getauft und gar oft darin mir die Füße gewaschen. — Da droben rechts der Olivenberg: — das ist der Ölberg: — dort links der Stall mit der Krippe, — für Ochs und Eselein — jetzt stehen eure Rosse drin, — den hab' ich Bethlehem genannt: und an all diesen Orten hab' ich gebetet für euch alle achtundsechzig.' ‚Aber ein Gebet in Ligurien, — was kann das helfen?' schalt der Ritter. — ‚Und die Gefahr der Heidenkämpfe, die du übernehmen solltest?' mahnte ich. Jetzt aber wandte sich das Spiel.

Auf sprang der Böppele: ganz zornrot, das soll sagen: noch mehr rot, färbte sich seine Nase und er rief: ‚Nein, mit so schlechten Christen teile ich nicht Wein und Fisch! Ihr Kleingläubigen, ihr Unchristen! Wisset ihr nicht, daß Gott, der liebe Himmelsherr, allgegenwärtig? Ist er nicht in dieser Schenke wie am heiligen Grab? Haltet ihr

ihn für so — wie soll ich sagen? — für so unverständig, daß er ein Gebet nach dem Loch einschätzet, aus dem es zu ihm emporsteigt in die Wolken?‘

Ich hatte ähnliche Ketzerei schon manchmal still bei mir gedacht und schwieg daher ganz verdutzt, und halb einverstanden. ‚Aber die Heidenkämpfe?‘ wiederholte ich schüchtern. Da fuhr mich der Böppele an: ‚Was? Ein deutscher Rittersmann wollt Ihr sein, Herr Walther, und ein frommer Sänger? Und wisset Ihr nicht das fünfte Gebot: du sollst Gott nicht versuchen? (Nicht? — Nun dann halt ein anderes.) Will mich der Himmelsherr am Leben erhalten, kann er es nicht, und ob dort tausend Saracenenpfeile auf mich flögen? Und will er meinen Tod, kann er mich nicht hier durch diese Fischgräte ersticken lassen? Wozu soll ich ihn in Versuchung führen?‘

Da verstummte ich: selbst das Lachen verging mir vor lauter eitel Staunen. Der vom Hohenbühl aber war noch nicht ganz versöhnt: nicht das Geld und Gut schmerzte ihn, aber der Verdruß des Geprelltseins. ‚Warte nur,‘ drohte er, ‚ich werde dich schon zwingen, ins gelobte Land zu fahren. Und müßte ich dich aus unsrem Vertrage beim Kaiser verklagen.‘ Aber der Schwabe lachte. ‚Der Kaiser? Der wird mir nicht viel thun. Der ist seinem Böppele gar wohl gewogen!‘ ‚Was weiß der Kaiser von dir?‘ meinte ich. — ‚Kaiser Friedrich liebt einen guten Trunk, einen frischen Fisch, einen freien Sang und einen lust'gen Schwank. Die fand er alle bei mir. Und deshalb ward er mir wohl geneigt.‘“ „Ach ja,“ fiel Herr Hermann ein, „ich gedenke. Daher hatte ich den Namen Böppele gehört.“ „Unser Wirt aber fuhr fort: ‚Vor wenigen Wochen erfuhren wir hier in Sestris: der Kaiser werde von Genua aus, wo er die Befrachtung von ein paar Userien mit Kriegsmaschinen leitete, einen

Jagdausflug machen längs der Riviera und dabei durch unser Dorf kommen. Ich putzte den Tabernenschild blank . . . —‘ ‚Meinen Schild!‘ grollte der Ritter. — ‚Nur die Rückseite und die Wurst, nicht den Leuen! Sorgte für frische Sardinen und Meeraale, setzte die dreisaitige Harfe in stand, die Herr Rudolf von dem Bäumbach, ein fahrender Sänger, ein trefflicher, aber durstiger Thüring, bei mir zu Pfand gelassen — für vielen, ach sehr vielen Weintrunk! — Und wie der Kaiser angeritten kam, und als die Welschen ihr Viva, Viva! schrieen, grüßte ihn von meiner Schwelle aus, zur Harfe gesungen, mein neuestes Lied.‘ ‚Was, ein Sänger bist du auch?‘ fragte ich erstaunt. — ‚Ha, meint Ihr, Ihr könnt's allein? Höret, ob Euch meine Weise nicht gefällt.‘ Und er fing an zu singen:

‚Bischöf', ihr seid mißleitet! Du edle Priesterschaft,
Dich führt in Teufelsschlingen der Papst: drum aufgerafft!
Nie schlimmer war's bestellt noch ums Heil der Christenheit,
Der Papst, der uns sollt' lehren, der ist . . . — —‘

‚Mann!‘ rief ich und griff nach seinem Barte. ‚Das sind ja meine Weisen, falsch zusammengestellt.‘ ‚So?‘ fragte der andere kühl. ‚Nun, das ist gleich. Sie lagen mir so im Munde. Wißt Ihr's gewiß? Ich meinte wirklich, sie wären mein. — Aber gleichviel: — dem Kaiser gefiel das deutsche Lied unter all dem welschen Klingklang; er rief: ‚Hier rasten wir!‘ sprang vom Roß und trat über meine Schwelle. Er trank und speiste: und trefflich mundete ihm, was ich bot, und als er davonritt und sein Kämmerer — oder wer es war — den Geldsack zog, da sprach ich: ‚Nein, Herr Kämmerer! Heute war der deutsche Kaiser zu Gast beim Böppele: und das ist reich bezahlt.‘“ „Und wahr ist's auch, merkwürdigerweise!“

bestätigte Herr Hermann. „Denn der Reisemarschalk für diese Jagdfahrt war ich selbst. Und dem hohen Herrn hatte der Schwab' und sein Wesen und sein Wein so sehr gefallen, daß er, als wir nach einer Woche zurückkehrten, sich im voraus ansagen ließ bei dem Wurst-Böppele, wie er ihn nannte, und sich ein Gericht frischer Fische ausbedang: aber lebend wolle er sie noch sehen und einer, ein Meeraal, müsse groß, armslang, sein. Der Wirt versprach's und wir kamen. Jedoch inzwischen hatte heftiger Nordost geherrscht: kein Fischer an der Riviera hatte eine Flosse gefangen und unser Herr sprach: ‚Will sehen, wie sich der Schwab' herauslügt.‘ Der Kaiser sprang ab und rief dem Böppele zu: ‚Herr Wirt, wo sind die Fische? Und leben sie noch? Und ist der eine, der Aal, auch recht groß?‘

Der machte einen Kratzfuß und sprach: ‚Alles wie befohlen!‘ ‚Ich will sie sehen,‘ meinte unser Herr. ‚Dort ist der Fischbehälter. Ich weiß es noch von neulich,‘ ging hin und hob den schweren Eichendeckel ab: da lagen im Wasser oben ein paar elende fingerlange Sardinen, ganz steif und tot: ‚Ei, Böppele,‘ fragte der Kaiser, ‚was ist das? Sie sind ja tot!‘ ‚Wirklich?‘ sagte der ganz erstaunt. ‚Ja, tot! Nun, das ist gleich! Sie sind's halt nicht gewöhnt, daß der Kaiser den Topfgucker macht: und da sind sie gestorben vor eitel Ehrfurcht.‘ ‚Gut!‘ lachte Friedrich. ‚Aber wo ist denn der Aal, der große, der armslange?‘ ‚Ja,‘ meinte der Böppele, ‚das ist gespaßig. Aber seht, o Herr: es war nur Ein großer König und Lehnsherr und sehr viele Kleine, Vasallen: da haben allmählich die vielen Kleinen den einen Großen ganz aufgefressen.‘ ‚Wie im deutschen Reich,‘ lachte der Kaiser. ‚Du bist ein kluger Schwab!‘ und beschenkte ihn reich und ritt davon.“ „Nun, es

freut mich, daß der Böppele also einmal nicht gelogen hat," meinte Herr Walther. „Ich konnte ihm nicht zürnen! Aber den vom Hohenbühl wurmte es doch, daß er so schmählich betrogen. Als wir nun aufbrachen, sprach er zu dem Wirt: ‚Was macht die Zeche?' ‚Ist schon bezahlt: — voraus bezahlt!' erwiderte der eifrig und rieb sich den Rücken. ‚Nicht doch,' fuhr der Ritter mit beängstender Freundlichkeit fort: — er lachte so süßsauer dabei! ‚Du mußt deinen Lohn haben. Nimmst du kein Geld — wohlan! Ich zahl' dir's dennoch heim. — Komm, laß uns zu Pferd, Walther,' und damit stand er auf und ging nach ‚Bethlehem': zu dem Stalle, wo unsere Gäule standen. ‚Herr, was meint Ihr mir Böses zu thun?' forschte der Wirt, ängstlich hinter ihm herlaufend; und auch ich war gespannt.

Aber der andere lachte noch giftiger und schwieg: gar bang hielt ihm der Böppele den Steigbügel und überließ mir's allein, in den Sattel zu kommen. ‚Was wollt Ihr mir anthun, Herr?' wiederholte der Ahnungsvolle. — ‚Anthun? Ha, einen Gefallen thu' ich dir! Eine Botensendung erspar' ich dir. Mein Geschäft mit den reichen Herren von Genua ist zu Ende. Morgen brech' ich auf und zieh' nach Hause gen Tübingen, dem Herrn Pfalzgrafen zu berichten. Der Umweg über Boblingen soll mich nicht verdrießen! Man thut gern was übriges für seine Freunde. Ich trage dir Botschaft dorthin. — Hui, Rößlein!' Und er gab dem Rappen den Sporn. ‚An wen?' schrie der Wirt und hielt den Gaul fest, der mächtig stieg. — ‚Ei, an Frau Zahme! Ich lade sie hierher: — ich mal' ihr aus, wie herrlich sich's hier lebt in ihres Ehegatten Weinschank zu Sestris. Dann kommt sie gar eilfertig.' Und noch ein Sporenstoß und hinweg sauste das Roß. ‚Nein! Nein! Lieber Herre! Nein! Thut's

nicht! Nur das thut nicht!' Aber der Ritter hörte ihn schon nicht mehr. Da sprach der Böppele ganz traurig zu mir: — aschfahl war sein Antlitz: — ‚Herr Walther, glaubt Ihr: — er thut's?' ‚Ich fürchte: ja!' rief ich und setzte das Pferd in Trab. ‚Morgen fahr' ich ins gelobte Land!' sprach der Arme ganz feierlich."

Zehntes Kapitel.

„Bald hatte ich des schalkhaften Schwaben vergessen: oder vielmehr in all diesen vielen Monden dacht' ich seiner nicht. Aber vor wenigen Stunden — da ich, in Gedanken versunken, an der neuen Weise dichtete, wohlfeile Reime abwehrte, die, wie zudringliche Mücken, stets zuerst sich aufdrängen — kurz bevor ich deine Zelte erreichte — es war schon ziemlich dunkel, — da kam an mir vorübergetrabt, auf einem Maultier, mir entgegen, von deinen Zelten her, ein kleines, dickes Männlein. Gerade noch ein wenig sah ich von seinem Gesicht. Aber ich meine: ich kannte die rote Nase. Rasch war er entschwunden. War er bei deinen Zelten?" „Nein," sagte Friedmuth. „Bei mir war niemand. Nur ein Mönch! Ei, vielleicht ist der Schalk doch noch fromm geworden! — Aber horch! Die Lagerwächter blasen zur Ablösung. Macht es euch so bequem, als es das enge Zelt verstattet." „Und du?" fragte Walther. „Ich muß hinaus, auf Wache." Damit setzte er den Helm mit den drei Goldsternen im blauen Stirnfeld auf das hohe Haupt, ergriff den Speer und schritt hinaus. Walther blickte ihm nach mit leuchtenden Augen. „Das ist ein Mann! Gott gebe dem Reiche viele solche!

Treu und schlicht: und in der Pflicht so tief gewurzelt wie ein Baum im harten Porphyr seiner Heimatberge."

„Ja," bekräftigte der Herr von Salza. „Und es ist alles kernheil an ihm. Kein Splitter, kein Bruch, kein wurmkranker Fleck. Und kein Widerspruch wider Gott und Gottes Welt." „He Bub'," rief der Sänger, „noch einen Krug Weines. Vor dem Einschlafen möcht' ich noch die Weise zu Ende sinnen. Dazu taugt Wein. Trinkt Ihr nicht mit?"

„Nein: zu dem, was ich noch sinne, taugt der Wein nicht. Ich will den Brief zu Ende denken, in welchem ich dem Kaiser allerlei Ratschlag geben will. Vor allem: wenn er fortfährt, in eigenem Namen zu befehlen, läuft ihm bald alles aus dem Lager: bis auf seine Saracenen und die Deutschen. Er muß fortan gebieten — in eines anderen Namen." — „Das muß aber ein hoher Name sein! Sonst weicht ihm der Staufer nicht." — „Gewiß. Aber dem Namen, den ich meine, wird er doch wohl weichen, hoffe ich. Und sobald nur ein leidlicher Friede erreicht und das heilige Grab den Christen gesichert ist, dann muß ich ihn so rasch als möglich von hier fortschaffen: — vielleicht hilft mir dazu der heilige Vater mit seinen Schlüsselsoldaten selbst am kräftigsten! — aus dem gelobten in das soviel gescholtene deutsche Land. Aber hab' ich ihn nur einmal abgelenkt von seinem Drei-Kronentraum, hoff' ich bestimmt, ihn dahin zu bringen, daß er meine Gedanken über die neue Preußenmark genau erwägt. Und erwägt er sie — so muß er sie billigen." — „Da bringt der Bub den Wein. Thut — einmal nur! — Bescheid: Heilo für Euren Brief und heilo meiner Weise! Mögen sie uns beiden nach Wunsch geraten." — „Habt Ihr nicht ein paar Zeilen weiter fertig?" — „Ja!" — „O, dann sagt sie mir vor — mir allein!" „Ja, ja," nickte Walther.

„Friedmuth versteht davon nichts. Aber Ihr wäret ja kein Thüring, wäret Ihr nicht liederfroh: — und nicht umsonst heißt Ihr der ‚minnesame‘ Hermann.“ — „Das ist lange her! Als ich noch in braunen Locken ging! Nun — fangt an, ich höre.“ Und der Sänger hob an:

„Als ich kam gegangen,
Hat mich auf der Au
Schon mein Freund empfangen.
Hehre Himmelsfrau,
Da er mich ans Herz geschlossen,
Ist mir ewiges Glück ersprossen!
Ob er mir geküßt den Mund?
Tandaradei!
Seht, er ist noch rot zur Stund'!“

„Eia, Herr Walther,“ sprach der von Salza. „Das ist der Ton von eitel Gold, der keinem fast wie Euch gerät. Wird nur mein Brief so gut wie Eure Weise!“ Und noch einmal klangen die kleinen Becher, die Freunde tranken aus und dann legte sich jeder in eine andere Ecke des schmalen Zelts. Eine Stunde und noch eine zweite hatten sie gewacht — nach dem Maß des Sternengangs, den die Lagerwachen abriefen. Dann entschlummerten beide.

Aber draußen, unter den äußersten Vorposten der Christen, schritt Friedmuth wachsam neben seinem Roß auf und nieder. Kaum scheuchte das Wachtfeuer die Raubtiere der Wüste, welche die Witterung der Pferde heranlockte auf ihrem nächtlichen Pürschgang. Er stemmte den Speerschaft auf den Boden der Wüste, lehnte sich an den Bug des klugen Tieres, diesem die Zügel überwerfend, und blickte getrosten Mutes in die einsame Nacht hinaus. Ganz nahe hörte der Einsame einmal ein furchtbares Brüllen.

Der Wüstenboden erdröhnte davon. Sein Roß fuhr zusammen, witterte scharf, sich gegen den Schall hin wendend, die Nüstern weit aufblasend, und zitterte an allen Gliedern. Aber Friedmuth beruhigte es: er klopfte ihm den Hals, legte den starken Arm darüber und sprach: „Schäme dich, Falka! Der Schreier darf dir nichts thun, solang ich dich hüte. Und mich hütet der liebe Himmelsherr: — siehst du nicht, wie hell und freundlich seine Sterne niedergrüßen? Sind's auch andere Sterne als die sich in Etsch und Passer spiegeln: — auch sie hat der treue Gott angezündet. Und wie sang die liebe Mutter nach dem Gebetläuten jeden Abend, wann die ersten Sterne entglommen und sie mich lehrte, die gefalteten Hände emporzuheben?

Wer Unrecht nimmer thut,
Der steht in Gottes Hut:
Den darf an Leib und Ehren
Nicht Leid noch Übel sehren."

Elftes Kapitel.

Bald nachdem am folgenden Tage die beiden Gäste sich von Friedmuth verabschiedet und nach dessen linker Flanke hin auf den Weg gemacht hatten, traf bei diesem ein Bote des Kaisers ein, mit der Weisung, der Ritter solle ihm — rechts hin — sogleich auf das wenige Stunden entfernte, in den Bergen gelegene Schloß Klein-Kerak folgen, das die Christen vor einigen Wochen bei ihrem Vorrücken verlassen gefunden und besetzt hatten; er habe dort kaiserliche Befehle entgegenzunehmen.

Friedmuth wußte, daß der Kaiser die Burg wiederholt besucht hatte, hier, unbelauscht von päpstlichen Spähern, zumal den Tempelherren, mit Gesandten der feindlichen Fürsten über Waffenstillstand oder Frieden zu verhandeln: er selbst hatte ihn zweimal dahin begleitet. Auch war jeder Argwohn ausgeschlossen. Der Bote hatte zwar nur mündlichen Auftrag: aber der Ritter kannte ihn genau: es war Hamid, einer aus der arabischen Leibwache des Kaisers, deren Treue und blinde Ergebenheit sprichwörtlich war im Heere. Nur Hezilo, mißtrauisch, wo es seinem Vogte galt, fragte vorsichtig: „Muß der Herr dir unbegleitet folgen? Wie viele von uns darf er mitnehmen?" — „So viele er will." Da beruhigte sich der Knabe, und ließ, mit Friedmuths Erlaubnis, zwölf Knechte aufsitzen, die er selbst führte. „Treff' ich den Kaiser in Klein-Kerak?" fragte Friedmuth, als sie aus dem Lager ritten. „Nein; aber in dem großen Waffensaal, unter dem Fuße des achteckigen Steintisches, findest du — versiegelt — seinen Befehl." Friedmuth nickte, er kannte den Saal und kannte auch den schönen Tisch, dessen Platte von mannigfaltig gefärbten Steinen ihm aufgefallen war. Schweigend ritt der Saracene neben ihm her. —

Als man das blendendweiße Gemäuer des Turmes aus den steil aufragenden gelben Felsen aufsteigen sah, hielt Hamid an: — der Pfad gabelte sich hier. „Dort hinan!" und er wies nach rechts mit der Schlachtgeißel, der Keule, an deren Spitze, an einer kurzen Kette, eine eiserne Kugel voll spitzer Stacheln hing. „Ich habe noch anderen Auftrag. — Christus und die Heiligen mögen deinen Weg segnen." Damit wandte er das Roß und sprengte davon: — pfeilschnell führte ihn der edle Berberhengst dahin: — sein weißer Burnus flatterte wehend im Winde. Erstaunt sah ihm Friedmuth nach. „Wie? Christus

und die Heiligen ruft er an?" sprach der Ritter zu Hezilo, der an seiner Seite ritt. „Ein Leibwächter — getauft? Ein seltener Fall!" — „Ich sah ihn noch vor wenigen Wochen mit den anderen die Gebetspulen drehen und hörte ihn zu seinem Götzen Mahom beten. — Horch, der Türmer meldet uns: — die Zugbrücke senkt sich: — das sind des Kaisers Apulier oben auf den Zinnen. Ich kenne die bunten Waffenröcke, die ‚Mi-Parti': halb Gold, halb blau." — „Ja, und die spitzen, vorn übergebogenen Helme mit der Nasenschildstange." Bald ritten die Ankömmlinge in den Hof des Schlosses ein. Friedmuth überließ sein Gefolge den Apuliern und Sicilianern, die ihn hier begrüßten, und stieg allein die steinerne Wendeltreppe hinauf, die in den Waffensaal führte.

Alles war still auf diesen inneren Gängen.

Er hielt, unwillkürlich lauschend, inne auf dem letzten Absatz der Stiege vor einem offenen Bogen in Hufeisenform, der in einen kleinen Hofraum blickte. Ein gleichmäßiges sanftes Geräusch zog seinen Blick nach jener Richtung: es war der Springbrunnen, der, nach der Sitte des Landes, nicht fehlen durfte, wenn nur irgend ein Strahl Wassers in der Nähe zu finden, oder auch aus der Ferne mit großer Kunst und Mühe heranzuziehen war. So stieg denn auch hier ein dünner Faden Wassers aus einem muschelgeschmückten Becken ein paar Schuh in die Höhe, um bald, wie ermüdet von der Anstrengung, zurückzufallen.

Ein Pfau sonnte, auf dem weißen Sande gelagert, oder vielmehr in denselben hineingegraben, seine steif zur Seite gestreckten schillernden Schwingen in der heißen Mittagsglut; ein großer, breitflügliger Tagfalter flog mit langsamem Schweben über eine brennendrote Kelchblüte hin, von der betäubender Duft aufstieg. Vogel, Falter und Blume hatte der Deutsche nie gesehen: er starrte darauf

wie in Traum versunken: er lauschte dem eintönigen Geriesel des Springbrunnens: — sonst war alles still. Eine seltsame Spannung regte ihn auf: — er blickte auf die halbangelehnte Pforte des Waffensaals.

„Welcher Befehl erwartet mich hinter jener dunkelfarbigen Thür? Warum so seltsam, so geheimnisvoll? Ach was, Friedel, schäme dich! — Geh hinein! — Lies den Brief und du weißt es: — wenn du hier draußen stehen bleibst und auf das dumme Wasser achtest, erfährst du's nie." Und mit rascher Bewegung — seine Waffen erklirrten dabei — riß er die Halbthüre auf und trat über die Schwelle auf den hoch mit Teppichen belegten Marmorestrich.

Das geräumige achteckige Gemach schien leer zu sein. Der bezeichnete Steintisch stand in der Mitte: alles still: aber dem Eingang gerade gegenüber, hinter dem Vorhang, der den Austritt auf einen Balkon verhüllte, rauschte es: — offenbar war darin jemand verborgen. — Rasch trat Friedmuth darauf zu, die gepanzerte Hand ausstreckend: aber rascher noch fuhr er zurück: er wäre am liebsten wieder über die Schwelle entwichen: denn heraus trat nun, sich entdeckt findend, — ein Weib.

„Gioconda! Frau Fürstin: Ihr hier!"

Aus den schweren Falten des Vorhangs schwebte hervor eine herrliche, eine königliche Frau. Sie war nur wenig kleiner als der hochgewachsene Ritter: auf breiten, stolz getragenen Schultern ruhte ein majestätischer Hals: dunkelbraunes Haar, auf der Mitte der Stirn mit schmalem, weißem Scheitel geteilt, durch die plötzliche Bewegung des Erschreckens losgegangen, flutete in großgeschwungenen Lockenwellen, aus einem goldgegitterten Netzgeflecht, das diese Fülle zusammenzuhalten kaum vermochte, auf den blendend weißen Nacken. Die voll-

schwellenden, fast üppigen Formen drangen, trotz keuschester Verhüllung, aus dem dunkelveilchenfarbigen samtähnlichen Stoff des reichen, ebenfalls mit Goldfäden durchwirkten Gewandes. Den Mantel wie den über dem Haarnetz getragenen Reisehut hatte sie wohl abgelegt, da sie aus dem Sattel gehoben ward. Das Hemd, von glänzend weißer arabischer Seide, bedeckte nur bis unterhalb der Schultern die schönen vollen Arme: das „heimelich", das heißt eng um Busen und Hüften angeschmiegte Oberkleid war ärmellos; ein handbreiter Gürtel von feinem weichen Leder, mit nur fünf, aber höchst kostbaren Edelsteinen geschmückt, umschloß die schlanken Hüften und fiel in einem langen Streifen vorn auf das Unterkleid von schwerer tiefdunkelgelber Seide, das in faltiger Weite bis auf die Knöchel wallte und kaum die zierliche Spitze des kleinen weißseidenen Schuhes zeigte. Marmorweiß, mit leise bräunlichem Anhauch, war die Farbe des vollendet edel geschnittenen länglichen Antlitzes wie des nackten, wohlgerundeten rechten Armes, der sich wie abwehrend gegen den Eindringling erhob: auf diesen vornehmen Zügen thronte vollberechtigter Stolz. „Königlich": dies Wort mußte sich Friedmuth immer wiederholen, und dabei nach einer Ähnlichkeit suchen, die er fühlte, aber nicht auszusprechen vermochte. Das schöne Weib ward in diesem Augenblick noch viel schöner durch einen Hauch von Verwirrung, von holder Scham auf den jungfräulichen Zügen, der ihren Reiz erhöhte: in reizender Bestürzung war sie vorgetreten, das Oberkleid mit der Linken ein wenig in die Höhe lüpfend. — Ihr Schweigen, ihre Verwirrung gaben ihm Zeit. „Ihr hier?" wiederholte er im höchsten Erstaunen. Aber nun wechselte der Ausdruck in Antlitz und Haltung des schönen Weibes: hoch richtete sich die prachtvolle Gestalt auf: sie warf mit heftiger Handbewegung die über

den herrlich gewölbten Busen flutende Haarwelle hinter die Schulter: — flammende Röte schoß ihr in die Wangen und aus den leuchtenden hellbraunen Augen flog ein Blick verhaltenen Vorwurfs: „Ihr fragt? — Ihr seid überrascht, fast bestürzt? — Ihr, der mich hierher gerufen — geheim vor allen? — Wahrlich,“ fügte sie sanfter bei und in raschem Wechsel der Stimmung verschleierten sich die feucht schimmernden Augen: „keines anderen Mannes Ruf wär' ich gefolgt.“ Aber der Ritter hörte nicht: er achtete nicht des so zärtlichen Klanges dieser melodischen Stimme, die das ihr fremde Deutsch mit italischem Wohllaut sprach: er sah nicht den ernsten Vorwurf in diesen nun sich senkenden Augen: — ungehalten über das „Weiberspiel“, das ihn hierher gelockt, trat er, zorngemut, einen Schritt näher und rief — ziemlich laut: „Welch' kecke List! — Gleitet von welscher Frauen Mund so leicht — die Lüge?“ „Ah,“ stöhnte das schöne Weib auf. „Welch' Wort! Ihr zeiht mich der — Lüge! Das ist nicht zu tragen! Nehmt sogleich, — um Euretwillen! — das Wort zurück, das Euch beschimpft, nicht mich!“

„Mich?“ — „Ja! Denn ich bin schuldlos und ich bin unfähig jeder Lüge. Glaubt Ihr, — schaut mir ins Auge, — glaubt Ihr, ich kann lügen?“ Hoheitvoll trat sie dicht vor ihn und schlug die wundervollen Augen groß auf, sie fest und tief in seine Seele senkend. „Nein, bei Sankt Georg,“ sprach er rasch, bestürzt. „Ich — ich that Euch unrecht! — Aber — ich begriff nicht —“ „O, Herr Friedmuth,“ klagte sie nun in lautem Wehruf. „Wie bitter weh thut Ihr mir! Nicht durch jenes Schmähwort: — es haftete nicht an meiner krystallenen Seele: — Aber Ihr habt es erreicht, was keine Macht der Welt bei mir vermocht hätte: Euch selbst, das schöne Bild, das ich von Euch im Herzen trug, habt Ihr herabgezogen! —

Wie unritterlich, — wie grausam hart habt Ihr ein Weib gewürdigt, das — — gleichviel! Also weil Ihr durch irgend einen Zufall oder wohl durch eines dritten Anstiftung mich auf Euerem Wege findet, glaubt Ihr sofort, ich muß mich Euch in den Weg geworfen haben? — Und sei es, — wenn ich es gethan hätte: — glaubt Ihr, ich würd' es leugnen? Ich — Euch — belügen? O Herr Friedmuth von Fragsburg, ist das deutsche Art?" — Es klang mehr wie Schmerz denn wie Vorwurf. „Vielleicht, Frau Fürstin —" stammelte er tief beschämt, und nun stand ihm dies sehr anmutig, — „oder doch Etschthaler Art. Verzeiht: wir sind ein wenig ungefüg in Gedanken — oder doch in Worten: plump, schwerdenkig; und zumal — ich! Ich bin ganz ungeübt, mit Frauen nach höfischer Sitte zu verkehren, — denn Frau Wulfheid —! Ich bitt' Euch herzlich, edle Frau — verzeiht!" „Es steht Euch so herzgewinnend an, wenn Ihr bittet, daß man Euch öfter im Unrecht sehen möchte," lächelte sie. „Laßt es vergangen sein — oder — besser — nie geschehen! — Es soll Euch nicht schaden an meiner Gunst. Doch laßt uns nun beide unsern Scharfsinn anstrengen," — sie schmunzelte ein wenig, — „herauszuklügeln, von wem, — warum — uns beiden dieser Streich gespielt ward?" „Ja, von wem?" drohte der Ritter, zornig den Schwertknauf drückend. „Der freche Bube soll . . . —" „Ihr könnt es ihm, scheint es," lächelte die Anmutvolle, „immer noch nicht verzeihen, daß er Euch gezwungen hat, Gioconda wiederzusehen." „Wohl, wohl! Das ist just nicht so schlimm," meinte der Fragsburger ehrlich. „Wirklich? Die Höfischkeit hat Euch nicht verdorben," lachte sie nun heiter. Friedmuth ward verlegen, unwirsch: er fühlte, daß er hier keine günstige Rolle spielte vor dieser überlegenen Frau. Aber er wollte gar keine Rolle spielen!

Keine gute und keine schlechte: hinaus wollte er! So sprach er wieder in fast feindlichem Ton: „Nicht zu Narrenritten: zu Christi, zu Kaisers Dienst bin ich in dieses Land gezogen. Das ist kein Boden für Fastnachtspäße. Wer ist der Freche? Kennt Ihr ihn?“ Sie schüttelte das schöne Haupt. „Des Kaisers Leibwächter brachte mir den Auftrag seines Herrn, Euer heute hier zu harren. Ihr hättet geheime Zwiesprach mit mir verlangt. Ich hatte guten Grund, — hieran zu zweifeln —“, fügte sie mit leisem Vorwurf bei: — „denn Ihr habt mich immer mehr gemieden als gesucht. Doch der Kaiser befahl und — ich — — ich gehorchte: — gern“ klang es schüchtern nach. „Und mir ließ der Kaiser sagen . . . — aber halt! Der Brief unter dem Marmeltisch! — Laßt sehen, ob das auch eitel Lüge!“ Eilfertig schritt er auf den Marmortisch zu, bückte sich, hob das schwere Fußgestelle mit der Linken sacht vom Boden auf und zog mit der Rechten ein zusammengefaltetes Pergamentblatt darunter vor.

„Ich bitt' Euch, lest: — mir wird es immer schwer — auch in der Ruhe: — und jetzt vollends schwimmen mir die Schrifthaken vor den Augen.“ Sie nahm, warf einen Blick hinein und rief: — „Ich kenne diese Schriftzüge.“ — „Des Kaisers?“ — „O nein, des Bruders Sebastian.“ — „Der Tropf! Er wagt es!“ Aber Gioconda las: „Einen Tropf wahrscheinlich werdet Ihr mich schelten, gestrenger Ritter, oder sonst was Ungutes, kommt Ihr hinter den Schlich. Aber ich hielt es nicht mehr aus. Ich mußte mir helfen. Ich habe Hamid getauft, und ihm gesagt, sein neuer Schutzpatron, Sankt Sebastian, sei mir im Traum erschienen und lege ihm die Doppelbestellung an euch beide im Namen des Kaisers auf. Ihr müßt euch sehen — euch sprechen.“ Hier ließ sie mit einem Aufschrei das Blatt fallen: Friedmuth hob es auf und las

mit seiner zorngrimmigsten Stimme: „Der Kaiser will wirklich, daß ihr euch heiratet. Die Ehe des Herrn Friedmuth — das wisse Frau Gioconda — fällt wie ein welkes Blatt, sobald er will. Sie ist sogar sehr sündhaft. Ihr thut ein gutes Werk, wenn Ihr ihn heiratet. So bringt denn des Kaisers Willen und seinem Seelenheil dies schwere Opfer. Herr Friedmuth, Ihr denkt jetzt in Eurem Sinn: ‚Wenn ich den Pfaffen greife, walk' ich ihn weidlich.' Aber Ihr werdet ihn nicht greifen. Mir ist das Christenlager verleidet. Ich gehe anderswohin. Ihr, schöne Fürstin, sucht Euch einen andern Beichtvater: ich bin noch zu jung dazu. Und viel zu weltlich. — Scham und Zorn gegen mich glühen jetzt in euch beiden: — aber Frau Minne wird euch noch lehren, wie gut der es mit euch gemeint hat, der Bruder Sebastian hieß. Ich hab' Euch an der schönen Nase herumgeführt, Frau Herzogin, aber ich kann es nicht länger thun. Ich bin nicht ganz nichtsnutzig, nur soviel ich's nicht bessern kann. Ich wollte gut machen, was ich an Euch gefehlt." Da errötete die stolze Frau, zog ihm das Blatt aus der Hand, zerriß es und warf die Stücke zum Bogenfenster hinaus. „Ha, welche Schmach!" rief sie. Der Zorn wich tiefer Scham. Sie schluchzte laut auf, barg das Antlitz in die Hände und sank auf den niederen, mit Tiger- und Pardelfellen bedeckten Divan, der sich rings um die Wände des Gemaches zog.

Zwölftes Kapitel.

Der Ritter aber achtete nicht ihres Wehs. Unzufrieden schalt er: „Was thut Ihr! Zerreißt das Blatt, das allein die Rache auf seine Spur leiten konnte! Gewiß stand noch mehr darauf. — Aber ich sehe — meine Gegenwart — mein Anblick schmerzt Euch: — ich bin wahrlich nicht daran schuldig und befreie Euch davon sofort. Fahrt wohl." Er wandte sich kurz und ziemlich unfreundlicher Miene: ohne die edle, von tiefem Schmerz in sich selbst gebeugte Gestalt auch nur noch mit einem Blicke zu messen, schritt er waffenklirrend zur Thür. Da sprang sie auf und sich hoch emporrichtend gebot sie mit beherrschender Stimme: „Halt! Noch nicht! Nicht also werdet Ihr mich verlassen. Nicht mit einem schrillen Mißklang, wie von zerrissenen Saiten einer Laute, soll enden, was mir so teuer, was mir heilig war. Ihr müßt mich hören."

Wenig willig blieb er stehen, hart an der Thüre. Er wäre so gern gegangen. — Dieses ganze krause, unklare Verhältnis widerstrebte von Grund aus seiner einfachen hellen Seele. Aber in dem Tone jener ringenden Frau lag etwas Hohes, das er nicht ungewürdigt lassen konnte. So hob er unmutig das behelmte Haupt und sprach kurz: „So sprecht. Ich kann mir zwar nicht denken, was Ihr mir mögt zu sagen haben. Oder" — besserte er, ziemlich ungeschickt, nach, denn nun reute ihn doch diese Barschheit — „was dadurch anders werden soll."

Mit langem, vornehmem Blicke maß ihn die schöne Frau. „Ja, Ihr habt recht. Ihr seid nicht fein —! Oder besser: — so groß und stark Ihr seid und so mannesstark Ihr ohne Zweifel dreinschlagt, Ihr seid — verzeiht mir — mit Euren Mannesjahren noch ein Knabe, der Welt

und Leben und Menschenherzen und vielleicht sich selbst nicht kennt." „Das wäre," lachte der Wackere und stützte sich schwer auf sein langes Schwert. „An mir ist nicht viel. So ist auch nicht viel an mir zu kennen!" „Vielleicht doch: nur schläft es etwa noch in Euch. Oh," — und nun leuchtete ihr edles Auge — „wer das schlummernde Leben in Euch wecken dürfte, das wäre ein selig, selig Weib," flüsterte sie, unhörbar für ihn. „Aber von mir, nicht von Euch muß ich nun reden. Meine Ehre, mein Stolz, mein Frauenrecht fordern das und — Ihr seid ein Ritter — Ihr müßt mich hören. Ihr habt mir die Schmach angethan, mich der Lüge fähig zu halten, der Aufdringlichkeit in rohem Trug." „Ich dachte, das wär' abgethan," meinte er, unbehaglich. „Es ist's: — es zeigt nur, wie klein Ihr von Gioconda denken könnt. Das aber trag' ich nicht. Hasset mich." „Hab's nicht Ursach'," meinte er gutmütig. „Vergeßt mich! Aber klein sollt Ihr nicht von mir denken. Hört mich an! — Ich bin gerade zwanzig Jahre alt: und was hab' ich erlebt! Meine Mutter hab' ich nie gekannt: sie starb, nachdem sie mir das Leben gegeben. Mein Vater" . . . — sie errötete: — „Kaiser Friedrich hatte von frühesten Tagen für mich Sorge getragen. Er hat das Kind auf den Knieen gewiegt und geküßt und mir ein Bild gezeigt, auf Goldgrund gemalt, und mir gesagt: ‚Das war deine Mutter und sie war das schönste Weib Italiens und der Erde und das edelste Herz.' — Und als ich heranwuchs und nach meinem Vater fragte, verschloß er mir den Mund mit einem Kuß und gebot: ‚Frage nie! Ich, Kaiser Friedrich, will, solange ich lebe, mit solcher Vaterliebe dich umhegen, daß du mich als deinen Vater ansehen sollst. Und er hat Wort gehalten bis heute."

Hoch auf horchte Friedmuth. Sein schlichter Sinn

hatte sich nie Gedanken gemacht über allerlei Dinge, die anderen auffallen mochten. Aber jetzt fiel es ihm wie Schuppen von den Augen! Er fand jetzt plötzlich die gesuchte Ähnlichkeit der edelschönen Züge mit einem anderen Antlitz. „Ein Bastard! Mir — einen Bastard zum Weibe bestimmen wollen, zu christlicher Ehegemeinschaft!“ Mit Mühe unterdrückte er diesen Ausruf: zornig rückte er an der Schwertfessel.

Aber sie fuhr fort: „Mit acht Jahren schon ward ich verlobt — mit zwölf Jahren, ja mit zwölf! . . ward ich vermählt: — mein Gemahl, einer der edelsten, der reichsten Vasallen der drei Reiche des Kaisers, — war der Fürst von Paluzzo.“ „Ja,“ sagte Friedmuth ganz erstaunt, „wirklich, ja das ist wahr. Er war ein sehr edler Herr. Und sonst sehr stolz,“ dachte er bei sich. „Aber — bei Sankt Georg!“ rief er unwillkürlich — „er war ja tief in die achtzig, als er starb?“ — „Und neunundsiebzig, als wir die Ringe tauschten im Dome zu Palermo.“ Sie schwieg. Friedmuth ließ einen milderen, fast mitleidigen Blick auf sie gleiten.

„Ich pflegte ihn gut: — das darf ich von mir rühmen. Kein Ritter, kein Troubadour, der nicht der jungen Fürstin Minnedienst gesucht hätte — der Kaiser lächelte dazu: — aber ich hieß bald ‚die Fürstin von Eis‘. Wohl fühlte ich mein Herz öde, eine brennend heiße Sehnsucht zog durch meine Seele! — Aber, bei der heiligen Jungfrau, es war kein Verdienst, daß ich die Treue wahrte, auch im Wunsch, im Gedanken nie verletzte: denn von den Hunderten, ja Tausenden, die sich mir nahe drängten: — nicht Einer hat mir einen Pulsschlag lang den Sinn beschäftigt. Der Fürst starb vor zwei Jahren. — Auf der Überfahrt von Cypern nach Akkon rief mich der Kaiser in sein Schiffszelt und sprach: — ‚Mein Töchterlein,‘ — er nennt mich gerne

so, ‚diesem Ritter vertrau' ich deinen Schutz auf der Fahrt.' Ich sah Euch an — und ich vertraute Euch: ein Mann wie einer der deutschen Buchenstämme, die ich nordwärts der Alpen bewundern lernte: stark und doch mild. Auf der Überfahrt trugt Ihr wenig Sorge um mich...—" — „Ihr, Frau Fürstin, bedurftet deren nicht." — „Aber die armen Pilger, die, auf dem überfüllten Schiff zusammengedrängt, erkrankten, die hatten keinen treueren Pfleger als Euch; obzwar Euch kein Gelübde zwang." — „Ich bin ein Mensch: — ein Christ dazu. Was redet Ihr von Dingen, die man nicht anders thun kann." — „Das gewann Euch meine Verehrung, mein warmes, stilles Lob. Und als bei dem heftigen Südsturm das kranke Knäblein des armen Schifferknechts vom Decke der hochbordigen Dromone herabgeschwemmt ward von der wilden Sturzwoge und alle die Schiffsleute, die meervertrauten, unthätig in den schlingenden Wasserschwall schauten, — Ihr aber, der Sohn der Berge, in voller Rüstung ohne Besinnen hinabstürztet in das fast sichere Verderben: — da schrie ich laut auf vor Schreck und ach! vor Wonne, vor Stolz — auf den Mann, den allein unter allen — ich gelernt hatte, — sehr hoch zu schätzen! Der jähe Schreck, dann die heiße, ins Herz mir einschießende Freude lehrte mich: — Viel! — Und als man Euch, den halb Bewußtlosen, Erstarrten, — aber das Kind hattet Ihr nicht aus dem linken Arm, nicht von Eurer Brust gelassen! — an dem Seil heraufhob, das Ihr mit der Rechten gerade noch vor dem Versinken erhascht hattet . . . —"

„Da vergingen mir die Sinne. Ich wußte nur, der Bub' war in Sicherheit. Im Fieber sah ich dann wohl oft einen wunderschönen Engel über mich gebeugt, der Tag und Nacht nicht von meinem Lager wich, — mich pflegte, — mir den Heiltrank bot. Ich ahne jetzt . . ." — Gio-

conda wandte errötend das herrliche Haupt; eifrig fiel sie ein: „Nach der Landung drängte es mich, meine wogende, ringende Seele zu entlasten: ich hatte den Ring an Eurer Hand bemerkt! Ich mußte beichten. Den Kaiser hatte wegen des Bannes sein Beichtiger, der auch der meinige gewesen, verlassen. Da sandte mir der Gebieter den Bruder Sebastian, — halb im Scherz ließ er mir sagen, ich möge mit diesem Zugelaufenen einstweilen vorlieb nehmen: er habe gerade keinen bessern Pfaffen. Klug war der, auch gutmütig und mir sehr zugethan: aber allzu weltlich, zu unwissend, oft roh. Ich konnte ihm unmöglich beichten, nicht ihm sagen, daß ich Euch schon auf der Überfahrt kennen gelernt: mein Herz sträubte sich dawider. Er glaubte, damals, auf der Reiherjagd, hätte ich Euch zuerst gesehen: er lachte oft gutmütig spöttisch. Was lag mir daran? Aber ihm konnte ich nicht beichten! Nur einer lebte, dem ich mein Herz ausschütten, es rechtfertigen konnte: der waret Ihr selbst! Und da ich nun wähnte, Ihr selbst hättet mich hierher beschieden, Ihr ließet mir sagen ... — oh wie jubelte da meine Seele auf! Grausam war die Enttäuschung! Aber ich danke dem Mönche doch dafür. Ich konnte Euch nun sagen, wie alles kam. Verwerft mich, wenn Ihr das nicht begreifen könnt." —

Erwartungsvoll sah sie zu ihm auf. Ruhig, unbewegt stand er vor ihr, mit klarem Blick sie betrachtend. „Verwerfen? Nein! Aber begreifen? Auch nicht! Ich versteh' all das nicht! Es ist, wie wenn Ihr arabisch zu mir sprächt. Ich weiß nicht," fuhr er leise, nachdenksam den Kopf schüttelnd, fort. „Ja ja! So muß es sein: es muß wohl etwas geben, was die andern Minne nennen, hohe Minne, volle Minne: und das mir völlig fremd und unlernbar! Ihr seid schön, sehr schön! das seh' ich wohl: das schönste Weib, das ich bisher erschaut. Und Ihr habt

auch, das fühl' ich dunkel, eine Seele, groß und tief und weit. Und es scheint ja — Ihr seid mir nicht abgeneigt. Aber — straf' mich der heilige Georg! — wäre Frau Wulfheid tot und begraben und ich wirklich frei: nie, niemals würde mir beifallen — ich kann mir das sowenig vorstellen, wie, daß mir auf einmal Flügel wüchsen und ich durch die Wolken segelte! — nie würde mir einfallen, je ein ander Weib zu nehmen. Und gäbe mir der Kaiser Cypern und Sicilia zur Mitgift, — ich spräche: Nein, ich will nicht." — „So mächtig, so treu über das Grab hinaus liebt Ihr Euer Ehgemahl! O die Beneidenswerte!" — „Nein! Das ist es nicht. Ich halte sie recht wert: aber das ist es nicht! Ich habe nicht nach ihr verlangt und würde, wäre sie tot, wahrlich nach keiner andern verlangen. Ich habe wohl kein Herz, das heißt kein minnegehrend Herz."

Da trat die schöne Frau dicht vor ihn und sprach, alle Kraft zusammennehmend, um ruhig zu scheinen: „Lebt wohl. Segen über Euch! — Ihr seht mich niemals wieder." — „O doch! Im Laufe des Kreuzzugs . . . — —"

„Ich kehre morgen — heute noch — zurück ins Abendland." — „Wohin?" — „In — ein Kloster." „Ah! — Wie schade!" meinte er gutmütig. „Beileibe nicht! So jung, so klug, so edel, so schön! Ihr schlagt Euch bald aus dem holden Kopf, was jetzt darinnen: — ‚lange Haar' und kurzen Sinn', sagt man, haben schöne Frauen." Aber da richtete sich die Hoheitvolle stolz auf: „Schweig, Friedmuth! Lästere nicht, was du nicht kennst. Du Armer! Wahres Glück bleibt dir versagt. Ich — ich habe nur das Weh, das Sehnen kennen gelernt echter Liebe: und doch! dieser Schmerz ist mir — höchste Seligkeit! — Denn ich darf ihn tragen: um dich! Und ich vertauscht' ihn nicht, diesen Schmerz, um aller anderer Frauen Liebes-

glück! Du aber wisse: wahre Liebe kennt keinen Wechsel! Lieben: — das ist Ewigkeit! — Friedmuth, mein Friedmuth, der nie der Meine war und doch ewig, unentreißbar mein ist: o du mein armer Friedmuth: — lebewohl! —" So schön war dieses Antlitz nie gewesen: tiefstes Weh der Seele, innigste, entsagungsstarke Liebe verklärte die edlen Züge mit heiligem Schimmer. Betroffen trat der Ritter einen Schritt zur Seite: der Vorhang des Eingangs rauschte: sie war verschwunden. —

Friedmuth vermochte nicht, ihr zu folgen. Wie träumend strich er mit der gepanzerten Hand über die kühle Stirn. „Das also war die Minne? Ja, ja! Das war sie wohl! War etwas Hohes — Edles! — Aber fast Unheimliches! — Lieber Himmelsherr und du, Sankt Georg, haltet mir das fern! — Laßt mich meine Lehnspflicht thun für Kaiser und Reich und meine Christenpflicht gegen jedermann. Anderes brauch' ich nicht, — will ich nicht! — Horch! Die Apulier stoßen ins Horn! — Sie reiten ab! — So reite auch ich zurück auf meinen Posten. Ich wollte, es setzte heute noch ein frisch Gefecht. Denn mir ist schwül. —"

Dreizehntes Kapitel.

Als der Ritter sich mit seiner kleinen Schar dem Lager näherte, fiel ihm auf, daß auf der die Straße beherrschenden Sandhöhe mehr als die drei von ihm hier aufgestellten Reiter Wache hielten: er sah wohl ein halbes Dutzend Helme sich scharf von dem tiefblauen Horizont der Wüste abheben. Und während er noch über die Ursache nachsann, sprengte einer davon eilfertig ihm entgegen.

Staub- und Sandwolken des Wüstenbodens verhüllten ihn, sobald sein Pferd aussprengte: so konnte ihn Friedmuth nicht erkennen, bis der Reiter dicht vor ihm hielt. Der sprang ab und umklammerte des Ritters Knie: erst jetzt erkannte dieser den heftig Bewegten. „Oswald!“ rief er und richtete das graue Haupt empor, das sich, wie von Schmerz niedergebeugt, an den Bug des Hengstes gedrückt hatte. „Oswald! Was hast du?“ — „Ach teurer Herr!“ — „Ist Übles geschehen? Wie ließest du mein Haus, die gute Fragsburg?“ — „Sie steht unversehrt.“ — „So ist der Berg gerutscht? Ist die Etsch ausgetreten?“ — „Nein. Aber — Frau Wulfheid —“ — „Was ist mit meiner Hausfrau?“ — „Tot ist sie, Herr, gestorben und begraben!“

Mit einem Sprung war Friedmuth aus den Bügeln und stand neben dem Alten. „Tot? Frau Wulfheid? Unmöglich!“ — „Doch, lieber Herr.“ — „Die Lebensstarke! Sie w o l l t e leben und starb doch? Was konnte sie bezwingen?“ — „Der stärkere Tod! Auf einer Eberjagd . . . —“ — „Wie? Ich hatte ihr scharf verboten, je wieder dies männische Werk zu üben, seit sie schon einmal der Eber gehauen.“ — „Ich wagte, sie Eures Verbotes zu mahnen. Und sie liebte ja gar nicht die Jagd. ‚Schweig, Knecht,‘ herrschte sie mich an. ‚Die Weizenfelder da unten an der Etsch sind mein: mein vorbehalten Frauengut. Und wenn Herr Friedmuth auch — leider! — allzu gering das Gut achtet, — das Sach,‘ sagte sie: es war ihr Lieblingswort . . . —“ — „Ja, das war es.“

„‚Ich sehe streng auch auf die Pfennige. Denn aus den Pfennigen wachsen Schillinge. Es ist nicht mehr zu tragen, daß die Wildsauen, aus den Etschsümpfen einbrechend, unseren besten Weizengrund zerwühlen! Die Knechte beschaffen nichts ohne das Auge der Herrin. Ich

muß zum Rechten sehen.‘ Und sie befahl: — Ihr wißt: es gab nicht Widerspruch gegen ihr Wort. — So zogen wir, ich und Oswin, mein Sohn, mit den vier Knechten, und mit den Suchhunden und den Stellrüden am andern Mittag hinaus, die Herrin uns allen voran, den Schweinsspeer in der Faust. ‚Wenn das Herr Friedmuth wüßte,‘ sagte ich vorwurfsvoll, ich ritt zunächst hinter ihr. ‚Er hat's so streng verboten!‘ Da wandte sie sich und rief mir zu: ‚Ich thu's ja doch — für ihn! Daß er stolz und reich erscheine unter den Landesrittern. Nicht für mich spar' ich, hauf' ich und wahr' ich, nur für ihn mehr' ich das Sach‘ —: das war ihr letztes Wort auf Erden.“ — „Mach's kurz! Der Eber traf sie zu Tode?“ — „O nein, Herr! Kein Hauer kam ihr nah! Es war ganz wundersam. Nicht ein wildes Tier, auch kein Sturz vom Pferd, — ein Schlagfluß wohl hat sie getötet. Sie gab dem Roß . . .“ — „Welches ritt sie?“ — „Die Schwalbe. — Sie gab den Sporn und sauste den Knechten voran, nachdem der Suchhund Sauen aus dem Sumpfland der Etsch aufgestört, wo sie während der heißen Mittagszeit bis an den Rüssel tief in Wasserlöchern liegen. Ein mächtig Tier stand hoch und nahm nach kurzem Gang die Stellrüden. Die Frau sprengt hinzu: auf Speerwurfsweite von dem umstellten Wild holt sie aus, schwingt den kurzen Schaft und — sinkt mit einem gellenden Schrei rückwärts vom Gaul: sie war wieder — gegen Euer Verbot! — rittlings auf dem Sattel gesessen. Ich fing sie auf: leblos! — Die Augen waren halb geöffnet: — sie hat kein Wort mehr gesprochen, — bis sie ins Grab getragen ward.“ — „Also ein Blutschlag? Oder was war es?“ Der Burgwart schüttelte den grauen Kopf: „Ich kann's nicht sagen. Wir haben gar nichts wahrgenommen an der Leiche.“ — „Die Leiche! Ich kann's nicht denken!“ — „Mühsam trugen wir sie

auf unseren Speeren den Felsensteig hinan. Wir riefen alsbald den altweisen Priester Markulf aus dem Cistercienserhause zu Meran: der hat ja lang in Welschland gelebt und zu Salern die Heilkunde gelernt: denn wir wollten doch wissen, wodurch die Herrin so plötzlich gestorben. Aber der war eben hinaufgeholt nach der Burg Tirol, wo das Söhnlein Herrn Albrechts in schwerem Fieber lag: so kam an seiner Statt einstweilen nur sein Schüler, der junge Mönch Alderich. Wir waren aber froh auch um den, auf daß er, ein Mann Gottes, wache bei der Leiche: denn wir Knechte, wir fürchteten die Tote, wie wir die Lebende gescheut. Er meinte, wie er kam und alles vernahm und auch das hörte, daß Ihr der Frau die Eberjagd verboten und das männische Reiten, der Himmelsherr habe das gesendet, als strenge, aber gerechte Strafe, weil sie, wie so oft, ihres Eheherrn Willen nicht befolgte." — „Dummer Pfaff!" — „Ja, ja, er meinte, bei dem jähen Tod, ohne Vorbereitung, ohne Sakramente — sie hatte seit zwei Monden nicht mehr gebeichtet — werde sie wohl ein paar Jahrzehnte in die Fegeflammen . . . —" Da zuckte Friedmuth schmerzlich auf. „Zumal sie doch auch Euch, ihren gütigen, milden Eheherrn recht, recht viel durch Jähzorn gequält habe und heftig wildes Wesen und durch Trotz." — „Was geht das den frechen Priester an? Ich verzeihe ihr von ganzem Herzen! Und wenn das nicht hilft, — Seelenmessen will ich für sie lesen lassen — so viele, daß . . . — von Jahrzehnten sprach er?" „Jawohl," nickte der Alte. „Nun, lieber Herr, vielleicht ist's nicht ganz so schlimm. Ihr wißt ja, die Verstorbene war ein wenig scharf und hart mit allen Leuten: Neigung und gute Meinung der Menschen hat sie nicht viel gehabt. Auch den Alderich hat sie manchmal unsanft fortgewiesen, kam er bettelnd für sich oder für seine Kranken. Vielleicht kommt

Frau Wulfheid doch gelinder ab." Aber Friedmuth sann einstweilen schon über ganz anderes. „Soll ich den Kaiser angehen um das Geld? Den Ring verwerten? — Nein! Ich verpfände das Geleitrecht nach Bozen. Es trägt wohl siebzig Schillinge. Ich stifte ein ewig Licht ins Kloster zu Sonnenburg. Die frommen grauen Schwestern dort sollen sie mir aus dem Fegefeuer beten Tag und Nacht. — Und sie hat wirklich gar nicht mehr gesprochen?" — „Nicht mehr geschnauft hat sie! Ich habe immer wieder das Ohr an ihren Mund, an ihr Herz gelegt, — denn wir wollten's nicht glauben, die Stattliche sei tot. Und sie sah noch den zweiten Tag ganz unverändert aus, als wolle sie gleich aufspringen und wieder ihr laut Befehlwort rufen durch die Burg. Aber am Abend des zweiten Tages gebot der Mönch, sie hinabzubringen in die Gruft. Denn die übeln Wichte von — nun von dort her, wo — wo die Engel Hörner tragen — fahren leicht in eine Leiche, die noch in der zweiten Nacht uneingesegnet liegt. So trugen wir denn die strenge Frau hinab in die Burgkapelle. Da ward sie aufgebahrt auf schwarzbehangenem Gerüst. Stolz, drohend, zorngemut sah sie noch im Tod auf uns. Den traurigen Zug machte ich noch mit. Aber von der Bahre weg eilte ich — gerade sank die Sonne — in den Hof, sprang auf mein vorher gesattelt Roß, eilte gegen Bozen und dann nach Trient und Venedig, Euch sobald als möglich aufzufinden. Wußte ich doch, daß Ihr auf Nachricht von der Heimat harrtet. Und nun muß ich Euch solche Nachricht bringen!" — „Und wann war das? Wann starb sie?" — „Am zweiten Tage vor Sankt Johannes des Täufers Tag: wir hatten schon das Holz für das Sunnwendfeuer aufgeschichtet." — „Gott, so viele Monate schon, da ich noch an die Lebende dachte! Nun hat die Frau doch all dies so arg geliebte, so scharf gewahrte Gut

hergeben müssen. Nicht mir! Ihren Vettern! Die werden wohl nicht gesäumt haben, zuzugreifen! — O hätte sie doch, auch wenn ich fern war, dem fahrenden Spielmann manchmal einen Krug Wein gegönnt." „Zumal aber das Burggesinde minder knapp gehalten," brummte der Alte vor sich hin. „Arme Frau!" Und er schüttelte den Kopf. „Wie schade um so viel Trefflichkeit!"

Unter solchen Reden stiegen sie langsam die Anhöhe hinan: Friedmuth hatte dem klugen Hengst, der von selbst folgte, die Zügel über den Hals geworfen. Oswald führte den eigenen Klepper am Zaum, hin und wieder seinem Herrn Antwort gebend auf kurze Fragen über einzelne Umstände, die dieser, aus seinem Nachsinnen aufschauend, an ihn richtete.

Weiter rückwärts ritt Hezilo langsam nach. „Hm," meinte der, „er trägt es ruhiger, als ich gemeint. Wie wenn er im Gefecht einen recht tapferen Waffengenossen verloren hätte: — aber nicht Herrn Hermann oder Herrn Walther. — O Trinelein, wenn du mir gestorben wärst!"

Vierzehntes Kapitel.

Der Witwer behielt nicht Zeit, seinen Gedanken lange nachzuhängen: sein Wunsch nach einem frischen Gefecht sollte sich rascher erfüllen, als er hatte hoffen können. Kaum war er im Lager angelangt, da jagte von den Vorposten her ein Bote mit der Meldung, zahlreiche arabische Reiter umkreisten und bedrängten hart das kleine Häuflein der Vorhut. Es waren berittene Bogenschützen, deren Pfeile, gefiedert mit den Federn des Kranichs, aus großer Ferne

trafen und oft durch Schild und Brünne drangen. Die Abendländer scheuten gerade diese unfaßbaren Feinde: die Mitte hielten diese stets zurück, nur beide Flügel schwärmten vor, ihre Geschosse entsendend: sprengten nun die vollgerüsteten Franken auf ihren schweren Hengsten gegen die Plagegeister an, so waren diese weißen Flattermäntel im Nu zerstoben, gleich vom Sturmwind entführten Federn.

Friedmuth hatte den Ritt nach dem Schlosse, das ja hinter den deutschen Stellungen lag, in ganz leichter Rüstung unternommen. Nun gebot er Hezilo, ihm behilflich zu sein, sich rasch zu waffnen. Er fuhr zuerst in den ärmellosen Unterwaffenrock, ihn über Haupt, Brust und Arme streifend, denn im Morgenlande trugen die Ritter, der Hitze wegen, nicht Unterkleid, Rüstung und hierüber Waffenrock, sondern diesen am Leib und auf diesem den Panzer. Darüber zog er dann den Panzer, mit Schuppen für die Arme und mit Schuppenhandschuhen, auf der Brust geschützt durch Kettenringe, die bis zum Gürtel reichten. Daran schlossen sich Ringschuppen in Maschen von den Hüften bis an die Knöchel. Hieran wurden geschnürt die starken Lederschuhe mit den langen Stachelsporen; das mächtige Hiebschwert ward mit der Schwertfessel locker um die Lenden gegürtet. Über das Harsenier, die Schuppenhaube, die Kopf und Hals, Schultern und Nacken schleierartig umzog, stülpte er den schweren Glockenhelm: die Gupfe oder Hirnhaube, die man zunächst über dem Haupt trug, hatte Friedmuth im heißen Morgenland abgelegt.

Nun führte Oswald das Streitroß vor: — zum Ritte nach dem Schlosse hatte das Reiseroß gedient — „Falka" war ganz verdeckt von der „Cuvertiure", einem Pferdekleid, das, mit eisernen Ringen verstärkt, an dem ledernen, im Rücken hoch erhöhten Sattel festgeschnürt, hinten viel

länger als vorn, die Brust ganz frei lassend, das Tier zu beiden Seiten umwogte.

Friedmuth schwang sich in voller Rüstung in den Sattel und ließ sich nun den langen Schmalschild reichen, der, wie sein Helmdach, die drei goldnen Sterne im blauen Felde zeigte: er warf ihn vorläufig an der Schildfessel auf den Rücken. Dann ergriff er die mächtige Lanze, diese zehn Fuß lange Stoßwaffe mit der blattförmigen, zweischneidigen, halbfußlangen Spitze.

„Vorwärts!“ befahl er. — —

Die Sonne war nun gesunken: es ward sehr rasch dunkel. Während Friedmuth, gefolgt von Hezilo, an der Spitze seiner Inn- und Etschthaler aus dem Lager sprengte, tummelten, die Lanzen schief über den Rücken geschnürt, zwei Führer der Wüstenreiter die windschnellen Rosse wie im Spiele hinter der Reihe der Ihrigen hin und her. „Du hast,“ fragte der ältere, „doch selbst nachgesehen? Es ist doch tief genug gegraben?“

„Du weißt, Oheim Emid, wir fangen in unserer Heimat in solchen Gruben den Löwen. Nicht der König der Wüste vermöchte von der Sohle des Trichters im Sprung den Rand zu erreichen.“

„Und das Gestrüpp?“

„Nicht meinen leichtfüßigen Berber würde es tragen, geschweige das plumpe, gepanzerte Roß des gepanzerten Franken.“

„Gut! Bei Allah — wir müssen ihn haben: — er allein hat uns den ganzen Plan des Überfalls verdorben. Er ist wohl einer der allervornehmsten der Franken. Für ihn wird der Kaiser willig meinen Bruder, deinen Vater, freigeben. Habt acht! Da ist er schon.“

Friedmuth hatte nun seine weichenden Vorposten erreicht. Sowie diese den geliebten Führer gewahrten und

die Verstärkung, die er ihnen zuführte, hielten sie Stand und sprengten unter dem Kriegsruf: „Christus der Herr!“ mutig wieder gegen die Feinde vor. Sofort prallten diese, ihre leichten Rosse herumreißend, zurück, im Fliehen nochmals ihre Bogen abschießend. Neben Friedmuth stürzte, einen Pfeil in der Stirn, einer seiner Etschthaler Vögtlinge, der Zeidler von Hafling. —

„Wartet! Steht doch, ihr feigen Heiden!“ rief der Ritter in der Lingua franca. Es trieb ihn das Herz, den Schmerz um Frau Wulfheid und allerlei Gedanken in grimmen Stößen loszuwerden. Heftig spornte er das Roß: schon jagte er durch die Reihe der Vorposten hindurch, weit den Seinigen voran. „Halt, lieber Herr, halt! Nicht allein soweit vor,“ warnte eine Stimme. Es war Hezilo, der einzige, dessen Roß zu folgen vermochte. Aber Friedmuth war zornig: er hörte nicht den Ruf des Treuen: er sah zwei feindliche Führer — die reich in Gold strahlenden Waffen, die hohen weißen Straußenfedern über dem beturbanten Schuppenhelm machten sie kenntlich, — die, ungleich ihren fliehenden Scharen, ihn ruhig erwarteten. Sie hoben die Wurfspeere und ritten im tänzelnden Trabe langsam gegen ihn vor. Friedmuth deckte sich mit dem schmalen Schild, ihn zum Halse hinaufzuckend, legte den Speer ein, nicht in der Höhe der Hüften ihn fällend, sondern zu besonders gefährlichem Stoße, bis dicht unter die Achselhöhe ihn hebend, um den Feind recht hoch oben zu treffen und so desto leichter aus dem Sattel zu stürzen; er hob sich in den Bügeln und sprengte mit der vollen Wucht des starken Rosses gegen jene an, froh des Zusammenstoßes.

Aber pfeilschnell wandten beide die Pferde herum und flohen: nach rechts ausbiegend, nicht ihrem links enteilenden Häuflein folgend. Grimmig setzte der Ritter nach.

Er sah gerade vor sich, zwischen den Ohren des Pferdes durchblickend: auf der Erde lag ein Haufen dürrer Palmzweige oder anderen Gestrüppes, die Dunkelheit ließ den Erdboden kaum mehr erkennen: die beiden Flüchtlinge bogen links und rechts um die kreisähnliche Anschwellung, jenseits derselben wieder zusammentreffend. Friedmuth trieb den keuchenden Hengst gradaus: da, sowie dessen Vorderhuf auf die Palmzweige schlug, stürzte das Tier kopfüber nach vorn in eine tiefe Grube: — krachend flogen Splitter und wirbelnd dürre Halme empor. — Hezilo sah seinen Herrn plötzlich verschwinden. Mit bangem Angstschrei jagte er gegen die Grube heran.

Plötzlich war er von sechs Reitern umringt: die beiden Führer hatten mit laut gellendem Ruf die verstellte Flucht der Ihrigen gehemmt: eine Schnur flog um seinen Hals, eine Bleikugel schlug an seine Schläfe, unterhalb der Schuppenhaube: er fühlte noch, wie er vom Pferde gerissen und quer über einen Sattel geworfen ward. Dann schwanden ihm die Sinne. Sofort stoben die Saracenen wieder davon, in die Wüste hinein.

Als die Deutschen die Stelle erreichten, wo sie Friedmuth und Hezilo hatten verschwinden sehen, trafen sie nur Hezilos Pferd, dessen Sattelgurt zerschnitten war; die Sturmhaube und der Sattel lagen neben dem Tier auf dem Sand: es schnupperte mit weitgeöffneten Nüstern nach Südosten. Sie eilten weiter vor, nach rechts: der alte Oswald zuerst entdeckte eine tiefe trichterförmige Grube, über welche Palmzweige und Gesträuch gebreitet lagen. Ohne Besinnen stieg er ab und sprang hinein: da lag der treue Hengst mit gebrochenem Genick, den ganzen Boden der nach unten schmaler werdenden Grube füllend: darüber der zerbrochene Speer des Ritters und sein aus dem Mundloch der Scheide geglittenes langes Schwert: die Spitze fehlte: — der Rest

der Klinge war ganz blutig. Von dem Rande der Grube nach Südosten zog sich eine sehr starke Blutspur zwischen den Huftritten zweier arabischer Rosse hin: Oswald und die Reiter folgten der Spur, bis die volle Dunkelheit der Nacht sie nicht mehr erkennen ließ. Dann kehrten sie in das des Führers verwaiste Lager zurück, tieftraurig bis ins Herz hinein. Denn Friedmuth hatten alle lieb gehabt.

Zweites Buch.

Hezilos und Böppeles Abenteuer.

Erstes Kapitel.

Zwei Jahre waren ins Land gegangen, seit Herr Friedmuth und sein getreuer Hezilo verschwunden waren aus den Augen der Ihrigen. Längst waren der Kaiser und sein Heer aus dem Morgenlande zurückgekehrt.

Da ging an einem wunderschönen Sommerabend in dem wunderschönen Thal, „das Etsch und Passer, zwei Silbergürteln gleich, umhegen," im Thale von Meran, die Sonne so herrlich zu Golde, wie es vor anderen jener gesegneten Landschaft lieblich Eigen ist.

Zauberhafte Farbentöne hatten von der sinkenden Glanzscheibe aus oder um sie her den Himmel, die Berge, die üppigen Mittelhöhen der Hügelgelände, die beiden Flüsse und deren Thalgrund erfüllt: vom wärmsten Gold, durch glühendes Rot bis ins immer noch stark rot durchwärmte Violett.

Der Wiederschein im Osten, zumal im Südosten, wo die Mendola, wie von Sehnsucht gezogen, gen Italien hinabneigt, erfüllte den ganzen Himmel mit prachtvoll leuchtender, lodernder Glut.

Auf der Höhe im Osten von Meran, wo dermalen

Schloß und Gehöft Goyen zwischen Schänna im Norden und der Fragsburg im Süden ragen, standen damals ein paar niedrige, strohbedeckte Bauerhütten. Sie waren samt dem zugehörigen Wein-, Acker- und Wiesenland dem Bistum Chur zu eigen und an Hintersässige ausgeliehen, die zwar persönlich frei, — nicht leibeigne Knechte und Mägde — aber doch „Vögtlinge" des Bistums und von dem Bischof und dessen Vogt streng abhängige Leute waren. „Ze Goyen" hieß damals die Siedelung: — nicht viel anders schon in den Tagen, da Ostgoten auf dem nahen Iffingerberg lebten: denn bereits zur Römerzeit krönte jenen wunderbar schönen Hügel eine »villa Gajana«: und die Winzer, die dem Rebgarten Halt und Stütze aufbauten aus allerlei zerbröckeltem Gestein und Mauerwerk, das in großen Mengen den Boden auf der Krone der Höhe bedeckte, ahnten nicht, daß sie die Ziegel altrömischer Grundmauern und Hypokausten übereinanderschichteten.

Vor der kleineren dieser Bauerhütten stand oder lehnte an einer solchen niedrigen Weinbergmauer, welche ihr nur bis unter die Brust reichte, ein junges Mädchen von fast noch kindlicher Gestalt. Den Rücken dem Hause zugekehrt, schaute die Kleine, über die Mauer gebeugt, eifrig der sinkenden Sonne nach: sie hatte die beiden Ellbogen, die nackt aus den Kurzärmeln des dunkelbraunen Wollhemdes ragten, auf die obersten Steinplatten des Gemäuers gestützt und das Kinn auf die beiden umschließenden Hände gelehnt: zwei dicke, breitgeflochtene gelbe Zöpfe fielen über den zierlichen Nacken, das grüne, rotgeränderte Mieder und das Hemd, das unterhalb des Mieders wieder hervorkam und bis auf die Knöchel der bloßen Füße reichte. So tief versunken war die Jungfrau in ihr Sinnen und Ausschauen, daß sie es gar nicht merkte, wie die zutraulichen kleinen Eidechsen, die alles Gestein jener sonnigen Gehänge

beleben, auf der breiten, noch ganz sonnenwarmen Mauerbrüstung dicht an ihren Armen vorüberhuschten. Lange, lange blickte sie so regungslos, sprachlos vor sich hin — in die rotgoldene Pracht des Abendgewölks. Endlich seufzte sie tief auf: „O Frau Sonne, liebe Herrin! Bring' ihn mir wieder! Dir hab' ich ihn befohlen, dir, der heiligen Katharina und zumal der heiligen Gertraud. Denn an deren Tag und unter deren Geleit zog er einst davon — da hinab — — gerade dorthin! Noch seh' ich ihn, wie er da um die Ecke des Weinbergs bog! Noch einmal sah er um und winkte grüßend mit der Hand: — und verschwunden blieb er von Stund an für so viele, viele Tage! Und habe doch jeden Morgen und jeden Abend gebetet auf den Knieen 'zu Sankt Gertraud, die ganz besonders in Schlacht und Kampf den Männern beispringt; und habe das Steinbild der heiligen Jungfrau mit Kränzen geschmückt und mit Sträußen, so lange es Blumen gab. Und wann es keine mehr gab, mit den schönsten Schnüren von roten Vogelbeeren. Und alles umsonst! Und andere, sogar solche, die viel später fortgezogen sind als Herr Friedmuth und Hezilo, sind schon lange wieder zurück: der Ferge von Lana und der Hübner von der Töll! Ach und von Herrn Friedmuth und von Hezilo keine Spur, keine Kunde!" Die Kleine sah nun die hellsten Sonnengluten wie gedämpft: denn Thränen traten ihr in die blauen Augen und liefen langsam, langsam über die runden blühenden Wangen des Kindergesichts.

Zweites Kapitel.

„Trinele!“ rief da eine Männerstimme von der Thüre des Hüttleins her. — „Gleich, Vater!“ antwortete sie, wischte sich rasch die Augen und sprang zurück an das Haus.

Da stand auf der Schwelle ein alter Mann, hochgewachsen, mit den edeln Zügen, dem langgestreckten Antlitz, dem tiefernsten Ausdruck, der so vielen Bauern des Burggrafenamtes Tirol, in scharfem Gegensatz zu der bajuvarischen Bevölkerung der Nachbarthäler, eignet: vielleicht ein Erbteil der Ostgoten, die, nach dem Fall des Heldenkönigs Teja in der Mordschlacht am Vesuv, gemäß Vertrag mit Narses freien Abzug über die Alpen „zu andern Barbaren“ sich ausbedungen und ausgeführt haben. Wie er so da stand, von der Abendsonne beleuchtet, die hochragende Gestalt vom Alter nicht gebeugt, barköpfig, das edelgeformte Haupt umrahmt von glänzend weißem Haare, das er in schlichten Strähnen herabfallen ließ, als seiner Freiheit Zeichen, ungeschoren, nur über der halben Stirn wagrecht geschnitten, die Brust nicht ganz verdeckt von dem groben braunen Wollrock, der die Kniee nicht erreichte und durch einen schmalen Gurt von Bocksleder um die Hüften zusammengehalten ward, während enge Hosen von gleichem Stoff ihm bis an die Kniee reichten, schien er, die blitzende Sense, einem Speere vergleichbar, über die linke Schulter gelehnt, die Rechte nach seinem Kinde ausgestreckt, wie aus alter Reckenzeit übriggeblieben.

„Da! Setze dich zu mir,“ sprach er nun, die Sense ablegend; und mit der mächtigen, von schwerer Arbeit gehärteten Handfläche ihr Haupt und Haar streichelnd, zog

er sie zu sich nieder auf die Holzbank, welche, wie um die Süd- und Ostwand, auch um die Westseite des Häusleins gezimmert war. „Ich habe dir die Abendmilch und das Speltbrot mit herausgenommen — sieh hier, auf dem Steine —, da du wieder nicht auf das Meierglöcklein achtetest, das die Knechte und Mägde von der Arbeit zu dem Rundtisch rief. Du hast wieder einmal deinem Buben nachgesehen — nachgesonnen — nachgeweint! Nein? Ja, die Augen sind jetzt wohl trocken! Aber da — das Hemd links und rechts vom Kinn, — das ist ja noch naß." „O Vater!" rief die Kleine, stellte hastig den Napf Milch nieder, den sie hatte zum Munde führen wollen, und warf sich, laut aufschluchzend, an des Alten Brust. — „Nun, nun, er wird wohl noch leben, dein weißköpfiger Bub." — „Ach, ich glaub's kaum mehr! Denk' doch nur, was da alles auf solcher Fahrt einen braven Christenmenschen treffen kann. Es ist ja grausam, was die Männer erzählen, die drüben gewesen über dem großen, großen Wasser." „Und — trotz allem — glücklich heimgekommen sind, dank den Heiligen. Wird wohl leicht auch ein weniges Gelogenes darunter sein," meinte der Alte, gutmütig tröstend. — „O Vater, nein! So schlecht ist doch kein Christenmensch, daß er das achte Gebot verletzt, gerade wann er vom heiligen Land erzählt." — „Weiß nicht! Ich kenne einen, der könnte wohl auch darüber aufschneiden, daß die Bänke krachen." — „Den von Boblingen, den Böppele, meinst du," und sie mußte ein wenig lächeln mitten unter ihren Thränen. „Ja der! Aber so einen Schwänkemacher läßt der liebe Gott nicht zweimal herumlaufen auf dem Erdboden. Und weißt du denn nicht mehr, wie der Ferg von Lana erzählt hat, daß schon in Welschland drüben, wo sie sich einschiffen, oft so giftige Fieberluft weht, daß gar viele erkranken und sterben, bevor sie nur das Schiff

besteigen? Dann die Stürme auf der Meerfahrt — Wellen, hoch wie Kirchenmauern! — und in den Wassern, den abgrundtiefen, Haifische, die den Schiffen, fraßgierig, folgen. Und verborgene Klippen! Und Seeräuber! Und sind die frommen Pilger dem allem entgangen, dann drüben die furchtbare, lange, lange Wüste, wo es nichts giebt als Sand und einen bösen Wind, der den Sand haushoch aufschüttet, Roß und Reiter und Lagerzelt begrabend. Und die grimmen Heiden auf ihren pfeilschnellen Rossen mit vergifteten Pfeilen! Und Schlangen giebt es auch! Und . . . —" — „Schöne Weiber, Trinelein, viel schönere als eine Bauerstochter an der Etsch." „Nun, die thun aber nichts!" sagte die Kleine ganz unbefangen. „Die fechten doch nicht mit? Wie die Bergriesinnen thun werden, nach der alten Weissagung, wann der Antichrist gegen Elias streiten wird im Rosengarten König Laurins zu Algund und wann die Welt in Feuer aufgeht an dem jüngsten Tage. Was schaden die Heidinnen dem Hezilo?" — „Dem Hezilo nicht: — aber vielleicht dir, Trinelein." Mit großen Augen sah ihn das Kind an: „Mir — hier? — In Goyen? Der Zauber müßte weit fliegen! Und wie wissen denn die Heidinnen, daß ich lebe? Und was hätt' ich ihnen zuleide gethan, daß sie mich verzaubern möchten?" Da sprach der Alte wehmütig: „Du könntest einem das Herz springen machen vor Harm! — Wenn es wahr wäre . . .! —" Und er senkte das Haupt auf die Brust. „Wenn was wahr wäre?" forschte die Kleine, hastig aufspringend. „Vater, was soll wahr sein? Du weißt etwas — o Jungfrau Maria! — du weißt was von ihm und willst mir's nicht sagen! Er ist tot? Er ist gefallen? — Oh, ich bitte dich, sag's mir! Sag's — mit aufgehobnen Händen bitt' ich dich!"

Und sie warf sich vor ihm nieder auf die Kniee und

hob die beiden Hände mit fest ineinandergeschlungenen Fingern zu ihm empor. „Nicht tot! Nicht gefallen,“ beschwichtigte der Alte und hob sie sanft vom Boden auf. „Bei Sankt Johannes dem Täufer, meinem Schutzpatron im Leben und bei dem Gerichte Gottes.“ — Da beruhigte sich, bei solcher Beteuerung, das Mädchen. — „O weil er nur lebt! Nun, was aber denn sonst? Verwundet? — Krank! — Im Haus der frommen Ritter?“ Der Alte schüttelte den Kopf. „Ganz gesund und frisch ist er!“ — „Warum kommt er dann nicht heim? Wie die andern alle: — der Kaiser soll doch schon lange wieder zurück sein.“ — „Aber Herr Friedmuth fehlt. Und niemand glaubt, daß er noch lebe, — sagt der Böppele.“ „Hast du den Böppele gesprochen? — Der war ja auch in des Kaisers Heer! Hat der meinen Buben gesehen?“ — „So rasch kann ich nicht hören, — geschweige antworten — wie du fragen kannst! Also: alles der Reihe nach. Ja, der Böppele ist zurück. Ich hab' ihn nicht gesehen: — aber der Gevatter, der Thorwart von Meran.“ — „Der Zingilo? Wo? Wann, Vater?“ — „Gestern Abend. Da ist der Böppele mit einem Geleitbrief des Rates von Bozen und vier Saumrossen mit Wein durch Meran gekommen —“ — „Und der hat meinen Hezilo gesehen? Gesund und unverwundet?“ — „Ganz frisch und gesund: aber —“ — „Nun, aber?“ „So halb und halb — gefangen!“ „O barmherziger Heiland,“ schrie das Mädchen und fuhr mit beiden Händen in ihr Haar. „Gefangen von den Heiden! Ach und sie sollen die Gefangnen lebendig begraben, oder von ihren Rossen zerreißen lassen, oder — o ihr Heiligen! Mein armer Bub!“ „Schrei nicht so wüst! Deinem Buben geht es ganz gut. Viel besser, viel lustiger als dir: — und mir,“ fügte er seufzend, leiser, bei, „der ich ihr das beibringen soll. — Er ist nicht so recht gefangen wie andre —

kriegsgefangen. Er, — er kann nur nicht fort." — „Warum? wer hält ihn, wenn nicht Zwang?" — „Die stärkste Zwingerin, wie Herr Walther sagt: die Minne." — „Die Minne? Die Liebe — unsern Hezilo — meinen Hezilo? Die Liebe hält ihn? Nein, herführen wird sie ihn, auf Flügeln, rasch wie die Schwalbe, zu mir." — „Ja, — wenn er aber — eine andre liebt?" Da richtete sich das junge Mädchen hoch empor, sah ihrem Vater, leuchtenden Blickes, in die Augen und rief: „Das ist nicht wahr!" — „Ich glaub's auch nicht von dem Buben." „Es ist nicht möglich, sag' ich dir!" wiederholte fast drohend die Tochter: — das Kindliche ihres Wesens war nun ganz gewichen. „Wer hat's gesagt?" — „Der Böppele!" — „Der Böppele lügt!" — „Ja, ja! Oft lügt er schon. Aber manchmal sagt er doch auch die Wahrheit. Und diesmal . . .—" — „Wem hat er es gesagt?" — „Dem Thorwart, dem Gevatter. Und den hab' ich jetzt gerade gesprochen. Er kam herauf, nach seinem Rebgarten zu sehen an der Naif. — Ich traf ihn dort: ich mähte unsern Grummet an dem Naifenbühl." — „O Vater — Vater — erzähl' es — o jedes Wort! — aber genau: so wie man das Vaterunser sagen muß." — „Der Böppele ist über Nacht geblieben in Meran, hat bei dem Thorwart selbst seine Weinrosse eingestellt. — Er ist nämlich wieder, wie vor Jahren, Weinschenkwirt zu Boblingen im Schwabenland geworden. — Und hat dem Gevatter viel erzählt von allem, was er gesehen, erlebt, und ausgestanden. Das meiste, meint der Zingilo, war gelogen und übertrieben. Aber als der Wackere ihn fragte, ob er nichts von Hezilo und vom Fragsburger erfahren habe, oder von Herrn Walther, da sagte er: Herrn Walther habe er vor kurzem in Brixen gesprochen." — „Dank den Heiligen! So lebt er, der brave, liebe, kluge, frohe Herr? Aber Hezilo . . .? —"

„Vom Fragsburger hab' er nichts sagen wollen, trotz allem Drängen des Gevatters." — „Ja, ja: wegen der Geißelung, die einem auf der Fragsburg droht, wenn einer von dem Vogt berichtet, was man dort nicht gerne hört: — das ist ja weit und breit bekannt geworden. — Aber mein Hezilo?"— „Hezilo hat er im Morgenland gesehen, gesprochen: aber zuletzt als Sklaven — nein, Freigelassenen einer — Heidenprinzessin." „Freigelassen? — Dann käme er zu mir."— „Ja: — sie haben ihn freigelassen — nur unter einer Bedingung." — „Welcher Bedingung?" — „Daß er sie heiratet." Da erbleichte das Mädchen: — tief holte sie Atem: „Woher weiß das der üble Landfahrer?" forschte sie dann nach langem Schweigen. — „Auch er ward von Heiden aufgegriffen und in die gleiche Felsenburg gebracht, wo Hezilo — allein, ohne Herrn Friedmuth — festgehalten war. Auf Hezilos Fürsprache ward der Böppele freigegeben."

„Soviel gilt der gefangene Knabe bei der Heidin?" fragte Katharina und tiefe Trauer zog über ihr Antlitz. „Soviel!" — „Ja, sehr viel. Der Böppele durfte nicht viel mit ihm reden, — aus Argwohn der Heiden, er möchte mit Hezilo die Flucht planen. Denn die junge Fürstin hat gedroht, alle Wächter zu kreuzigen, falls sie ihren Liebling entspringen ließen."— „Ihren — Liebling!" — „Ja Und Hezilo trug die allerschönsten, reichsten Kleider der Heiden: Kopftücher von Seide und weite Hosen, fast wie Weiberröcke, und spitze weiche goldgestickte Schuhe. Und er aß von goldnen Schalen. Und sechs Mohrenknaben dienten ihm. Und die Prinzessin hatte ihm erbeuteten Wein bringen lassen, — teuren Wein! — er gab Böppele davon — und die Heidin schenkte selbst den Becher ein und kredenzte ihn dem Buben."

„Ist sie schön, diese Prinzessin?" fragte Katharina.

Glut schoß ihr in die Wangen. „Ja, danach hab' ich wirklich nicht gefragt! Und so weit wäre ja alles ganz gut bestellt für den Buben: und wir, die wir ihn lieb haben, wir müssen uns freuen über all das!" — „Freuen? Müssen uns freuen?" — „Nun freilich. Er lebt, er ist gesund, er ist heil! — Was hättest du vor einer kleinen Weile darum gegeben, hättest du das von ihm gewußt?" — „O Vater, du hast recht! — Ich bin — ich war so undankbar! — Ich war — ich dachte nur an mich, nicht an ihn. O das war schlecht von mir!" — „Ja, das heißt: damals — vor vielen, vielen Monaten — lebte er gesund und frisch. Jedoch ...—" — „Nun — was später?" — „Als der Böppele entlassen ward, da sagte ihm einer der Wächter, ein zum Heidentum übergetretener Welscher ..—" — „Giebt's das auch?" — „O ja, das giebt's. Der sagte, unser Hezilo —" „Nun?" — „Der Vater der Prinzessin, der in allem seines Kindes Willen thue, habe gar nichts gegen die Heirat. Aber da sei von dem obersten Kaiser der Heiden ein harter Befehl ergangen, — gegen alle Gefangenen — weil die Tempelritter einen Waffenfrieden sehr schnöde gebrochen." — „Heilige Katharina! Welch' ein Befehl?" — „Der Fürst habe Botschaft an seine Tochter geschickt, — denn er war nicht mehr in der Burg — wenn Hezilo nicht in drei Tagen sein Eidam sei — bis dahin hatte sich der Wackere immer standhaft geweigert ...—" „Siehst du, Vater, — ich hab' es gewußt!" rief sie mit lachenden Augen. „Dann?" — „Dann müss' er ihn eben, wie alle Gefangenen, — köpfen lassen." Da stürzte das Mädchen laut aufschreiend auf den Vater und rief: „Ach um Gott! — Aber er hat sie doch ohne Zweifel geheiratet? O ja? Ja? Doch gewiß? Ich bitte dich: sag' doch ja. Er hat's doch gethan?"

„Kind," klagte der Alte, „wie soll ich's wissen? Der

Böppele ward aus der Burg geführt, ohne unsern Buben vorher noch einmal sprechen zu können. Das war das letzte, war alles, was er wußte." — „O Vater, Vater, sage, sage du mir! Du bist so alt, so erfahren, — du kennst den Hezilo, — meinst du nicht, er hat's doch gethan? O sage ja. Er mußte ja! Er mußte doch sein Leben retten! Gerade, wenn er mich lieb hat, hat er's doch gethan? Und ach Gott! Ich hab' ihn ja in alle diese Not, in die Gefangenschaft geführt! Nur weil er mich lieb hat, weil er mich thöricht Ding zum Weibe haben wollte, nur deshalb hat er ja das Kreuz genommen, das der Bischof zur Bedingung seiner Erlaubnis gemacht hat. Ich bin schuld, seine Liebe zu mir! O ich hoffe doch — ich bitte Gott — Gott! laß ihn nur sein Leben retten! Und müßt' er hundert andere freien. O nur er nicht sterben! —"

Da brach sie vor dem Alten zusammen, das Haupt in strömenden Thränen gegen seine Knie drückend; er richtete die halb Ohnmächtige auf und barg ihr Köpfchen an der Brust. „O mein Kind! Mein gutes Kind! Ja, du liebst ihn, den Buben. Aber auch er hat die wahre Liebe und Treue zu dir — und ich fürchte sehr . . . —" — „Was fürchtet Ihr? Wann ich komm', weicht die Furcht," fragte da von der Hausthür her eine tiefe Stimme fröhlich. Der Alte wandte sich. — „O! Ihr, Böppele! Ihr waret ja, sagte der Gevatter, schon bei Sonnenaufgang fort aus Meran gegen das Innthal zu hinauf." — „Ja, bin aber nicht gar weit gekommen. Schon bei Glurns kehrte ich um." — „Weshalb?" — „Ich — ich hatte was vergessen." — „Hei, was?" — „Einen Botenlohn." — „Wo habt Ihr den zu zahlen: oder eher wohl — zu holen?" — „Wo? Ei, hier auf Goyen: — bei Euch. —" — „Wofür? Für jene böse, böse Nachricht? Ihr seht,

was sie angerichtet hat in meinem Kind." — „Ach so! — Nun, was fürchtet Ihr denn?" — „Ich fürchte, der wackre Bub', er hat — wie ich ihn kenne — die Heidin nicht genommen." — „Da kennt Ihr ihn recht. Er hat sie nicht genommen." „So ist er tot?" schrie Katharina, sich aufrichtend. — „Bewahre Gott und Sankt Sebastian! Er ist ganz hechtlebendig." — „Habt Ihr ihn gesehen?" — „Jawohl." — „Wann? Wann?" — „Heute." — „Wo? Wo ist er? Um Gott?" „Da ist er, Trinele! in deinen Armen!" So rief eine jubelnde Stimme, und aus der Thüre, an den beiden Männern vorbei, sprang ein schlanker Bursch auf die Kleine zu. „Hezilo!" rief diese und fiel an seine Brust.

Drittes Kapitel.

In der „Stuben", dem Raum, der, neben ein paar kleinen Verschlägen und dem Stall, das ganze Erdgeschoß des Bauernhauses in Anspruch nahm, war der Kienspan, in eiserner Öse über dem Herd aufgesteckt, schon mehr als einmal erneut worden und immer noch mußte Hezilo erzählen.

Der breite Herd war eingerahmt von schönem weißem Marmor: vor vielen Menschenaltern hatte man ihn ausgehoben aus dem Schutt und Steingerölle der alten Villa Gajana und mit seinen Bruchstücken umrandete man die Herdplatte von rotem Porphyr, der hier überall zu Tage steht. Auf der einen Seite des Herdes, auf der Herdbank, saß, den Rücken an die Wand gelehnt, Isso, der Innerhofer von Goyen: auf der anderen Seite, Hand in

Hand geschmiegt, das junge Paar auf einer breiten Eichentruhe, und dem Herd gegenüber auf einem niedern Schemel mit Rückenlehne der, den sie den Böppele nannten. Katharina ließ kein Auge von dem Geliebten und strich ihm manchmal mit der Hand über Haar und Wange, wie um zu prüfen, ob er auch wirklich leibhaft sei und nicht ein Traumgebild.

„Und so habt ihr denn alles gehört," schloß Hezilo und holte Atem, „bis zu dem Tage, da ich meinen armen Herrn mitsamt dem Roß plötzlich verschwinden sah vor meinen Augen, als habe sich die Erde aufgethan und ihn verschlungen. Aber jetzt," und er hob die irdene Schale, die vor ihm stand auf dem Marmor, — „jetzt noch einen Weidling Milch! Das viele Reden macht trocken: — mir wird's in der Kehle wie in der Wüste." Voll innigsten Mitleids sprang die Kleine auf — sie meinte, er könnte ihr plötzlich sterben! — und wollte nach der Milchkammer eilen. Aber der Böppele haschte sie flugs am Zopfe, da sie an ihm vorbei wollte, und zog sie sanft zurück: „Halt, junge Braut! Des weißen Geschlapps ist's nun genug. Seit ich ein Säugling war, hab' ich nicht soviel Milch getrunken, wie heute abend! — Was der Bub' bisher erzählt hat, das hab' ich alles schon gewußt. Oder mir denken können. Denn es ist doch fast immer dasselbe. Der eine kriegt das Fieber schon bei Rom, der andere in Neapel, der eine kriegt die Seekrankheit gleich, der andere kriegt sie bei Cypern, der eine frißt in der Wüste vor Hunger Heuschrecken: — giebt gar nicht viele, schmecken so übel nicht: nur hüpfen und fliegen sie viel gewaltiger als die um Boblingen und sind schwerer zu fangen, zumal in langen Mönchskutten . . . —" „Habt Ihr die je getragen?" fragte das Mädchen ehrerbietig. Der andere nickte sehr ernsthaft. „Dann müßtet Ihr sie immer

tragen," mahnte der Alte. „Das Gelübde bindet bis in den Tod."

Hezilo schwieg. Er lachte nur in seinen schönen blonden Flaumbart, der ihm in diesen Jahren stattlich gewachsen war. Viel größer sah er aus, als da wir ihn kennen lernten. Das dunkle Braun des Antlitzes stand ihm gut. „Schon recht, schon recht!" beschwichtigte der Böppele. „Wenn Ihr es so meint beim Anlegen: — wenn Ihr es nicht für ewig meint: — dann eben nicht. Aber was Mönchsgelübde! — Das ist abgethan! Dank dem heiligen Urban, dem besten aller Heiligen." „Ausgenommen Sankt Johann der Täufer," sprach der Bauer ernsthaft. — „Der taufte mit Wasser, — Sankt Urban tauft mit Wein. Hujado, meint Ihr, man ist umsonst Weinwirt in Boblingen? Als ich den da plötzlich auf der Straße traf oberhalb Glurns, diesen Buben, der uns wiedergekehrt ist, wie Daniel aus der Bärengrube," — Katharina zog Hezilo an sich, — „oder wie die sieben Männer aus dem feurigen Backofen . . . —"

„Es waren nur drei," meinte Hezilo. Aber Katharina war noch mehr gerührt und lehnte das Köpfchen an seine Schulter. „Oder vielmehr wie der, der mit Zurücklassung seines Mantels der Frau Potiphar entsprang: der heilige Joseph, Christi Nährvater." „Hör' auf!" lachte der Bauer, „das war ja ein ganz anderer Joseph." „So?" fragte der aus Boblingen gedehnt. „Nun das ist gleich. Dann war es ein anderer!" „Und das muß ich dir wehren, bei Drohung harter Schläge, daß du die Jungfrau, die viel reine, edle, hochgemute, die mich gerettet hat, mit jenem Buhlweib vergleichst!" und heftig schlug der Jüngling die Faust auf den Marmorsims. Da schaute ihm das Trinele tief, scharf, sorglich fragend ins Gesicht. Aber er merkte es nicht. — „Nun, bei Sankt Sebastian! Ich will

sie nicht schmähen, die Heidenfürstin. Sie ist . . . — —" „Sagt, ist sie schön?" forschte da rasch eine Frage. So scharf war der Ton, daß Hezilo rasch umsah. Gespannt waren des Mädchens Augen auf Böppele gerichtet. — „O — ja, — recht — angenehm so zum Anschauen. Ein wenig — bräunlich, wie dunkles Bocksleder . . . —" „Aber Augen — wie — wie ein Reh!" rief Hezilo. — „Und wie alt war sie? Sag's, braver Böppele!" — „Nun, recht schön jung, — so wie Ihr! Aber jetzt hab' ich genug, des Geredes und des Gefragtwerdens. Durst hab' ich! Nein, nicht Milch! Als ich den Heimgekehrten auf einmal traf bei Glurns — um die Felsecke bog er: — auf einmal hielt er da vor mir auf seinem Rößlein." „Und wie geschah das? Wo kamst du her des Weges?" fragte der Bauer. „Boblingen ist doch weit von der Etsch?"

„Jawohl, aber ich fahre immer gern zu Weinkäufen in die Rebgärten zu Trient und Bozen, um die Zeit, wann sie dort billig verkaufen. Und warum? Nur aus Liebe zu meinen Boblingern. Denn je billiger ich einkaufe, — desto weniger brauche ich draufzuschlagen. Und es reist sich auch sicherer in Gesellschaft, zumal der Kirchenleute, die ihre Schutzheiligen und die Furcht vor dem geistlichen Recht beschirmen, wie Vogelscheuchen. So weiß ich es immer so zu richten, daß ich von Trient und Bozen eine Strecke weit reise mit den zehn Fudern Wein von Bozen, drei Säumen Öl und hundert Ochsen und Schweinen zusammen, die das Bistum Trient als Vogtherrschaft jährlich der Muttergottes zu Kloster Sonnenburg auf den Schos — wollte sagen auf den Altar — legt, schon seit mehr als zweihundert Jahren. Bischof Hartwich hat's gestiftet. So that ich auch diesmal und zog mit ihnen von Trient bis Bozen: erst nordwärts von Bozen wandten sich jene gen Aufgang, ich gen Niedergang, und traf so

auf diesen Buben, der vom Wormser Joch daher kam. Bub', sagte ich, ich kehr' mit dir um, — doch that ich's nicht um Botenlohn, wie ich dem Goyenbauer vormachte; nein, um mich mit euch, mit ihm und ihr zu freuen. Dank' ich ihm doch das Leben. Und hab' ich auch die Weinrosse eingestellt in Glurns: — ein wacker Lägel vom allerbesten Bozner hab' ich mit zurückgebracht. — Das ist mein Hochzeitsdank! Aber antrinken können wir's schon heut'!" Damit ergriff er den großen, thönernen Wasserkrug, der auf der Erde stand, goß sorgfältig, sehr sorgfältig die Neige, die darin stand, aus, eilte in den Stall und kam bald wieder, den Krug, roten Weines voll, Hezilo darreichend. „Nun trinke und gieb den anderen und erzähle weiter."

Als die Männer herzhaft getrunken hatten und die Kleine genippt, hob Hezilo, sich den Bart wischend, an: „Uf! Um diesen Trunk, Pöppele, verzeiht dir unser Herrgott siebzig Lügen. — Also! — Da ich, nachdem ich vom Gaul gerissen worden, meiner Sinne wieder mächtig ward, merkte ich, daß ich vor einem Heiden quer über dem Sattel lag, der mich mit einer Schlinge an seines Rosses Hals gebunden hatte. Wir meinen, wir ‚reiten' im Abendland. Meinetwegen: — aber was ich jetzt mitmachte, das war nicht Reiten — das war Fliegen! Mir schwanden aufs neue die Sinne — ich glaube: vor Schwindel. Auf einmal erwachte ich: — von dem jähen Aufhören der sausenden Bewegung. Ich sah um mich: Fackeln glänzten durch die Nacht, andere Heiden — zu Fuß — nahmen uns in Empfang: — wir hielten am Fuß eines steilen Felsens. Die Reiter sprangen ab, man band mich von dem Gaul los und schob mich, — nicht ohne einiges puffen und knuffen . . . —" „Diese Unmenschen!" seufzte Katharina. „Einen schmalen, in den Fels gehauenen Steig

hinauf — hoch — sehr hoch. Plötzlich klaffte auf, was ich für eine Spalte im schmalen Fels gehalten hatte: es war ein Burgthor: — noch ein Puff von hinten und ich war drinnen. Der Führer der Reiter — ich erfuhr später: es war der Burgherr und Esmas Vater — winkte einen der Burgwächter heran — es war ein ‚Renegat‘, wie sie's nennen, ein Welscher aus Amalfi, der bei einem früheren Kreuzzug den Hunger bei den Christen nicht mehr ausgehalten hatte und zu den Heiden übergelaufen war. Constantino hieß er. Der sprach arabisch und sprach Frankistan, welsch und auch ein wenig deutsch und der diente uns als Dolmetsch. Er erklärte mir die Befehle des Burgherrn: man werde mich hier gefangen halten, um mich gegen gefangene Heiden auszutauschen; ich sei auf seinen, des Burgherrn, Beuteteil gefallen. Auf mein ängstliches Fragen nach meinem Herrn erfuhr ich, gegen ihn sei, weil er der Heiden besten Plan vereitelt, der Anschlag gezielt gewesen. Aber was aus ihm geworden, wußten meine Gefangennehmer nicht, — sie seien auf der Flucht, verfolgt von den Unseren, sogleich von den anderen getrennt worden. Vielleicht auch wußten sie's, wollten's aber nicht sagen: doch meinten sie, selten komme einer bei dem Sturz in solche Trichtergrube oder Löwenfalle gut davon. Da grämte ich mich denn um den lieben, treuen, mildgütigen Vogt und um mein eigen Los. Und am bittersten um dich, Kleine! Und wie dir's das Herz abdrücken werde, wenn ich gar, gar nie mehr wiederkäme.“

Katharina griff rasch nach seiner Hand und strich ein paarmal darüber.

„Und obwohl sie mir nichts zuleide thaten, die Heiden, auch zu essen gaben sie mir — meine Lust am Essen war nicht groß, — war mir doch recht öd' und weh zu Mute. Sprechen konnte ich nur mit dem Constantino, der nicht

oft in der Burg war. Und so saß ich denn den ganzen langen, langen Tag auf dem Sande des viereckigen schmalen innern Hofes des kleinen Felskastells und schäftete Pfeile, — das war die Arbeit, welche sie mir zugeteilt hatten: gewaltige, fast armslange Geschosse: denn, ließ mir der Burgwart höhnisch verdeutschen, der kurzen Frankenpfeile schlucke er drei mit einem Becher Wasser. Weil ich aber den Sonnenbrand des Mittags nicht vertrug wie die Heiden — die ihre glattgeschornen Scheitel ohne jeden Schutz den sengenden Strahlen aussetzen — und den Wechsel der dann manchmal empfindlichen Kühle der Nacht, zimmerten sie mir in einer Ecke des Hofes einen Verschlag aus ein paar Brettern mit einem Schutzdach." — „Das haben dir die Heiden gethan? — Wohl nur die eine, — die: — deine Prinzessin?" — „Nein. Die wußte damals noch gar nichts von mir: sowenig wie ich von ihr — oder daß überhaupt ein Weib in der Felsenburg atmete. Die Heidenmänner haben's gethan — einfach aus Güte des Herzens, — weil sie sahen, wie ich litt, — einmal einen Sonnenstich hatte . . . —" „So gut können Heiden sein?" forschte der Bauer ganz erstaunt. — „Ja, so gut! Und daß ich das gelernt habe, daß es auch recht wackere Leute giebt unter den Ungläubigen, das ist nicht das Schlechteste, was ich herübergetragen habe über das große Wasser. Da saß ich denn gar trübselig und von Heimweh verzehrt in meinem Verschlag. Das Essen, ich ließ es stehen, — der Kummer würgte mir den Hals. Ich ward krank." — „O du armer Bub', und alles um mich."

Viertes Kapitel.

„Und ich wäre wohl bald gestorben vor Fieber und vor Verelendung. Da hat mich eins gerettet — eins allein! Das Leben zuerst und die Befreiung zuletzt: — Einem Ding — unter Gottes Hilfe — verdank' ich alles — ratet: was ist es?"

Alle schwiegen. Böppele meinte zuletzt schüchtern: „Hast sie recht angelogen, die guten Heiden?"

Aber Hezilo schüttelte den Kopf: „Kann gar nicht lügen! — Nun? Ihr ratet's nicht! Auch du nicht, Kleine? Sollte mich fast kränken. Nun — wem sonst als meiner Singkunst: — meinem Pfeifenspiel!" Da sprang der Weinschenk von Boblingen auf und rief: „Hujo ho!" und abermals „Hujo ho! Du kannst es noch besser als — andere: das Schwänke ersinnen und das — nun halt, das freie Lügen."

Und auch der alte Isso schaute mit seinen ernsthaften Augen fast ungläubig auf den Erzähler: nur Katharina, das anmutvolle Köpflein mit dem schwellenden Kinn auf beide geöffnete Hände ruhend und die beiden Ellbogen auf den Steintisch gestützt, sah ihm voll freudigen Vertrauens gläubig in die Augen. Der zuckte die Achseln und zog den Böppele wieder auf den Sitz zurück. „Lügen? Hab's immer noch nicht gelernt, sag' ich, obwohl ich von Glurns bis Meran mit dir gewandert bin. — Ich seh' schon, es wird eben kein Sänger in der eignen Heimat geehrt; zu den Heiden muß er gehen, in die Wüste, gerecht Gericht zu finden! Und es ist doch wahr!" rief er, gereizt auf den Tisch schlagend. „Verzürn' dich nicht, mein Hezilo — mein Herz," sprach das Mädchen, ihm die geballte Faust leise lösend, „ich hab' es immer gesagt: du

singst und pfeiffst so arg schön.“ Etwas besänftigt fuhr der Sänger fort: „Wenn nur einer dabei gewesen wäre! Und hätt' es mit erlebt, nur der eine!“ „Wer, Hezilo? Da trink,“ bat das Trinele, „und sei gut! Wer?“ „Er, Herr Walther,“ rief der noch immer erbost. „Der mich gar nichts gelten lassen will.“ Er trank zornig einen großen Schluck und setzte den Becher heftig auf den Tisch, daß ein paar Tropfen übersprangen, — sorglich wischte sie das Trinele weg.

„'s ist wohl der Neid!“ beschwichtigte die Liebende.

„Nun also — wie war's aber?“ ermahnte der Alte. — „Da saß ich denn eines heißen Mittags in meinem Verschlag und dachte an euch beide, zum Sterben traurig. Das Herz that mir weh im Leibe. Und ich drückte die Hand darauf. Da griff ich auf etwas Hartes: meine Schwegelpfeife war's, die ich immer innerhalb des Wamses trug. Ich hatte ihrer ganz vergessen. Es war mir nicht ums Pfeifen und Singen gewesen. Aber jetzt — die Sehnsucht nach der Braut, nach der Heimat kam mir übermächtig, — jetzt zog ich das alte Ding hervor — und küßte es und die Augen wurden mir feucht . . . —“

Katharinas Augen wurden da mehr als feucht.

„Und setzte sie an den Mund und blies meine eigene — selbstgefundene — Weise darauf. Und die alten Töne schallten, die ich so oft hier, an dieser Stelle sitzend, geblasen.“ — „Ja, leider!“ dachte der Alte; aber er sagte es nicht. „Da mußte ich laut aufschluchzen. Und das that mir wohl! Und darauf sang ich:

‚O weh, wie ist so ferne
Mein Lieb mir und mein Land!
O weh, wie stürb' ich gerne:
Dann wär' mein Leid gewandt.‘

Und darauf blies ich wieder, so stark ich konnte. Es ging nicht ganz so schön, wie sonst. Denn ein Rohr war zerknickt, das andere war ganz weggebrochen. Aber doch: diese meine Kunst hat mich gerettet!"

„Wie das?" fragte Böppele, immer noch staunend.

„Aufgerissen ward plötzlich die angelehnte Thür meines Verschlags und vor mir stand: — sie!" „Die Heidin?" fragte Katharina, ward sehr blaß und hob sich von der vorgebeugten Stellung ganz zurück auf ihren Sitz. — „Ja, Esma war es. Und neben ihr stand Constantino, der Rundliche, und winkte mir." „Wie sah sie aus?" fragte das Trinelein gespannten Blickes. — „Das hab' ich damals noch nicht wahrnehmen können. Denn dicht verschleiert stand sie vor mir, — ein paar Sklavinnen dabei, — das Haupt und das ganze Gesicht verhüllt in ein gar feines weißes Tuch: — nur ein Auge war sichtbar . . . —" — „Und das war? Wie war es?" — „Recht schön, Liebste! Groß und dunkel, aber doch unheimlich, so wie ein Gespuk, blickte es damals aus der weißen Wolke. Nun, Constantino winkte mir also, der Herrin und den Sklavinnen zu folgen in das Innere der Burg; und erzählte mir unterwegs, die Jungfrau habe zu ihrem Gemach mein Spiel und meinen Gesang hinaufklingen hören und — nun kurz und ohne mich in Worten zu loben: — die Werke haben's ja bewiesen — sie war entzückt! Sie erklärte, nie, bei allen Festen der Heiden — und sie hatte doch schon manches mitgemacht, seit sie erwachsen . . . —" „Wie alt war sie?" forschte Katharina. — „Sechzehn, sagte der Welsche, — habe sie je so was Wunderliebliches gehört wie meine Pfeife und meinen Gesang. Das sei schöner als Cymbalon, Flöte und Laute. Und von diesem Tag ab mußte ich jeden Mittag zu ihr in ihr Gemach kommen. Da waren immer viele Sklavinnen; und ein

Springbrunnen war mitten im Marmorboden; und glänzende fremde Vögel flogen kreischend auf Wipfeln von Palmen, die in hohen Erdkübeln standen, — ja und in dem Wasserbecken des Springbrunnens schwammen goldne und silberne Fischlein: — ich dachte anfangs, sie seien wirklich von Metall gemacht. Aber da lachten mich Esma und die Mädchen aus und patschten vor lauter Freude über meine Thorheit in die kleinen braunen Hände." „Also braun! — Auch die Gesichter?" Und Katharina schlug ein Kreuz. „Die heilige Jungfrau bewahre jedes fromme Mädchen vor solcher Mißfarbe!" „Nun, nun. Es ist nicht so übel, — man gewöhnt es. Daß mir das Weiße lieber ist," beschwichtigte er rasch, „das . . ." „Geht daraus hervor," fiel der Böppele ein, „daß er jetzt da sitzt und nicht ein Heidenprinz geworden ist." — „Nun kurz: die Herrin faßte recht warme Freundschaft zu mir." „Bloß auf's Pfeifen hin?" meinte die Kleine. „Reden konntet ihr ja nicht miteinander!" — „O doch! Man spricht da drüben das Frankenlatein: das ist halb welsch, halb französisch: — jeder faßt es leicht, — schon auf der langen Seefahrt lernt' ich es — und Esma hatte es gelernt von einer Tochter des Fürsten Boëmund von Antiochien, welche die Heiden auf der Pilgerfahrt nach Jerusalem gefangen und über ein Jahr auf dem Bergschloß festgehalten hatten, bis ihr Vater sie löste, mit schwerem Gelde. Also — wir verstanden uns schon! Und von meinem Siechtum war ich geheilt: war ich doch nun nicht mehr, gott- und weltverlassen, einsam unter den Heiden! Gar freundlich und gütig sorgte die Jungfrau für mich, gab mir schöne Kleider, redete mir zu und tröstete mich anfangs auch der Hoffnung auf Heimkehr. Und eine Zeitlang mußte ich ihr nur immer vorpfeifen und vorsingen." „Wie einen Papegan hat dich das Kind gehalten!" lachte

der Böppele. — „Allein obwohl ich in den ersten Wochen stolze Freude an meiner Kunst hatte, die nun einmal zu vollen Ehren kam, — allmählich ward es mir doch langweilig, so immerfort das Gleiche. Aber Esma konnte nicht genug davon kriegen. Sie sah mich dabei so selig an, mit ihren schwimmenden großen Augen! Freilich, manchmal merkte sie es gar nicht, wenn ich nicht mehr blies — weil mir der Schnaufer ausgegangen war — und ich mir das Schwegelrohr nur hin und her schob an den Lippen: — sie sah mich immer gleich ergriffen an. So ging es viele, viele Tage. Damals nun war es, daß dieser wackere Weinschenk und Herbergsvater gefangen eingebracht ward von ein paar Reitern." „Aber Böppele!" fragte der Bauer. „Zwar, — ein Floh und ein Schwab kommt überall hinein, sagt ein Sprichwort." „Ein Wahrwort!" bekräftigte der von Boblingen mit Stolz. — „Aber wie, in Sankt Johannis Namen, bist du denn in jenes Felsennest im tiefsten Morgenland geraten?" „Ach Vater," bat Katharina, „das soll er uns nachher erzählen. Jetzt müssen wir doch wissen, wie's mit der Heidin weiter ging." „Gleich, Kleine," lachte Hezilo. „Nur das will ich vom Böppele hier schon rühmen, daß er sich ganz unverschreckt gehalten hat, als ihm der Tod ziemlich nahe war. Er sagte nichts und machte ein ganz stolz Gesicht." „Das ist mir schwer genug geworden!" meinte der Gepriesene. „Ich lebe recht gern — ich thu' eigentlich gar nichts lieber als eben — leben! Aber diese lederfarbigen Heidenteufel sollten nicht singen und sagen, daß sich ein Boblinger Bürger, ein freier Schwab, vor ihnen gefürchtet habe." „Aber warum wollten sie gerade dem ans Leben und dir nicht?" warf der Alte dazwischen. — „Weil sie ihn, nachdem sie ihn griffen, sogleich als Ordenspriester erkannten. Die Mönche hassen sie aber mehr als

die Wehrmänner der Franken, weil jene viel als Späher dienen und oft recht falsch und tückisch sind. Da mir aber der Gefangene beteuerte, er sei gar kein Mönch, — als welchen er sich früher freilich ausgegeben! — vielmehr ein Weinmischer, und weil ich mich bei der Herrin hierfür verbürgte, gelang es mir, ihr sein Leben und bald auch seine Freigebung abzubetteln. Sie schlug mir nicht leicht was ab, die Kleine! Nur als ich einmal meine eigene Freilassung verlangte, — von der sie doch früher selbst zuerst gesprochen hatte, — da sprang sie auf von ihrem Pardelfellenlager und stopfte mir den Mund."

„Mit was?" fragte die Hörerin blitzschnell.

„Mit einem süßen Gebäck, das sehr stark nach Rosen roch; so echt heidnisch! Aber schmecken that es gut. Und die Obersklavin ließ mir durch den Constantino sagen, die Herrin verbiete mir, je wieder von meiner Freiheit mit ihr zu sprechen. ‚Was geht ihm hier denn ab?' habe die Herrin gefragt. Und dazu geseufzt: ‚Ach, er ist freier denn ich.' Dabei machte ihr ein Ding viel Vergnügen, mir aber — anfangs — manche Schwierigkeit des Verstehens. Sie bestand darauf, mich bald ‚Arslan', bald ‚mein Assad' zu rufen. Ich wußte lange nicht, wen sie damit meinte." „Arslan? Und gar mein Assad!" fragte das Trinelein etwas mißtrauisch. „Warum? Was heißt das?"

„Beides heißt: — Löwe," erwiderte der Heimgekehrte, ganz verschämt. „Nun," lachte der Schwabe, „wie ein Löwentier siehst du nicht her! Habe zwar nur einmal eines gesehen: und das lag glücklicherweise hinter starken Eisenstäben auf dem Deck des Schiffes, — der Emir von Damaskus schickte es dem Kaiser zum Geschenk für dessen großen Tiergarten zu Palermo. Wär' ich der Kaiser gewesen, — ich hätte mir was Liebres gewußt als so ein Untier, das täglich ein paar Pfund Fleisch kostet. Und

mußt noch froh sein auch, wenn's recht viel frißt! — denn dann ist's gesund! — Nein, einem Leuen siehst du nicht ähnlich, Bub." — „Mag wohl sein. Aber das ist dort zu Land ein Schmeichelwort, wie wenn ich hier zu Land das Trinelein mein Täubchen nenne. Und dann machte sie einen Spruch auf mich, auf arabisch — oft, gar oft hat sie ihn mir vorgesagt: — leider verstand ich ihn nicht! — bis der Welsche mir ihn deutete: da hieß es: mein Liebling hat das Herz des Leuen und hat des Leuen Mähnenhaar: aber hell, wie ein weißes Roß." „Was? Wie ein Schimmel?" zürnte die Kleine. — „Nun, das sollte ein feines Lob sein. — Und endlich, endlich kam's zu Tage: — nach Monaten. — Der Renegat teilte mir's mit im Namen des Burgherrn, was ihr ja wohl schon merkt! Nämlich eines Tages ward ich nicht mehr herauf befohlen in den Gang mit den hufeisenförmigen Bogen: man ließ mich wieder ruhig Pfeile schäften in meinem Verschlag. Esma sei erkrankt, schwer erkrankt, sagte mir der dicke Constantino. Und ihr Vater sei benachrichtigt worden und der habe nach einem großen, fast wie ein Prophet verehrten Arzt in der nächsten Heidenstadt gesendet. Und alsbald brachte der es heraus: die Kleine sei krank aus lauter Liebe zu mir. Und der Arzt that den Ausspruch: man müsse ihr entweder die Phantasia durch Lachen austreiben, oder, falls dies mißlinge, sie mit mir vermählen: sonst werde sie nicht wieder gesunden. Und sie machten ihr nun allerlei Kurzweil vor, ließen einen drolligen Zwerg kommen und Gaukler, auch Affentiere, alles an meiner Statt! Aber die Jungfrau, statt zu lachen, weinte und wandte das Antlitz von den Affen ab und gegen die Wand. Da sprach der Arzt: ‚Nun hilft nur noch die andere Arzenei.' Und der Burgherr, der sein Töchterlein über alles liebte, sagte ja und ließ mir durch den Wel-

schen künden, ich möge mich nur bereit halten, nächstens sei die Hochzeit: das Christentum brauche ich nicht abzuschwören. Danach fragt man dort zu Lande wenig. Es heiraten ja auch viele Franken Heidinnen, ohne diese zu taufen. Da waren sie nun sehr erstaunt, der Dicke und die Sklavinnen und die anderen, als ich rundweg nein sagte. Die Prinzessin bestand darauf, das von mir selbst zu hören. Gar schämig errötete sie, als ich an ihr Lager geführt ward, und sie zog den Schleier wieder vor, den sie lange nicht mehr getragen in meiner Gegenwart. Ich aber sprach: ‚O Esma! Ihr seid gar gütig und mild gegen mich armen Gefangenen gewesen: und Ihr seid auch sehr schön und hold — denn das war die reine Wahrheit, Kleine, und nicht geschmeichelt! — aber ich kann Euch nicht heiraten: denn ich liebe schon eine andere und bin ihr anverlobt für Leben und Tod.‘ Da hob sie den Schleier ein ganz klein wenig und sprach mit trauriger Stimme: ‚Edler Franke, mein Löwe, das sagst du nur aus Schonung für mich: die Verschmähung minder hart zu machen.‘

Ich aber rief: ‚Nein, o nein, Esma! Und hier das Wahrzeichen, daß ich nicht lüge! Hier, seht: — diese blonde Flechte,‘ — und ich holte sie mit dem viel geküßten und von vielen Thränen beträuften blauen Bande hervor aus meinem Brustlatz, — ‚das ist das Haar meiner lieben Braut.‘ Da nahm sie mir das Haar aus der Hand, hielt es in den Sonnenschein, daß es golden leuchtete, blickte es lange schweigend an, und seufzte: ‚Selig das Haar und selig das Haupt, zu dem es gehört. Es ist wunderschön: es gleicht dem deinen. Sprich: ist auch ihr Antlitz schön wie deines?‘ ‚O nein,‘ rief ich. ‚Viel tausendmal schöner, denn ich bin ja gar nicht hübsch. Sie aber ist . . . —‘ Da gab sie mir die Flechte, winkte mir mit der Hand, zu gehen, und sank auf die Polster zurück,

das Antlitz ganz in den Schleier hüllend. Ich glaube, sie weinte. Aber Trinele, was hast du? Du weinst ja?"

Zwei große Thränen glitten langsam über die Wangen des Mädchens, das sich nun wieder vorgebeugt und mit atemloser Spannung gelauscht hatte. „Arme Prinzessin! Arme, gute Heidin!" sagte sie schluchzend, während ihr Hezilo die Zähren wegküßte. „Aber du sahst sie wieder?" — „Nur einmal noch: — als sie mir zur Rettung verhalf.

Der Kampf war wieder heiß entbrannt. Ich merkte das schon daran, daß starke Scharen zu Fuß und zu Pferd nun fast täglich in der Burg eintrafen, auch Kamele und allerlei Kriegsgerät: nach kurzer Rast, ausgerüstet, gewaffnet, auch mit den Pfeilen, die ich geschäftet hatte, zogen sie weiter. Und die alte Besatzung der Burg, die Krieger, die mich nie unfreundlich behandelt, warfen mir jetzt wilde Blicke zu. Auch ein Wurfmesser fuhr einmal dicht an meinem Kopfe vorbei in die Thür meines Verschlages...—" „O Jesus!" schrie das Mädchen auf. — „Und bald, nachdem ich die Herrin verlassen, teilte mir der Welsche mit, was ihr schon wißt, daß wegen eines frevlen Treuebruchs der Templer vom Heidenkaiser Befehl ergangen sei, alle gefangenen Christen hinzurichten. Der Burgherr wollte nun das seinem Töchterlein gern ersparen: aber er sagte, er müsse seinen Treue-Eid halten: seinen Eidam freilich brauche er nicht zu töten. Da sah ich wohl, daß mein letztes Stündlein bald herankam."

„Aber, Bub, hast du denn wirklich sterben wollen? Mir das anthun? Um meinetwillen sterben! O Hezilo — wie böse von dir! — — Hast mich denn gar so lieb?" rief sie, laut weinend, aber dazwischen doch selig lachend, sprang auf, warf beide Arme um seinen Hals und küßte ihn auf die Augen. „Ha," lachte der und machte sich

leise los. „Daß du jetzt so fragen kannst! Und wär's dir denn lieber gewesen, — wenn ich die Heidin . . . ? —"

„Ja," fiel der Alte nachdrucksam ein. „Ja! So hat sie gewählt, bevor sie wußte, daß du gleichwohl gerettet warst."

„Ja, das ist wahr! Jetzt wär' es freilich keine Kunst, so reden," meinte der Böppele, fein lächelnd. „Aber ich hab' es selbst heimlich mit angehört: — bevor sie wußte, wie es dir ergangen, hat sie gesagt: ‚Lieber tausend Heidinnen soll er heiraten und mich vergessen, als daß er stirbt, der gute Bub.' 's ist wacker von der Dirn. Obzwar Frau Zahme eine wundergute Wandlung des Gemütes in sich erfahren hat — Dank dem heiligen Sebastian! — das thäte sie doch auch jetzt vielleicht dem Trinelein nicht nach."

„Das thäte jede, die liebt," meinte die Kleine. Und setzte sich, mit glühenden Wangen, wieder von dem Geliebten weit hinweg. Jetzt kam an den die Reihe, die Wimpern zu wischen. Aber er that's mit rascher Bewegung und fuhr gleich wieder fort zu erzählen.

Fünftes Kapitel.

„So saß ich denn nachts in meinem Verschlag auf den dürren Palmenblättern, die man mir als Lager aufgeschüttet hatte. Schlaf kam nicht über meine Augen. Ich stützte den Kopf auf beide Hände, und dachte, daß ich nun wohl nur noch zwei Nächte zu leben hätte. Und holte meine treue Schwegelpfeife hervor und blies, mir selber zu Trost und Herzensausschüttung, gar kläglich meine Weise — ohne zu singen — ich konnte nicht singen,

vor lauter Weh." — „Mein armer, treuer Bub!" — „Da auf einmal hörte ich ein mißtönig gellend Geschrei: ein Gebrüll, wie ich's auf Erden nie vernommen. — Ich erschrak bis ins tiefste Herz hinein: — ich leugne es nicht! Ich glaubte, der Höllenkönig gelle so: — denn es war nichts Geheures!" —

Vater und Tochter öffneten weit die Augen voll Grauen. Aber der Böppele lachte vor sich hin. „O Bub, — wie war's denn?" forschte die Kleine. Es graute ihr gar arg: aber sie wollte doch noch mehr von diesem Gruseln kosten. — „Ja, ich kann dir's auch nicht weiter schildern. Stelle dir vor, du hörest ein Schwein grunzen: — aber nicht ein gewöhnliches, sondern ein Schwein, — zehn-, zwanzigmal so groß und stark wie ein Etscheber ist — und demgemäß das Geschrei. Mir verging das Blasen: — da hörte das Gebrüll gleich auf. Nun dachte ich mir: oft hab' ich sagen gehört, daß die bösen Geister die edle Tonkunst nicht vertragen können: wie vor Davids Harfenspiel der Unhold wich aus König Saul. Und da kam mir der Mut wieder: — ein gut Gewissen hatte ich: weder Christum noch das Trinele abzuschwören oder zu verleugnen hatte ich je auch nur den scheuesten Gedanken gehabt: — Neugier oder eine Art Trotz kam dazu — kurz, ich blies nochmal. Aber da fuhr ich auf mit Entsetzen. Denn nicht nur ergellte das zornige Wehegeschrei des Ungetüms aufs neue, schrecklicher als zuvor, — auch schwere, schwere Tritte dröhnten auf dem Steinpflaster des Hofes! Näher, immer näher kam es meinem Verschlag: — Trott, Trott . . . —" — „Hezilo, ich bitt' dich mit aufgehobenen Händen, mach's kurz: — ich halt's nicht mehr aus!" — „Aber, Kleine, da sitzt er ja — du siehst es: der Teufel hat ihn damals noch nicht geholt!" — „Plötzlich packte von oben her eine furchtbare Gewalt, wie mit einer Riesen-

zange, das Brett, das meinem Verschlag als Dach diente, riß es mit einem Ruck aus Nägeln und Fugen, daß es nur so krachte, schleuderte es zur Erde — und im hellen Mondlicht erschien über mir das Haupt einer turmhohen Gestalt: zwei kleine Äuglein blinzelten auf mich nieder; — zwei armlange weiße Hauer, wie von Ebern, aber viel, viel länger, blitzten im Mondenscheine: — zwischen diesen schwankte und baumelte etwas wie ein gewaltiger Arm und das schien nach mir zu greifen."

„Gott beschütze uns in Gnaden," sprach der Alte: die Kleine konnte nicht mehr sprechen, sie stöhnte leise. — „Ja, Vater, auch mir vergingen die Sinne. Ich wollte um Hilfe schreien: — die Stimme versagte mir. Da, um die Wächter herbeizurufen, setzte ich in Verzweiflung die Pfeife an den Mund und pfiff und blies aus Leibeskräften, wie ich noch nie geblasen im Leben. Jetzt schrie das Ungeheuer laut auf — seltsam, wie in bitterer Qual —: auf that sich unter dem, was ich für einen Arm gehalten, ein furchtbar großer, weitklaffender Schlund." „Hat es dich gebissen?" schrie das Mädchen. „Wo?" — „Nein! Der Arm faßte die Pfeife wie mit einem Finger, riß sie mir mit Riesenkraft vom Munde und — — schleuderte sie in den klaffenden Rachen. Sofort, wie beschwichtigt, wandte sich nun das Scheusal, drehte mir seinen berghohen Rücken zu, von dem ein ziemlich kurzes Schweiflein herabschwänzelte, und trabte, wie vergnügt, wie nunmehr so recht befriedigt, brummend davon im Mondlicht." — „Und hat dir nichts zuleid gethan?" — „Gar nichts. Nur die Pfeife . . . —" „Wahrlich," sprach der fromme Bauer, „du darfst dem starken Himmelsherrn danken, der dir den Fürst der Hölle selbst hat abgewehrt." Aber Hezilo lachte. Und der Böppele lachte noch mehr. „Ach was Höllenfürst! Ein Tier war es: heißt Holifant oder auch Elephas, hat einen

langen Rüssel und ist so hoch wie ein junger Weinberg." Jedoch das Mädchen sah ungläubig den Erretteten an und sprach: „Ist nicht wahr! gelt Hezilo? Der Ungläubige spottet unser. Es war wohl — der Garböse. Wie käme so ein Tier in jene Burg?" „Es wird von den Heiden im Kriege verwendet," antwortete Hezilo. „Und war am Abend mit den Kamelen ohne mein Wissen hereingekommen. Ich hatte nie im Leben eines gesehen. Und so komme ich doch nicht gar zu feig und dumm dabei heraus. Übrigens gilt der Elephas als das weiseste der Tiere."

„Ja," bekräftigte der Boblinger. „Insonderheit liebt und versteht es die edle Musica: es tanzt danach: man lockt es und zähmt es mit Cymbelklang. Es lernt selber gar meisterlich die Flöte blasen, — bläst niemals falsch! — und leidet bitter, viel bitterer als ein Menschengemüt, gleich manchem Jagdhund, unter falschen Tönen. Und das hat sich in diesem Fall erwahrt: — denn, deine edle Heidenprinzessin in allen Ehren! Aber das Holifantentier hat einen feineren Sinn für Musica gezeigt als sie." Hezilo hob lachend die Faust: „So sprach — aus gutgemeinter List —! auch ein gar weiser Heide, wie ihr vernehmen werdet. Aber höre, Böppele: ich habe nie was dafür verlangt, daß ich dir die Freiheit verschafft habe. Doch jetzt bitt' ich mir eine Gegengabe von dir dafür aus." — „Alles, mein Bub, was du willst. Denn Frau Zahme wirst du mir doch kaum abfordern!"

„Nein! Aber ein Gelöbnis: schwöre mir hier vor diesen beiden Zeugen, die Geschichte von dem Elephas Einem Menschen nie zu erzählen." — „Ich schwöre. Wem?" — „Allen meinetwegen: nur nicht Herrn Walther von der Vogelweide. — Aber höret weiter. Wie mich meine Sing- und Pfeifenkunst das erstemal aus meiner hinsiechenden Trübsal erlöst und in die Gunst der feinen Jung-

frau erhoben hat, so gedieh mir mein Blasespiel — sogar noch im Bauche des Tieres Elephas! — zur Befreiung. Esma hatte von der Gefahr, die mich bedrohte, wohl vernommen, aber umsonst sich bemüht, mich zu retten. Die Wächter am Thor hatten strengen Befehl, mich nicht entrinnen zu lassen. Auch ihr Versuch, sie durch Gold zu gewinnen, schlug Esma fehl. Da erfuhr der Arzt, der zu ihrer Pflege in der Burg geblieben, den seltsamen Vorfall mit der Pfeife. Und der hatte längst gesagt, wenn er die Herrin nur einmal zum Lachen bringen könne, dann hoffe er sie aus ihrer Liebeskrankheit — denn so was war es wohl — ins gesunde Leben wieder hinüberzuretten. Und da der Weise die Geschichte erfuhr von dem Welschen, dem ich sie erzählt, da lächelte er: ‚Vielleicht hilft das.‘ Und ging zu der Kranken und sprach: ‚Der Segen des Propheten sei mit dir! Siehe, was dich zuerst berückte, das hat nun der Elephas gefressen. Vielleicht ist damit der Zauber gelöst. Und zürne nicht, o Herrin. Aber‘ — und so redete er nicht etwa aus Überzeugung, sondern, wie ein kluger Heilrat manchmal thut, in Verstellung seiner wahren Meinung — ‚das kluge Tier hat mehr Urteil über die klingende Kunst, denn du, o Gebietigerin des Scharfsinns. Denn wahrlich, wahrlich, ich sage dir: greulich war, was dein Liebling da vor sich hin blies.‘ Und er schilderte ihr, wahrscheinlich mit wenig Schonung meiner, meinen Schrecken und wie ich das dicke Tier für ein Luftgespenst gehalten. Da lachte die Kleine hell auf.“

Und da alle seine Hörer jetzt auch lachten, lachte der Erzähler gutmütig mit. „Sie patschte in die zierlichen Hände und rief — natürlich auf arabisch —: ‚Aus ist's! Aus ist's mit der Thorheit: 's war, will mir dünken, doch nur ein Wahn, so eine Phantasia. Und wenn der hübsche Rohrpfeifer einmal nicht mein werden will, —

ei, so mag er's lassen! Aber sterben soll er nicht, wenn Esma das wenden mag! Heim soll er kehren, zu seinem sonnenhaarigen Lieb in Frankistan, und mir soll er die Rettung danken." — Und nun steckte sie, auf einen Schlag genesen, mit dem weisen Arzt das kluge Köpflein zusammen zu langer Beratung. Und das Ende davon war, daß der Befehlshaber der Thorwachen — er war just nicht mein Freund und das Messer, das neben meinem Ohr vorbeigeflogen, paßte verdächtig gut in seine seitdem leere Dolchscheide — vor mich hintrat, den Arzt an der Seite, und sprach: ‚Die Herrin hat unstillbares Sehnen nach deinem Gepfeife. Der weise Malik sagt, die Herrin müsse sterben, hört sie es nicht mehr. Also pfeife.' ‚Ich kann nicht,' sprach ich. ‚Denn meine Pfeife fraß das dumme Tier.' ‚Das Tier,' erwiderte der zornig, ‚ist viel klüger als du bist, du Sohn eines Hundes und Enkel eines Schweines. Du aber mache dir ein anderes Pfeifgerät. Hier liegen ja allerlei Halme im Hof.'

Ich zuckte die Achseln und sprach: ‚Auf eurem einfältigen Palmenstroh kann man nicht blasen. Schilf muß es sein.' Da sprach Malik, der weise Arzt: ‚In dem Teiche nahe vor der Burg wächst hohes Schilf. Laß ihn, in sicherstem Geleit, hinreiten und sich schneiden, was ihm taugsam ist zu seinem scheußlichen Blasen. Nur er kann das auswählen. Wir Frommen wissen nichts von solchem Mundwerkzeug. Die Herrin reitet mit. Sie hat's befohlen.' Und so geschah's.

Und wunderte mich, daß die Herrin nicht, wie sie sonst gethan, wann sie zuweilen ausritt, ihren kleinen Zelter zu satteln befahl, sondern das feurigste, rascheste Tier der ganzen Burg: einen unvergleichlichen, arabischen Rapphengst, den sonst nur ihr Vater bestieg.

Mich aber machten sie recht schwach beritten. Der

Führer der Thorwächter wollte mich zuerst gar nicht aus der Burg lassen, — er selbst durfte sie nicht verlassen, — und schob mir endlich mit Hohn einen alten Maulesel vor, der auf einem Vorder- und einem Hinterfuß lahmte und nur gebraucht wurde, Wasser aus der Cisterne in die Hochburg zu tragen; und er sprach: ‚Flieht der Frankenpfeifer auf diesem Tier, will ich's mit Bart und Kopf bezahlen.' Und mit der Herrin, zehn Reitern und vielen Sklavinnen ritten wir aus der schmalen Pforte der Felsenburg.

Mir war, ich kehrte aus der Gruft ins Leben zurück, da ich nicht mehr die verhaßten Mauern des engen Burghofs um mich sah: an Rettung aber dachte ich nicht. Da hielt die Herrin, die weit den andern vorausgesprengt war, bis ich ihre Sattelseite erreichen konnte, und sprach zu mir: ‚Siehst du, Franke, da oben die Wolke, die im Dreieck zieht? Schwarzreiher sind's. Gen Westen ziehn sie. Im Westen steht die nächste Schar der Franken.' Dann schnalzte sie nur ein klein wenig mit dem Zünglein und vorwärts flog wieder das edle Roß, unerreichbar für mich und für alle andern. Bald kamen wir in die Nähe des Teiches. Schilf, brauchbar für die Pfeife, wuchs da in Menge. Der Teich war tief, nur schmal, aber sehr, sehr lang. Die Herrin befahl, etwa drei Bogenschüsse weit von dem Teich, allen andern, zu halten, und mir allein, ihr an des Teiches Rand zu folgen. ‚Ich will sehen,' sagte sie dann dem Führer der Bedeckung, ‚welche Art von Röhren er braucht: — damit ich sie selbst mir schneiden und mir selber was vorblasen kann — nach seinem Tode.' ‚Es hat nicht Gefahr!' meinte dieser. ‚Auf seinem Eselkrüppel holt ihn die Schildkröte ein.'

Wir ritten nun selbzweit an den Rand des schilfigen Teiches: auf einem Sandhügel blieben die berittenen Pfeilschützen und die Sklavinnen zurück und stiegen ab. An-

gelangt sprang ich, dann glitt Esma herab: sie ließ sich nicht von mir berühren, oder irgend helfen. Mein Jammeresel legte sich müd' in den Sand. Mich wunderte, daß sie den Hengst am Zügel mit sich führte. ‚Schneide!‘ gebot sie mit gebieterischer Bewegung und reichte mir, es plötzlich aus ihren Satteltüchern herausziehend, ein trefflich Schwert. Aber mir war's nicht ums Pfeifenschneiden. — Ich hatte keine Aussicht, lange mehr zu pfeifen; und ihre Andeutung, daß sie nach meiner Hinrichtung selber munter weiter blasen wolle, — ich gesteh' es — verdroß mich ein wenig. ‚Ich mag nicht,‘ sagte ich. Da hob sie — die Bogenschützen von dem Sandhügel blickten scharf auf uns — die mit Gold und Edelsteinen bedeckte Reitgerte von Krokodilhaut und schlug mich über den Rücken."

„Die Abscheuliche," zürnte Katharina.

„Lautes Lachen schallte vom fernen Hügel her. ‚Schneide, sag' ich,‘ wiederholte sie, ‚wate in den Teich! — So wahr du deine — die — mit den blonden Flechten — wiedersehen willst.‘ Nun ahnte ich was; zwar noch nicht alles. Aber während ich langsam hineinwatete und mit dem scharfen, krummen Säbel Schilfhalme schnitt, erzählte sie mir, wie Malek sie geheilt. ‚Mein Pfeiferlein,‘ schloß sie, ‚denket beide Esmas in Frankistan. Siehst du die Reiher? Ihnen folge quer durch den Teich — und sei frei.‘ — ‚Ach, Herrin, nicht schwimmen noch laufen kann dies elende Maultier.‘ — ‚Nein, aber dieser Edelhengst! Schwinge dich drauf — schwimme, flieh! — und sei glücklich. Du warst Esmas Thorheit: — mit dir flieht auch ihr Wahn. Drum, Wahn — lieber Wahn! — fliehe rasch.‘ ‚Aber, du, o Herrin?‘ fragte ich, ‚was wird dein Los? Was wirst du thun? —‘ — ‚Heiraten werd' ich, bevor der Mond sich neut. Der weise Malik hat es in den Sternen gelesen, daß des Sultans Neffe, mein Vetter, mein Schicksal ist.

Und mein Schicksal hat auch schon um mich geworben. Er ist viel bräunlicher und gewaltiger als du. Und hat einen wunderschönen, schwarzwallenden Bart — bis hierher — bis an den Gurt. Mach, daß du in den Sattel kommst! Warst du auch nur eine Laune, eine Krankheit Esmas, — du warst mir lieb und sollst nicht sterben, kann ich's hindern. Du raubst mir das Roß mit Gewalt: — hörst du? rasch! — Wirf mich in den Sand.' Das vermocht' ich nicht. Ich sprang nur auf das ungeduldig scharrende Tier. Aber sie selbst, da sie mich sicher im Sattel sah, warf sich nun, laut um Hilfe schreiend, nieder. Schon schlug das schmutzige salzige Wasser mir hoch über das Haupt: — erst da sah ich um, rief: ‚Grazia!' — das heißt ‚Dank' — sie winkte mit dem weißen Schleier: — und weiter trieb ich den schnaubenden Hengst zur Eile.

Wohl hatten die Bogenschützen, als sie die Herrin fallen sahen und schreien hörten, sich rasch auf ihre Gäule geworfen, und schon jagten sie vom Sandhügel herab mir nach mit wildem, gellendem Schrei — vergebens! Keiner holte das Prachtroß ein! Die Schwimmenden blieben weit zurück, die den langgestreckten Teich umreiten wollten, kamen viel zu spät. — Von den auf den Pferden Schwimmenden zielte einer scharf, mitten im Wasser: — sein langer Pfeil — ich hatte ihn wohl selbst geschäftet — flog mir durch den weiten Ärmel meines erhobenen, das Roß treibenden Armes: — aber so wie das Tier den schmalen Teich durchschwommen hatte, war ich gerettet. Windschnell, sausend, trug es mich davon. Ein Blick auf die Reiherwolke gab mir die Richtung — ich trieb und hetzte den herrlichen Renner den Reihern nach — und bevor die Nacht herniedersank, erreichte ich die Vorhut der Franken: — deutsche Herren waren's, — nördlich von Joppe, bei Darum. Danach schlief ich lang und schwer, anderthalb

Tag lang. Den kostbaren Hengst, der mich gerettet, Esmas letztes Gunstgeschenk, verkaufte ich zu Gaza an die Templer. Der Erlös war so hoch, daß er nicht nur die Küstenfahrt von Joppe nach Akkon und von dort nach Amalfi bestritt, sondern noch soviel Überschuß gewährte, daß ich ohne Not über Perugia und Mailand und das Wormser Joch bis hierher gelangen konnte. Und hier ist das Messer, das der Thorwart nach mir geworfen hat," — er zog es aus dem Wams und legte es auf den Herdsims: schaudernd befühlte die Kleine die haarscharfe Spitze — „und in meinem Rucksack steckt, sorgfältig verhüllt, der krumme Säbel, dessen Griff und vergoldete Scheide reich besetzt sind mit gar manchem bunten Stein." „Die schenken wir der heiligen Jungfrau, der heiligen Katharina und der heiligen Gertrud," sprach das Mädchen mit gefalteten Händen. „Ja: jeder einen!" nickte der Schwabe. „Aber die andern schenken wir der anderen Katharina; die ist zwar nicht so heilig, wie die im Himmel, aber sie kann's besser brauchen: — als Schmuck zuerst, als Notpfennig auch vielleicht einmal." „So warst du nicht in Jerusalem und nicht in Rom?" fragte Isso. Hezilo schüttelte den Kopf: „Nach Jerusalem war noch der Weg nicht frei. Der große Kaiser stand gerade in Verhandlungen mit dem Sultan, friedlichen Besuch der heiligen Stätten den Pilgern zu erwirken. Nach Rom aber? Jawohl! Weit ausweichen mußte ich, um des Papstes Gebiet zu meiden. Der heilige Vater führt ja scharfen Krieg mit dem Kaiser, sengt und brennt in dessen welschen Landen, und seine Legaten haben gedroht, jeden Deutschen, den sie greifen, wenn er nicht dem gebannten Kaiser absagt und dem Papste Gehorsam schwört, als Feind gefangen zu setzen. Und es zog mich zu euch, nach Hause, nach meinem ‚Außenhof' und mehr noch nach dem ‚Innern'. Und ich habe dem Herrn Bischof nicht gelobt, Christi Grab

zu Jerusalem zu besuchen, oder den Papst in Rom, sondern nur, ein Jahr im heiligen Land zu leben. — Das hab' ich erfüllt, — sogar zweimal gerechnet." „Könntest zwei Trinelein heiraten," meinte der Schwabe. „Es giebt aber nur die eine," jubelte der Frohe, „und die wird nun bald Bäuerin im Außenhof." Da stand Katharina auf, faßte des Geliebten Hand und sprach: „Gern, so gern! Aber nun ein Wort, das mir recht aus tiefster Seele kommt. Nicht kann ich zwar verstehen, wie ein Mädchen sein Herz umstülpen mag gleich einem Ärmel und heute den Blondkopf lieben bis zum Krankwerden, morgen aber den Schwarzbart heiraten. Allein das mag wohl im Heidenblut anders sein als an der Etsch und bei Christen. Geht mich auch weiter nichts an . . . —"

„Sei doch froh, Mädel," fiel der Böppele ein. „Sonst hätte sie ihn am Ende dir doch nicht gegönnt und lieber ihn sterben lassen!" — „Nein! So schlimm ist kein Weib, auch eine Heidin nicht. Und d i e schon gar nicht! Und ich wollte vielmehr sagen: keinen Abend will ich einschlafen, ohne die gute Heidin in mein Nachtgebet einzuschließen. Möge es ihr gut ergehen mit ihrem Sultanssohn und möge sie nicht allzulang im Fegefeuer büßen. Amen!" „Leider bete ich nicht alle Abende," meinte Hezilo. „Aber auch ich denke ihrer oft dabei! So dankbar, wie ich Herrn Friedmuths denke: sei's daß er noch lebe, sei's daß er schon seiner gestrengen Frau Wulfheid nachgefolgt ist in das Jenseits . . . —"

„Wie, was?" riefen da die anderen wie aus einem Munde. „Frau Wulfheid? Die lebt frisch und gesund drüben auf der Fragsburg."

Sechstes Kapitel.

„Aber nein doch! Der alte Oswald sah sie ja gestorben und aufgebahrt. Der log noch nie." „Auch diesmal nicht," sprach der Bauer. „Sie war aufgebahrt — sie lag so gar manche Stunde — und ist doch wieder lebendig geworden." Hezilo schlug ein Kreuz. „Ein Wunder Gottes?" — „Ja und nein, wie du's nehmen willst!" — „Und davon sagt ihr mir erst jetzt? Wußtest du's denn nicht, Böppele?" „Ha, dummer Bub," meinte der, „hättest du mich gefragt. Du hast mich aber soviel nach den Leuten vom Innerhof gefragt, daß ich das ganze Maul nur dazu brauchen konnte, immer zu wiederholen, daß beide leben und wohlauf sind und daß das Trinele einstweilen noch schöner worden ist." — „Wie sollt' ich denken, daß die Toten auferstehen! So redet doch!" „Ja, das war so," begann Iffo. „Aufgebahrt lag die strenge Frau auf schwarzem Gerüst: gar feierlich war's in der düster verhangenen Gruftkapelle, wo ihr Vater, Herr Wulfgang, und alle die alten Fragsburger nebeneinander unter dem Marmorestrich ruhen, Schild und Helm eines jeden an der Wand aufgekreuzt. Und der süße, starke Weihrauchduft, der wie eine Wolke durchs Gewölbe zog — und die tiefe, tiefe Stille, obwohl so viele Menschen um die Bahre standen, — nur der junge Mönch murmelte halblaut die Fürbitte für die Fegeseelen, — und die vielen Wachslichter! Wir Vögtlinge alle, die wir davon erfahren hatten, waren hinüber geeilt."

„Jawohl," nickte Hezilo. „Auch der Außenhof schuldet dann sechs Pfund Wachs zu Kerzen in die Burgkapelle und zwei Krüge roten Weines zu dem Leichenschmaus. Ist doch geleistet worden?" fragte er eifrig. „Ich hab's selbst

hinübergetragen," beteuerte das Mädchen. „Nun, das laßt ihr euch aber herauszahlen," meinte der Böppele. „Es war ja kein wahrer Sterbefall! — Oder einfacher: — ihr zieht's ihr ab, wann sie das nächste Mal wirklich stirbt. Ist auch klüger so: und leichter. Denn die giebt, solang sie lebt, nichts wieder her, was sie einmal erhielt, ‚die üble Vögtin': so heißt sie doch, nicht?" „Schweig, frecher Schwab!" lachte der Bauer. „Sie ist schon recht, die schlimme Vögtin, wie sie freilich heißt im ganzen Gau: — gerade gegen so lockre Landfahrer wie du," drohte er mit dem Finger, — „ist sie recht." „Und," fiel das Mädchen ein, „wenn sie im Leben zwar gewiß nicht garstig ist: — behüte! — eher hübsch: nur nicht gerade so, daß man sonderlich darauf achtet — damals, im Todesschlaf, sah sie fast schön aus: so stolz, so geruhig, zwar immer noch arg streng, — zum Fürchten fast! — aber doch so vornehm, wie im Leben nie. Und so kniete auch ich an der Bahre und weinte recht bitterlich. Nicht grad' um sie: denn sie hat mir nie ein gutes Wort, nicht einmal einen guten Blick gegönnt. Und als ich ihr einmal den ersten Speik in einem schönen großen Strauß brachte, — ich hatte lang daran gebrockt, in der heißen Sonne oben auf den Steinen herumkletternd — ich traf sie im Kuhstall, nach dem Melken der Kühe sehend, da hat sie gar unwirsch gezankt: ‚Vergeudete Zeit! Schaff' was! Ist gescheiter für so ein bettelarm Ding!' Und hat meinen schönen Blütenstrauß der dicksten Melkkuh in die Raufe geworfen. Ja, und den Vater hat sie gar einmal — wie der Vogt fort war — in den Block sperren lassen wollen, weil unter den fünf Schock, die der Innerhof zum Eierweihtag schuldet — zwei Stück nicht ganz frische waren. Aber doch hat's mich so erbarmt, ihr Los. So jung noch, — kaum ein paar dreißig Jahre — so reich — so machtgewaltig —

so gescheit — und schon sterben! Und ich dachte, wie arg es Herrn Friedmuth treffen würde im fernen Land, oder wenn er heimkomme, und sie nicht mehr finde. Und wie ich dachte, daß auch Hezilo kommen könne und mich etwa nicht mehr finden . . . —" „Da kamen dir erst die Thränen, gelt, Kleine?" meinte der Jüngling und küßte sie. „Nun," fragte der Bauer, „du weißt doch wie vorher alles gegangen war?" „Jawohl," sagte Hezilo. „Alles! Bis der junge Mönch Alderich bei ihrer Bahre betete und Oswald das Pferd bestieg und davonritt." „Die Männer," — fuhr nun der Innerhofer fort, „welche die Fallende vom Rosse gehoben und auf die Burg getragen, hatten gar nichts an der Leiche bemerkt. Nachdem aber nun die Vögtin viele Stunden aufgebahrt gelegen und wir schon daran dachten, den Deckel des Sarges zu schließen und sie in das Grabgewölbe hinabzusenken, an die Seite ihres Vaters, Herrn Wulfgangs, da kam, von Burg Tirol, wo er des Grafen Sohn geheilt, entlassen, der alte Markulf, seinen jungen Genossen abzurufen. Er ließ sich an die Bahre führen und alles genau erzählen von Oswin, Oswalds Sohn, der, nach seinem Vater, der nächste gewesen war hinter dem Rosse der Herrin, wie sie den Wurfspeer schwang und plötzlich starb. Markulf schüttelte das graue Haupt, betrachtete genau die Ruhende, befragte auch Jutta, ihre alte Amme, welche die Herrin ganz entkleidet, gewaschen und für die Bahre geschmückt hatte. Die sagte ihm nun, sie habe gar nichts, gar keine Wunde an ihr gefunden: nur unter dem Nagel des dritten Fingers der rechten Hand einen eingetriebenen Splitter: sie habe ihn herausziehen wollen, da sei er abgebrochen: und das darin verbliebene Stück habe sie nicht zu fassen vermocht. Sie habe es nicht weiter beachtet, es habe ja gar nicht geblutet. Eilig besah der kundige Mann den Finger, ließ sich den

Jagdspeer bringen und zeigte uns, wie an dem Schaft — es war Hartriegelholz — ein Splitter abgesplissen war. Als die Vögtin nun ausholte und mit aller Kraft den Speer abschleuderte, stieß sie sich den Splitter tief unter den Nagel. ‚Und das,‘ sprach er, ‚ward wohl ihr Tod. Denn ein solcher Splitter kann den Menschen töten, falls er den Lebensnerven trifft, der von dem Hirn durchs Herz zieht, dann in den Armen gabelt, und in den Fingerspitzen ausläuft. Deshalb habe der gütige Herr des Lebens über die zehn Finger die zehn Nägel als Schilde gelegt. Aber, sagte er, manchmal ist der zähe Nerv nicht zum Tode getroffen: dann liegt der Mensch nur starr, ganz wie tot. Und nun, mahnte er, werft euch alle auf die Kniee und betet zu den Heiligen, und gebt mir eine kleine Schere, wie sie die Frauen führen zu feinster Arbeit: ich will versuchen, den Splitter zu fassen und herauszuziehen, wenn Gott mir beisteht: vielleicht, daß sie wieder auflebt.‘ Und so geschah's. Heraus zog er den langen, langen Splitter, und sog an dem kleinen Löchlein. Da floß Blut — nur ein karges Tröpflein — und die Vögtin schlug die Wimpern halb in die Höhe und seufzte tief.

Und bald darauf richtete sie sich auf, sah sich rings im Gewölb um und begriff alles: nur einmal erschauerte sie vor Grauen — denn sie sah, fast wäre sie lebendig eingesargt worden: — dann versuchte sie zu sprechen. ‚Geht an die Arbeit,‘ brachte sie mit Mühe hervor; es war ihr erstes Wort! ‚Ich brauche keine Hilfe: — Herr Friedmuth noch nicht heimgekehrt?‘ fragte sie noch. — Da fiel sie aber wieder zurück, und erst nachdem ihr Markulf die Schläfe mit Würzwein gerieben, erholte sie sich soweit, daß sie hinaufgetragen werden konnte auf ihr Lager.“

„Das ist wie Lazarus, den der Herr erweckt hat von den Toten,“ sprach Hezilo mit frommer Scheu. „Aber wie

ging es nun weiter auf der Vogtburg?" — „Kaum war die Frau erwacht und von großer Schwächung und Ohnmacht des Leibes ein wenig erholt, als sie sehr bald scharfe Kriegsarbeit zu thun bekam. Ihre beiden Vettern, Herr Griffo von Greifenstein und Herr Rapoto von Naturns" ... — „Ah ja, sind liebe Gesippen! Dreimal schon hat Herr Friedmuth sie gezwungen, Friede zu machen!" — „Der Greifensteiner, der ja nur ein paar Stunden Etsch abwärts haust, war flugs, sowie er von dem Tode seiner Niftel erfuhr, herbeigeeilt, Besitz von der guten alten Burg zu nehmen. Wenig erfreut war er von der Herrin Auferstehung, hätte wohl dem weisen Mönch am liebsten das Genick gebrochen. Zum Glück hatte er nur drei Knappen mitgebracht: und in der Burg waren noch mehr als ein Dutzend Vögtlinge und Hintersassen versammelt, Herrn Friedmuth treu ergebene Männer, die zu der Totenfeier gekommen, und noch nicht alle wieder fortgezogen waren. So mußte er wohl nachgeben, und die Burg wieder räumen, so trotzig und zögernd er's that. Hatte er doch, gleich nachdem er eingeritten war, sein Greifenbanner schon auf dem Hauptturm aufgesteckt, und die Fahne der Fragsburger in der Gruft aufhängen lassen, zu Helm und Schild Herrn Wulfgangs. Er wollte's gar nicht glauben, daß nun doch Frau Wulfheid wieder für ihren fernen Gemahl Herrin sei in dem alten Hause: er weigerte sich, sein Banner wieder abzunehmen: er drang in die Vögtin, da Herr Friedmuth zweifellos gestorben oder doch verschollen sei, endlich seinem Werben nachzugeben und ihm zum Traualtar zu folgen." „Der Recke," zürnte Hezilo. — „Er wirbt schon lang um sie! Bevor sie den Vogt heiratete, wollte Griffo — er mag sie wohl wirklich lieben! — das kluge Mädchen und ihr Erbgut dazu — gewinnen. — Aber nun nahm, statt aller Antwort, die tapfre Frau

die Wolfsfahne ihres Vaters wieder von der Wand, stieg auf den Rundturm, riß das Greifenbanner aus der Öse, warf es in den Burggarten und mit Herrn Friedmuths Schwert in der Hand wies sie dem Freier die Burgthür. Knirschend ging er. Aber bald kam er wieder, mit dem andern, ‚dem Stier von Naturns‘; und sie bedrängten die Fragsburg mit harter Fehde wochenlang, bis Frau Wulfheid nachts einen Ausfall that und ihre Lagerhütten verbrannte: — sie selbst warf den ersten Kienbrand in das vorderste Zelt: hei, loderte das trockne Schilf der Etsch empor! Zwei Knechte wurden ihnen erschlagen, fünf gefangen und mehrere verwundet. Da zogen sie ab für jenes Mal. Jedoch nach einem halben Jahre forderten sie wieder Übergabe der Burg, — mit oder ohne Heirat, wie sie wähle — und schickten ihr einen ‚Todeszeugen‘, wie sie's nannten. Das war ein Krämer aus Trient. Der war im heiligen Land gewesen und war bereit zu beschwören, er sei dabei gestanden, als Herr Walther von der Vogelweide, sehr traurig und herzbetrübt, im Lager zu Joppe vor vielen Fürsten und Rittern dem Kaiser Bericht erstattet habe, daß Herrn Friedmuths Leute den ‚Falken‘ mit gebrochenem Genick, dabei das Schwert und den Speer Herrn Friedmuths und daneben eine arg große Blutlache gefunden hätten. Und niemand im Kreuzheer zweifle, der Fragsburger sei gefallen; und habe das der Kaiser selbst gesagt.

Frau Wulfheid ließ ihn ruhig ausreden. Nur ein wenig erbleichte sie, — ich sah's mit an: denn es traf mich gerade die Reihe des Wachtfrons in dem Vogthaus —, und biß die Lippe, wie sie pflegt, wenn sie verbergen will, was in ihr tobt. Nachdem er zu Ende war, fragte sie, wieviel ihm die Vettern für die Lüge bezahlt, gab ihm zwei harte Streiche auf die Ohren, ließ ihn gar

unsänftlich aus der Burg werfen und durch Oswin im ganzen Gau verkünden, wer sich unterfange, von Herrn Friedmuth auszusagen, er sei tot oder verschollen, der werde von der Vögtin zu Fragsburg, wo immer sie ihn greifen könne, gegriffen, gegeißelt in das Burgverließ im Mauerturm geworfen, und dort so lange gefangen gehalten, bis Herr Friedmuth selbst ihn wieder herausführe." „Ja, ja," nickte der Böppele. „Das hört' ich den Oswin laut ausschreien — er hatte einen Heroldsrock mit dem Brustwappen angethan: auf der Heerstraße, die Terlan durchzieht, — kaufte da gerade ein Fäßlein Weißen: dort wächst nämlich was Feines!" Er schnalzte mit der Zunge. — „Und seither hütete ich mich wohl, auf Fragen nach Herrn Friedmuth Bescheid zu geben, oder gar, ungefragt von ihm zu reden, zwischen Passer, Etsch und Inn. Oh, der wackre Herr! Der säße jetzt herrlich und in Freuden, hätte er nach meinem wiederholten Rate gehandelt."

„So, so?" meinte der alte Bauer. „Ja, wenn Ihr ihm so gut geraten habt: — geht hin zur Vögtin und teilt ihr das mit. — Sie wird's Euch lohnen." „Huio, will lieber nit," schmunzelte der Schwabe.

„Und nachdem der Bischof von Brixen, Herr Heinrich," fuhr nun Iffo fort, „— ist der Ohm der Vögtin, — der Rat von Meran und der Graf von Tirol — oder ‚Burggraf' muß man nun, seit ein paar Wochen, sagen! — selbdritt sich ins Mittel gelegt, — denn das ganze Etschthal leidet unter der Fehde, so wüst führen sie die Vettern! — haben diese damals noch eine Frist von sechs Monaten gewährt. Wann diese abgelaufen, ohne daß der Vogt zurückgekehrt, oder glaubhafte Nachricht von seinem Leben eingegangen, dann wollten sie die Vögtin aufs neue befehden und davon nicht ablassen — sie sollen's einander geeidet haben auf den Heiligen in der Kirche zu Bozen,

— bis die Frau ihnen das Haus räume; wolle sie Herrn Grisso — Herr Rapoto, der Stier, ist der ältere, der wildere! — zum Manne nehmen, so solle sie die Hälfte von allem Gut als Wittum zugesichert erhalten. Am nächsten Freitag, dem Tag von Sankt Peter und Paul, läuft diese Frist zu Ende. Frau Wulfheid hat alle ihre Knechte und die Hintersassen aus dem Passeier, aus dem Ultenthal und wo sonst die Zubehörden und Pflegen der Fragsburg verstreut liegen, schon auf vier Tage vorher zusammenladen lassen. Dann sollen diese, bevor sie die Burg verteidigen, in dem Markt beim Abt der Cistercienser beichten und sich zum heiligen Martinus mit Mantel und Speer von Untermais verloben, — der besonders gut anzurufen ist für kampfgewärtige Männer. Denn diesmal wird es scharf, so meint Frau Wulfheid selbst. Und wohl wisset ihr: — die kennt keine Furcht." „Nein, wahrlich nicht," rief Hezilo. „Dann wollen wir mit den drei Knechten von meinem Hof, und mit den beiden vom Innerhof zu rechter Zeit uns in der guten alten Feste einfinden: die Kleine aber bergen wir am sichersten in dem Markt hinter dem Wall bei dem Gevatter, dem Thorwart."

Siebentes Kapitel.

„Da mach' ich mich davon, gute Zeit bevor der Tanz losgeht," meinte der Weinschenk. „Am Hauen und Stechen — zumal am Gestochen*werden*! — hab' ich nie viel Freud' gehabt." „Und doch," meinte der Bauer, „hast du dich soweit von Boblingen hinweg ins wilde Heidenland gewagt?" „Ja, Heiden und sonderlich Mohren stech'

und hau' ich halt doch für mein Leben gern!" verbesserte der Kreuzfahrer. „Und recht tief hinein," ergänzte Hezilo, „immer weiter und weiter bist du in die Heiden gedrungen." — „Ja," — er rieb sich das Kinn, — „das war nicht ganz freiwillig . . . —" — „Wie das?" — „Nun, das waren wundersam ineinandergreifende Fügungen Gottes. Die darf ich gar nicht alle enthüllen." „Aber so sage wenigstens, wie du, ein recht weltlicher Weinschwelg, in den heiligen Orden der Franziskaner gekommen bist?" forschte der Bauer. „Nein, der Cistercienser, hat er mir gesagt!" rief Hezilo. „In welchem warst du?" fragte das Mädchen ehrfurchtsvoll. „In — in allen — beiden, Kleine." „Das giebt es nicht," lachte Hezilo. — „Doch, du Gelbschnabel! So, wie ich ihnen angehörte, giebt es das wohl: — hätte noch mehreren zugethan sein können. — Nämlich bloß mit meinem äußeren Menschen: — den Kleidern nach. Ich ward gar nicht Mönch!" „Da sieht man's, daß die Kappe nicht den Mönch macht," meinte Hezilo.

„Hätte ja gar nicht gekonnt. War ja — und bin! — glücklich verheiratet: ohne Zustimmung der Ehefrau darf niemand Gelübde thun: und Frau Zahme und auf ihre ehelichen Rechte verzichten! Die nicht! — Nun also paßt auf: was für euch zu wissen frommt, das mögt ihr hören: und daraus lernen, daß der milde Himmelsherr gar nicht so gestreng dareinfährt, wie die Pfaffen uns fürchten machen wollen, wenn einer nur im Grund ein guter Kerl ist. — Also! — Aus einem Dörflein bei Genua, wo ich auf der Fahrt nach dem gelobten Lande, die ich für einen anderen — für dessen Seelenheil auf mich genommen hatte . . . —" „Wie gut von Euch!" — sagte Katharina gerührt. „Nun, nun, Kind, du mußt auch nichts übertreiben! — Ich — ich hatt' auch eigene

Gründe, die Heimat zu meiden: und ganz ohne Vergelt konnt' ich's doch auch nicht thun: — schon wegen der Kinder . . . —" „Wie viele habt Ihr?" fragte der Bauer.

„Bisher nicht viele. Eigentlich noch gar keines. Aber: konnten doch noch nachkommen! — Also: Zuerst kam ich nur bis Genua — und — weilte dort längere Zeit." „Ja, ja," meinte Hezilo, nachdenksam. „Davon, glaub' ich, hört' ich einmal Herrn Walther erzählen, als ich Wein zutrug in des Vogtes Zelt in der Wüste. Ich meine immer . . . —" — „Gieb dir keine Mühe, dir das zurückzurufen." „Nun, sehr weit seid Ihr da auf den ersten Anlauf gerade nicht gekommen auf Eurer Kreuzfahrt," sprach Iffo. „Was?" zürnte der Entrüstete. „Doch immer noch zehnmal soweit als sogar ein frommer Bischof, Herr Megingauz von Eichstädt. Wenn ich nur damals schon, als mir Herr Walther und noch ein anderer — eben der, für den ich unter die Heiden fuhr — so hart redeten über jenes kurze Verweilen, diese Geschichte gewußt hätte! Aber ich habe sie erst später erfahren, von Herrn Sigismund dem Riezeläre, dem Buchwart zu Eschingen an der Donau. Jener Bischof hatte auch das Kreuz genommen, — aber nur für sich, das kann ein jeder! — Jedoch der kam nie über den Brennerberg — vor lauter Fluchen." „Wie das?" staunte das Mädchen. „Ei nun, der wackre Mann hatte nur das eine Seelengebrechen, daß er in einem fort gotteslästerlich fluchte: fluchte, daß die lieben Engelein die Füße hinaufzogen, wann er anhob. Nun war ihm von seinem Beichtvater, der ihm oft deshalb die Absolution hatte weigern müssen — und ein nicht Absolvierter soll nicht die Kreuzreise wagen, sonst reiset er sich selber zum Gericht, sagt die Bibel im sechsten Buche Mosis. Nicht? Nun, das ist

gleich: dann sagt sie es wo anders. — Also sein Beichtiger, in Erwägung seiner fluchenden Natur, gab ihm im voraus Absolution für eine Zahl von Flüchen, die der Bischof bis nach Rom verbrauchen würde: dort solle er sich die Freisprechung für weitere Flüche wieder frisch vorschuhen lassen. Und es war nicht schlecht gemessen. Allein, o weh! Nach wenigen Tagen kam Herr Megingauz ganz betrübt nach Eichstädt zurück. Er wollte über Schwäbisch Wörth an der Donau, und über Füßen allmählich den Brennerberg gewinnen. Allein, bis er an der Fähre am Donau-Wörth angelangt war, hatte er den ganzen Reisevorrat, der bis zu dem heiligen Vater hätte reichen sollen, schon aufgezehrt, aufgebraucht, aufgeflucht. Und mußte umkehren! Und war durch kein Zureden zu der Hoffnung zu verlocken, daß es ein andermal besser gehen werde: denn, meinte er, er habe schon diesmal gar so hart gespart. Da hatte denn der heilige Vater ein Einsehen und nahm die Kreuzfahrt für gefahren, weil keine Katze das Mausen läßt, sagte der Apostel Paulus auf der Hochzeit zu Kanaan. Nicht? Nun das ist gleich. Er hätt's sagen können, weil's wahr ist. Und vielleicht hat er's auch gesagt. Denn sie haben wohl damals nicht alles aufgeschrieben.

Also nach längerer Rast bei Genua brach ich auf: hatte mir dort ein kleines Sümmchen verdient — erspart wollt' ich sagen: — so konnt' ich einem Rheder jenes Hafens das Schiffsgeld zahlen bis Neapolis. Von da wollte ich zu Lande nach Brindisium, wo, wie ich erfuhr, mehrere Schiffe, vom Kaiser ausgerüstet, bereitlagen, arme Pilger um Gottes Lohn nach der Insel Cypern und von da nach Akkon zu führen. Aber ach, mein sauer erspartes Geld verlor ich bald nach der Ankunft in Neapolis. Denn in dieser sehr schön gelegenen Stadt leben sehr böse Men-

schen. In der Herberge „Zum heiligen Crispinus', wo ich nächtigte, stahlen mir drei Gauner mein Geld — ich sah's mit Augen — und konnte es nicht wehren." „Wie das?" zweifelte der Bauer. „Ja, es waren drei Schächer mit zusammen vierundzwanzig Augen: sie haben keine Füße und tanzen, keine Hände und plündern alle Taschen aus: — Würfel nennt man sie. Zwei andere fromme Pilger, — beide trugen gleich mir das rote Kreuz, — die den gespickten Geldgurt unter meinem Wams entdeckt hatten, — sie umarmten mich so zärtlich, wie ich eintrat in das Weihtum zum heiligen Crispinus, und tasteten dabei an meinem Leibe so beängstigend herum! — beredeten mich am Abend, den Wein auszuwürfeln. Ich gewann zuerst: und wir Boblinger lassen uns nicht lumpen — nun kurz: — alsbald verlor ich, verlor sehr viel, fast alles, und da ich nicht mehr spielen wollte, — es war Mitternacht geworden, — da machten sie's einfach, schlugen mich nieder, nahmen mir den Rest der Schillinge — sechs andere fromme Pilger standen lachend dabei — und warfen mich auf die Gasse. — Der Bettelvogt ließ mich aufgreifen, und auf meine Klage erwiderte er, ein Kreuzfahrer dürfe nicht Würfel spielen, das sei die Strafe Sankt Crispins. Und für seine Mühwaltung pfändete er mir den Mantel vom Leib und aus dem Ränzlein das bessere Wams: ich glaube, er war auch ein Gauner, dieser edle Neapolitaner! — Am andern Tage ging ich sehr betrübt zur Porta Nuceriana hinaus, die Halbinsel zu Fuße zu durchwandern, und zu durchbetteln. Doch muß ich sie loben, die Welschen. Sie sind mitleidig. Das heißt, gegen die Menschen — die Tiere schinden sie elend! — und gabenmild und spenden gern dem frommen armen Pilger. Auch wachsen in dem wunderreichen Land, — es ist wie ein Garten! — an Bäumen und Sträuchern gar mancherlei Früchte, an denen

ich mich labte: denn es war Spätsommer. Hinter einer Stadt, heißt Potenza, stieß ich auf zwei Mönche, einen Franziskaner und einen Cistercienser: der letztere war ein Franzose aus der Picardie, der andere ein Halbwelscher aus Bergamo. Wir wanderten nun selbdritt fürbaß. Die beiden armen Geschornen litten, da ich sie traf, schon schwer am Sumpffieber. Der Bergamaske sagte gleich, — sein Welsch verstand ich ganz gut, — er heiße Sebastian. Ich erwiderte ganz vergnügt, dann hätten wir denselben Schutzpatron: denn da es einen heiligen Boppo nicht giebt . . —" „Bis jetzt wenigstens noch nicht," unterbrach Hezilo. „Vielleicht giebt es aber einen: hundert Jahr nach deinem Tode —" — „So hab' ich mir von Jugend an den heiligen Sebastian zum Schutzherrn gekoren, der in der Pfarrkirche zu Boblingen, gar schön aus Holz geschnitten, steht, mit Pfeilen so reich gespickt, wie ein Hase in des Abtes Küche zu Maulbronn mit Speck. Und ich fragte ihn, wie denn der nackte Knabe zu so vielen Pfeilen gekommen sei? Denn der Pfaff von Boblingen wußt' es selber nicht. Da erzählte er mir denn die Lebensgeschichte des Heiligen. Eigentlich war's eine Predigt über sein grausam Martyrium. Und wo wir auf Leute stießen, in Dörfern oder im Staub der Heerstraßen, auf Krieger oder auf Kreuzfahrer, Pilger oder Kaufleute, da predigten die Mönche, der Bergamaske auf welsch: auch oft der Picarde auf französisch: denn sehr viele Normannen, aber auch andere Franzosen, nehmen das Kreuz. Und während der eine predigte, gingen der andere und ich herum und bettelten die Predigtheller ein. Es warf nicht viel ab, das fromme Gewerk. Denn mancher hörte erst voller Andacht die Predigt, gab uns aber dann statt des Hellers einen Puff und sagte, es sei nur schwach gepredigt gewesen.

Da trafen wir einmal auf Deutsche. Das Geld war

uns gerade wieder ganz vergangen. Diese Deutschen verlangten durchaus eine Predigt: waren gar fromme Leut': von Westfalenland, und hatten lange keinen Gottesdienst mehr gehört. Aber sie verstanden den Franzosen nicht und auch nicht den Bergamasken. Und wurden gar grob in ihrer starken Frömmigkeit, und schrieen: ‚Eine Predigt, oder es geht euch schlecht,' und drehten ihre Speere um und hoben sie. Da rief ich, — auf deutsch —: ‚Halt! Haut uns nicht, ihr Gotteseifrigen aus Münsterland! Ich werd' euch was predigen, zum Beispiel: vom heiligen Sebastian? Wollt ihr von dem was hören?' Ich hatte nämlich den Bergamasken schon siebzehnmal von diesem armen Jüngling predigen hören: — ich glaube, recht viel anderes wußte er selbst nicht. Zum größten Glück sagten sie: ja, auf diesen hielten sie ein gut Stück; und ich predigte ihnen vom heiligen Sebastian. Ich muß wohl sehr schön gepredigt haben: denn sie gaben mir jeder einen Hälbling; waren aber ihrer gegen dreißig.

Achtes Kapitel.

Jedoch am Tage darauf legte sich der Franzose, der Franziskaner, — nein! Das war ja der Cistercienser! Sie kommen mir immer durcheinander, weil ich später beider — nun, ihr werdet's schon noch hören. Also der legte sich auf die heiße, staubweiße, welsche Heerstraße nieder und sagte, er könne nicht mehr weiter: denn er müsse jetzt sterben. Und richtig, er hielt sein Wort: gleich darauf war er tot. Wir beide konnten ihn — mit den

bloßen Händen — nicht begraben. So bestreuten wir ihn mit Staub, Sand und Erde, beteten ein Vaterunser neben ihm und, da mein Gewand ganz zerschlissen, nahm ich des Toten grauen Kappenmantel. Der war mir aber viel zu kurz: denn der Picarde war gar zierlich klein gewesen. Und zwei Tage darauf, — wir stiegen eben im wüsten Gebirg — da fiel der Cistercienser — nein, der Franziskaner! — um und rührte sich nicht mehr. Ich blieb lange bei ihm und rieb ihm die Hände: — aber er lag steif und unbeweglich. Da zog ich ihm das braune Untergewand ab, — ich brauchte es dringend, des Anstands wegen, wann ich durch Dörfer kam, um der Weiber willen, — und er, — er brauchte es ja nicht mehr. Auch noch seinen Pilgerstab nahm ich, den der Bischof von Mailand selbst geweiht hatte, sein Skapulier und seinen Dachsfellranzen. Und griff hinein und fand ein paar Briefe, die den Bruder Sebastian aus Bergamo an ein paar andere Franziskanerklöster in Welschland empfahlen. Und wie ich nun so einsam weiterzog, fiel mir ein, daß alle Leute, die wir getroffen, Eingeborne und Pilger und Reisende, die beiden Mönche viel ehrerbietiger angesehen und besser behandelt hatten als mich, den Laien. Und da sagte ich zu dem Böppele: ich könnte recht wohl auch ein Mönch sein! Gepredigt hatte ich ja schon! Die drei Gelübde: Armut, Keuschheit und Gehorsam hatt' ich alle diese Tage zu erfüllen nur allzuviel Gelegenheit gehabt. Also! Warum soll der Böppele nicht ein Mönch sein? In dem Ranzen stak auch eine Haarscheere, mit der der arme Sebastian seine Tonsur in stand zu halten gepflegt hatte. An einem klaren Bache, der mir als Spiegel diente, schnitt ich mir eine recht zierliche Tonsur, und wirklich — viel leichter als bisher, zumal mit besserer Beköstigung durch die Weiblein, fuhr ich nun durch den Rest von Welschland

und kam glücklich nach Brindisium: von dort aus, meinte ich, sei nun alles gewonnen.

Denn nicht nur die Kreuzpfaffen, die ungetüm tobenden Bettelmönche, die zu der heiligen Reise im Namen des heiligen Vaters treiben — sie selber aber bleiben klüglich im Abendlande, diese Elenden! und fressen des Bauers Käse: ‚Käseritter' nennt man sie deshalb oder ‚Käsefahrer'! — auch der Kardinal Konrad, von den Uracher Grafen entstammt, ja, ich meine alleweil: in des Kaisers Namen, auch der Herr Hochmeister Hermann, — kurz, die alle hatten uns frommen Wallern kaiserliche Überfahrt und kaiserliche Verpflegung von Brindisium aus verheißen. O du blutiger Sebastian! Die Überfahrt war freilich ‚kaiserlich'. ‚Abundantia', zu deutsch: Überfluß, hieß das schwere mächtige Meerschiff. Aber nur der Name daran war ‚abundant': freilich: reiner Überfluß, denn die Leibeszehrung war gar nicht ‚kaiserlich'! — Möchte dem schönen, hohen Herrn Kaiser — ich lasse mich totschlagen für ihn, wenn's gerade ganz notwendig so sein muß! — möcht' ihm nicht wünschen, daß er nur einen halben Tag so ‚kaiserlich' leben müßte, wie wir Befreier Christi viele Wochen lang: wir, die der Herr Kaiser selbst zu seiner Tafel geladen. Die Welschen — Savoyarden waren es, arge Hungerleider! — zehrten den ganzen Tag von zwei steinhart getrockneten Fischlein und einer fingernageldicken Rinde Ziegenkäse — und meinten, das müsse für einen ‚Suabo' auch reichen: diese Thoren! Wir waren zusammengepfercht auf dieser ‚Usseria', — so heißt eine solche Arche Noah! — wohl fünfhundert Stück, lauter künftige Heilige, so eng, wie die Räucherfische im Fäßlein von Buchhorn am Bodensee. — Und Getränk! Die Deutschen und die Engelländer wurden so durstig, daß meine Frommheit darunter litt. Denn, wenn sie mitten im Psallieren — es ward

recht viel psallieret auf der Usseria! — fluchend oder betend sagten: „Jetzt gäb' ich alle meine Reisepfennige um einen Trunk schlechtesten Weins', — dann mußte ich immer, zwischen dem Singen und Beten durch, rechnen, wie viele Irnen ‚schlechtesten Weins' in meinem Vorderkeller zu Boblingen lagen, in dem schimmligen Faß, vorn links: und wieviel mir das hier auf Deck eintragen würde.

Endlich fand auch diese fromme Kasteiung ihren Schluß. Wir landeten bei Akkon und zogen in das Lager des Kaisers vor Joppe. Da hätten mir nun aber die Mönchsgewande bald — zum erstenmal! — geschadet. Wie ich an die Vorstadt des Lagers komme, wo die Handwerker und Händler in Buden und Baracken lagerten, und ihre Wagen zusammengeschoben hatten, und an die Wachen der äußersten Contubernien — es waren des Kaisers Saracenen: aber auch Deutsche darunter, — schreit sofort einer: ‚Was? Ein Mönch? Ein Pfaff! Verprügelt ihn!' Und wie geschrieen, so gethan. Ich hatte ein paar Püffe und Hiebe, ehe ich nur fragen konnte: warum. ‚Warum?' fragte ich nun aber doch, nachträglich. ‚Wie? Du fragst noch?' hieß es da. ‚Bist nicht ein Mönch? Trägst gewiß auch des Papstes Bannfluch gegen unsern Herrn in dem Ranzen und willst in seinem eigenen Lager gegen den Herrn Kaiser predigen?' Über das Predigen konnte ich sie nun beruhigen. Und da ich ihnen sagte, daß der Kaiser gebannt sei, das sei mir sowohl unbekannt als gleichgültig, und den heiligen Vater möge meinetwegen der üble Höllenwirt holen, und mein Herr Kaiser kenne mich und ich meinen lieben Herrn Kaiser, und da ich schrie: ‚Heilo unserm verfluchten Kaiser!' da wurden sie gar freundlich. Die Deutschen gaben mir gleich was zu trinken. Und später auch zu essen und drängten sich, mir zu beichten, einer nach dem andern. Was ich da alles für Geschichten zu

kören bekam, — das ist gar nicht zu glauben! — Damals hab' ich von Sünden und Lastern erfahren, von denen man im Reich und sogar in Welschland nichts weiß. Ich war aber nicht hartherzig: denn wie heißt es in den Sprüchen Salomonis? ‚Du sollst leben und leben lassen!'" „Den Text hab' ich aber nie in der Kirche gehört," sprach das Trinelein ernsthaft. „Nicht? Nun dann heißt es daselbst: Allzuscharf macht schartig. Auch nicht? Nun, dann ist es auch gleich. Kurz, ich absolvierte sie alle miteinander." „Ihr seid ja aber gar nicht zum Priester geweiht gewesen!" wandte der Bauer ein. „Ei, ich hatte aber die beiden geweihten Priester beerbt. Und mit ihren Röcken auch wohl ihre Weihe überkommen. Und die Deutschen führten mich vor den Kaiser in dessen großen runden Pavilun — von weitem kannte ich es, an dem Adler, der vorn auf die Zelthaube gemalt war — und sagten, es sei doch recht gut, wieder einmal einen Priester im Lager zu haben: — denn meine Amtsbrüder, die echten Pfaffen, hatten alle die Zelte verlassen, seit der Bann des Papstes ruchbar geworden: — der da vor der Schlacht predigen, die Toten bestatten und auch Trauungen schließen könne. Denn gar viele Weiber waren im frommen Heer, die manchmal plötzlich darauf bestanden, daß einer sie heirate. Der Herr Kaiser nun, — Frau Sonne segne sein schönes Haupt! — der lachte ein wenig, da er mich sah, drohte mit dem Finger und sprach: ‚Ei, ei, Böppele!' — denkt euch, meinen Namen hatte er behalten seit Genua! — wo er einmal bei mir — mit mir — in einer Kapelle — zusammentraf, — ‚bist du geistlich worden?' ‚Sehet selbst,' gab ich unverzagt zur Antwort, ‚und saget, ob das nicht eine Tonsur ist, weiser Herr Kaiser,' und — wies ihm mein Haupt. ‚Nun,' fuhr er fort, ‚von dem besten Jahrgang Geistlicher bist du wohl nicht. . . .

Aber —' ‚Aber,' fiel ich ein, ‚wann der Teufel hungert, frißt er Sandflöh': und ein gebannter Kaiser muß seine Lagerpfaffen nehmen, wie er sie findet.' Da lachte der liebe Herr und sprach: ‚Der heilige Vater muß auch das verantworten. Mir aber macht es Scherz: geh' hin und weide deine Lämmer.' ‚Jawohl, Lämmer! Sind rechte Böcke,' erwiderte ich, ‚Eure frommen Streiter. Die geistliche Zucht meiner Vorgänger hat ihnen nicht viel gefrommt. Ist eine rechte Heidenwirtschaft in Eurem Heer!' und hüpfte rasch zur Giltthür hinaus.

Neuntes Kapitel.

Und einige Zeit lang ging alles sehr glatt und lieblich.

Ich absolvierte, begrub, traute, daß es nur so eine Lust war. Auch schickte mich der Kaiser manchmal als Boten aus — zu Herrn Friedmuth auch! — Und eine gar vielschöne Frau hätt' ich geistlich beraten sollen. Aber zuweilen lachte die mich aus: und meist schüttelte sie das herrliche Haupt und hieß mich schweigen und gehen. Und ich meinte es doch wirklich so gut mit ihr! Aber das war die schwerste Arbeit. Lieber eine Herde Heuschrecken über die Finstermünz treiben als einer so edeln, so reinen und dabei so schönen Frau Seelsorger sein. — Nun so weit, so gut. — Aber eines Tages," — er räusperte sich, schenkte sich den Holzbecher voll und fuhr fort, — „eines Tages mußte ich wieder predigen. — Zufällig war der Gegenstand der heilige Sebastian. — Nicht lachen! — Er reichte aus! Er hielt vor! Denn die Krieger und Pilger im Lager wechselten gar oft: und mehr als einmal alle

paar Wochen hatte keiner das Bedürfnis, mich predigen zu hören. Manche haben freilich dieselbe Predigt zweimal gehört. Aber das waren sie meist schon von ihren Pfarrern im Abendlande gewöhnt. — Und ich machte es doch immer wieder ein wenig anders, erfand ein paar neue Wunderthaten des Heiligen, wär' mir selbst sonst zu öd geworden!

Denn freilich," schmunzelte er, wohlgefällig seinen rundlichen Bauch streichend, „ein Geistlicher muß gar viele Eigenschaften haben, deren ihr Laien nicht benötigt seid. Zumal mit so argem, verwildertem Volk, wie meine Gemeinde war — Männlein und Weiblein. Nämlich es sind nicht gerade immer die Frömmsten, die das rote Kreuz tragen! Der liebe Herrgott läßt sein Grab zum Teil von rechtem Gesindel erobern! — Und sie wollten mir nicht immer glauben, was ich ihnen aus der Bibel an Sprüchen anführte. Sie schüttelten mißtrauisch die Köpfe, — oft gerade bei den kräftigsten Sprüchen! — und die Unverschämtesten, das heißt die, welche ein wenig lesen konnten, verlangten ein paarmal, ich solle ihnen diese Worte geschrieben weisen: — glücklicherweise war in dem ganzen gebannten Lager keine Bibel aufzutreiben.

Da war einer, ein dicker Bayer aus der Holledau, — die aus der Landschaft sind sogar den andern Bayern zu grob! — ein guter Kerl, der hatte sich aber so oft betrunken und raufte dann so wild und stach mit einem spitzen Messer um sich, daß ich ihm die Absolution nur erteilte gegen das Versprechen, zu keinem Zechgelag im Lager mehr zu gehn! Tags darauf war wieder einmal eine Hochzeit in den Zelten — das heißt: eine üppige und dabei zornmütige Provençalin aus Grasse verlangte von einem ihrer vielen Freunde, — er war aus dem Lande der Guasconen — daß er sie ganz geschwind heirate: sonst, drohte sie, werde sie dem Lagervogt alles sagen,

was sie von ihm wisse. Das muß nun wohl allerlei Unliebes gewesen sein. Denn der Guascone, — es hatte ihm früher mit dem Ehesegen gar nicht geeilt! — trieb mich nun mit fliegender Geißel zur Trauung."

„Aber Ihr waret ja doch gar kein Priester?" fragte Katharina ganz entsetzt. — „Richtig, mein Kind! Das hat dein weiser Vater schon vor dir ausgefunden! Aber für die Art Menschen, und für die Art Ehe, die sie vorhatten, — dauerte selten länger als fünf Monate! — war ich immer noch gut genug. Übrigens, hätte ich es so recht heiß gewollt, — ich wäre längst geweiht. Kaum war ich ein paar Tage im Lager und kaum hatte man gesehen, daß der Kaiser mich gar oft um sich hatte als geistlichen Rat oder auch . . . —" „Als lustigen Rat: — ob auch ohne Schellengugel," meinte Hezilo. — „Oder auch, wann er mit seinen vertrauten Räten tafelte oder zur Jagd ritt, — als ein Tempelritter mir ein Goldstück schenkte — ich bettelte aber gar nicht! — und meinte: ich sei wohl nur sehr unvollkommen geweiht? Er aber wolle mir ein ‚Dimissoriale' erwirken, — wonach man, unerachtet alle kanonischen Erfordernisse fehlen, geweiht werden mag: die Päpste haben den Tempelrittern, ihren tugendsamen Lieblingen, auch dies Vorrecht geschenkt. — Er verlange von mir dafür nur, ich solle horchen, was der Kaiser und Herr Hermann von Salza reden und ihm das berichten. Ich ließ ihn stehen und blieb Laie und redlich: — wenigstens ziemlich! Und gegen meinen freundlichen Herrn Kaiser: ganz redlich. — Also blieb ich so eine Art Wildpfaff oder Winkelmönch und traute den Gascogner Pierre und die hitzige Provençalin Flammelette. Ein mächtiges Schmausen und Trinken folgte. Denn der Gascogner hatte immer bar Geld: nur wollten es vorsichtige Handelsleute nicht gern nehmen. — Und siehe da, mein Holledauer

ist mitten darunter. ‚Hab' ich dir's nicht verboten?' schrie ich ihn geistlich an. ‚Aber eine Hochzeit!' sagte der ganz unverzagt. ‚Ich ahme nur das Beispiel unseres Herrn nach: — das habt Ihr uns oft genug vorgehalten. Der Herr war auch auf einer Hochzeit, also darf ich es auch.'

‚Ja, ja,' schrieen alle durcheinander. ‚Recht hat der Bayer. Schäm dich, Pfaff, du bist geschlagen und mußt schweigen.' Das durfte nun aber nicht sein! Ein Pfaff, der schweigt auf eines Laien Einwand, — das wäre ein sehr unwahrscheinlicher Pfaff. Es galt mein Ansehn: — ja vielleicht noch mehr! Nun? Was hättet ihr da gethan oder gesagt? Ihr schweigt? Nichts hättet ihr gethan und gesagt! Denn es wär' euch dort und damals, in der Angst, noch weniger was eingefallen als hier und jetzt, in aller Ruhe, bei meinem Wein. Zumal, wenn euch die glückliche Braut vor Übermut und Spott ihren zerfetzten Gürtel in das Gesicht geworfen hätte. Ich aber steckte den Gürtel ein, — denn es waren bunte Steine daran. — Natürlich waren sie falsch: denn der Bräutigam hatte ihr das Geschmeide geschenkt. Aber ich wußte das ja noch nicht! — Ich erhob warnend meinen Zeigefinger und laut rufend meine Hirtenstimme und sprach: ‚Haltet das — Schweigen! Wenn ihr den Herrn nachahmen wollt, — in Gottes Namen! Werdet's nicht lang aushalten! Aber dann fangt mit seinen schweren Tugenden an — und nicht mit seinen leichten. Erst laßt euch einmal kreuzigen und dann geht auf Hochzeiten.'

Diese Gegenwart des Geistes erschreckte sie alle merklich. Sie schwiegen und ich hatte das Ansehen der Kirche und geistlicher Überlegenheit gar gewaltig aufgerichtet. Sie hatten von da ab eine Meinung von mir gewonnen, die — die ich selber kaum teilte.

Aber leider sollte es mit meinem geistlichen Amt nicht

mehr lange währen. Leider, sag' ich! Denn ich wurde dabei selber ein besserer Kerl. Man kann nicht alle Tage andere zur Tugend mahnen und selbst alle Schelmenstreiche treiben. Das heißt: — andere können's vielleicht. Aber der Böppele kann es nicht: und so war, in Vermahnung der andern, ich selbst auf dem Wege, ganz brav und ernstsinnig zu werden. Jedoch der heilige Sebastian hat es nicht weiter gedeihen lassen: — vielleicht aus Eifersucht auf meine beginnende Heiligkeit.

Zehntes Kapitel.

Nämlich eines Morgens war wieder ein ganzer Schwarm von Kriegern und anderen Pilgern ausgeschifft worden in Joppe; und nachdem sie sich von der Seefahrt erholt, verlangten sie eine Predigt. Waren viele Deutsche darunter. Da mußte eben der Böppele wieder dran! Und zwischen der Stadt und dem Lager stand ein Palmbaum: unter den hatten sie mir ein hoch Faß Wein geschoben — leider war es so leer und dürr und durstig wie die Wüste! — und ein altes Steuerruder quer drüber gelegt. Und war das schon oft meine Kanzel gewesen. Diesmal hatte ich eine besonders fromme Hörerschaft: denn Würzburger waren's und Rothenburger von der Tauber. Und auch viele Weiber waren darunter, aber meistens recht reife. Denn die jungen sind minder fromm: an Main und Tauber wie anderwärts. Und sehr bald, nachdem ich angefangen, zu lehren und zu mahnen und nur ein weniges über die Schlechtigkeit der Welt gescholten hatte — gar nicht arg: nur wie's sich halt gut macht, von der Kanzel her — da

fing ein altes Weiblein aus dem Dorfe Hedingsfeld bei Würzburg, das dicht vor mir saß, zu weinen an. Das hatte ich bisher nie erzielt! Gar nie noch! Es gefiel mir. Nein: es rührte mich selber. Und nun fing ich an, die Farben greller zu mischen und dicker aufzutragen als sonst — so wie etwa auf den Kreuzwegen an den Bildstöcken die Höllenflammen aufgemalt sind: — bald weinte die zweite, dritte! Es freute mich, es machte mich stolz! Ich ward immer eifriger. — Da sah ich auch einen alten Mann, einen Pilger, mit weißen Haaren, der sich die Augen wischte. Und scharf schaute ich nun dessen Nachbar an. Das war ein junger Bursch, ein Pfeilschütz, mit langem Bogen und Köcher; der wollte noch durchaus nicht weinen, sah vielmehr ganz munter drein. Da ärgerte ich mich. Und nun schilderte ich das unschuldige Leiden und Sterben des edeln Jünglings Sebastianus so ergreifend — und wie er auch so schlank und soviel schön gewesen: da weinten auch die jüngeren Frauen! — und wie ihn die grausamen Heiden mit ihren Pfeilen langsam zu Tode schossen, bald auf die Schulter, bald auf die Rippen, bald auf die Beine zielend — noch nie hatt' ich's so arg schön gemacht! Da auf einmal weinte und schluchzte und heulte die ganze Versammlung: — auch der hartnäckige Pfeilschütz, auf den ich es besonders abgesehen, wischte sich die Augen und faßte seinen Bogen fester — und eine Frau warf sich an der andern Brust, und den Männern liefen die Zähren langsam, langsam über die bärtigen Wangen. So was hatte ich nie, nie erlebt!

Nun bin ich aber eine gute Seele. Und kann die Menschen nicht weinen sehen noch hören, absonderlich nicht die Weiber. Und sie jammerten mich, die weichen Herzen, die wackern Kerle und braven Frauen: und ich erschrak über all den Erfolg, den ich da angerichtet. Und heiß

fiel mir ein, daß ich, da ich doch nicht geweiht war, gar nicht das Recht hatte, sie überhaupt weinen zu machen! Und endlich: ich wußte ja die ganze Geschichte nur vom Hörensagen! Der Bergamaske hatte mir das halt so erzählt! Und wie's der alten würdigen Frau vor mir fast das Herz abstoßen will vor Schluchzen, da halt' ich's nicht mehr aus und rufe recht laut: „Amen! — Aber weint doch nicht so, Leuteln. Wer weiß, ob 's wahr ist." —

Da entstand zunächst ein großes Schweigen! —

Das Weinen hörte auf, wie mit Einem Schlage. — Die Leute dachten offenbar über diese Warnung nach. — Aber nicht lang! — Denn auf einmal ging es durch die Reihen wie ein brausendes Gemurre. Und die Alte aus Hedingsfeld, die am wüstesten geweint hatte, sprang auf, ballte eine Hand voll Sand, schrie: ‚Was? Du willst uns hier weinen machen und ist vielleicht gar nicht wahr?‘ Und warf den Sand wider meinen Mund. Und viele lärmten wider mich. Aber doch hätte ich's wohl noch wieder gewendet: denn des Kaisers Saracenen, die kein Wort Deutsch verstanden, aber aus Faulheit dalagen und sich sonnten, und wußten, daß mich der Kaiser gern leiden mochte, die hätten mich geschützt. Aber, aber! Da trat aus der schreienden Menge einer vor — ich hatte ihn früher nicht bemerkt: — und wie ich den sah, da erbleichte ich.

Denn es war der Bergamaske, der Sebastian.

Aber nicht tot, sondern ganz lebendig war er, und der schwang sich neben mich auf das breite Ruderbrett und sprach zuerst zu mir: ‚Daß du mich für tot verlassen, — ich bin aber gar nicht gestorben, — verzeihe ich dir. Daß du dich für einen Priester des Herrn ausgiebst, — das geht den Herrn an — nicht mich; daß du meine Predigt hältst, meine beste, fast meine einzige, — verzeih' ich dir auch: — denn der Mensch ist schwach.

Daß du aber von **meiner** Predigt sagst, sie sei vielleicht nicht wahr, — siehst du, Schwab, das verzeih' ich dir nicht! Denn das ist zu stark! Leute,' schrie er nun, ‚der ist gar kein Pfaff. Alle, die er begraben, getraut und absolviert, sind nicht begraben und nicht absolviert und nicht getraut!' — Arg ertobten da viele Weiber. — ‚Denn er ist gar kein Mönch und kein Priester: er ist ja der Weinschenk von Boblingen!' —

Da war es aus! Ganz aus! Ich hüpfe über einiges hinüber, was mir nun widerfuhr.

Ich schrieb noch ein paar Briefe — einen ließ ich durch einen Saracenen des Kaisers bestellen, den meine Beredsamkeit dem Heidentum entrissen und dem rechten Glauben zugeführt hatte, — und schied rasch, — recht rasch!"

„Aber, wo wolltet Ihr Euch hinwenden?" forschte der Bauer. „Nun," fuhr der Schwabe, nach einigem Zögern, fort, — „bei den Christen war meines Bleibens nicht mehr! — Ich wollt' es nun einmal mit den Heiden versuchen." „Aber Böppele!" rief Katharina und rückte weiter von ihm ab. — „Versteht mich recht! Nachdem ich einen bekehrt, — konnt' ich ja vielleicht noch mehr Heiden bekehren.

Und dann hatte ich erfahren, daß es bei den Heiden allerlei gute, gemächliche Posten gebe, die ihren Mann nähren, ohne ihn allzu vielen Gefahren auszusetzen. So ritt ich auf meinem Boten-Eselein — es gehörte freilich dem Kaiser, aber der hatte mehr als das eine! — in die Wüste, den Heiden entgegen, gar nicht böse, falls sie mich griffen. Und sehr bald griffen sie mich! Wohl trug ich weltliche Kleider — der gute Bayer aus der Holledau hatte mir sein altes Wams geschenkt für die letzte Absolution. Er hatte, übrigens aus reinem Versehen, in ganz kleinem Geräufte, einen Tuchhändler aus Arras erschlagen

und, nachdem der Arme doch einmal tot war, dessen fein brabantisch Wams aus- und sich angezogen, bevor der unnütz damit begraben würde.

Im Rucksack hatte ich freilich — für alle Fälle, wenn ich nämlich wieder zu den Christen umkehren müßte, — des Franziskaners und des Cisterciensers Gewand. Aber die hätten mich nicht verraten: ich schwor bei Mohammed und bei Christus, daß beide mir gar nicht gehörten, — die reine Wahrheit! ich sie nur einmal auf der Straße aufgelesen hätte! Aber die Tonsur! Die verfluchte heilige Scherung — die gab Zeugnis gegen mich ab, — falsches Zeugnis obenein! O wie verfluchte ich des Bergamasken Schere und jenen Spiegel-Bach!

Denn eilfertig rissen sie mir, sobald sie mich gefaßt hatten, den Pilgerhut vom Kopf — sahen die Tonsur — schlugen mich derb darauf, — erklärten, ich sei ein Priester und schleppten mich in die Felsenburg, wo mir aber der heilige Sebastian diesen tugendsamen Jüngling zum Retter vorbestimmt hatte.

Als ich nun — nach recht mühsam verborgener Angst! — auf seine Fürbitte des Lebens gesichert war, sagte ich dem dicken Wälschen Constantino, ich sei ganz gern bereit, zu bleiben. Denn abgesehen von dem Pfählen und dem lebendig den Geiern geben, von dem sie immer zu mir gesprochen, hatte mir, nachdem ich begnadigt war, alles — zumal auch die Verköstigung, — sehr wohl gefallen. Ich sagte ihm also, ich sei eigentlich mit Vorbedacht unter die Heiden gefallen, indem daß ich Aufseher und Wächter des Frauengemaches der Burg werden wolle. Denn dies war mir stets als ein nahrhafter und wenig kämpfereicher Posten geschildert worden. Auch waren zwei Haremswächter, die ich gesehen bei Gesandtschaften, ganz auffallend feist gewesen.

Aber da erfuhr ich, daß der Eintritt in dies Vertrauens-

amt gar nicht ohne weiteres jedermann freistehe, sondern... — kurz: sofort brach ich alle Verhandlung ab und ritt sehr rasch aus der Burg. Denn der Renegat meinte lachend, am Ende könnten mich die Heiden beim Wort nehmen und mich zum Wächter machen, ohne mich viel zu fragen, ob mir die Ceremonien dabei gefielen oder nicht. Ich eilte. —

Sie führten mich, auf der Herrin Befehl, zu der Vorhut der Christen. Es waren Ritter vom deutschen Hause; und bei ihnen traf ich auch den milden, den sangesfrohen Mann: Herrn Walther von der Vogelweide."

„Den segne Gott, — wie ihn die Vöglein segnen," rief das Trinelein.

Elftes Kapitel.

„Und mußte ihm all' meine Abenteuer erzählen. Und lachte der so hell... —" „Ja, es ist eine Freude, den lieben Herrn lachen zu hören: das Herz im Leibe muß einem dabei hüpfen," bekräftigte der Bauer. „Manche Jagd hab' ich mit dem Vogt und ihm begangen." „Und schenkte mir vor lauter Lust an meinen Geschichten, — zwar unter scharfer Anspornung zur Besserung des Wandels! — Fahrtgeld und Zehrgeld bis nach Schwabenland. Aber ich kehrte nicht heim, ohne eine Waffenthat wider die Heiden mitgestritten zu haben." „Hoho! Davon erzähle!" mahnte Hezilo. „Als Helden möcht' ich den Böppele sehen."—„Vielleicht nachher. Nun höret erst das andere! Zu Sestris bei Genua — ich wollte doch nachsehen! — saß richtig Frau Zahme, meine liebe Frau, und wartete auf mich, die Wirtschaft dort in einer Schenke führend, in der ich mich auch einmal — kürzere Zeit — zufällig aufgehalten hatte. Ein gemeinschaftlicher

Freund von uns, der Herr vom Hohenbühl, hatte ihr mit eigenem Mund — wie er es mir versprochen: fast noch, bevor ich ihn darum gebeten, der treue Mann! — ausgerichtet, dort werde sie mich am sichersten erreichen. Und sie erreichte mich." — „Nun, Böppele," forschte Iffo, „ihr seid aber beide nicht in Welschland geblieben? Ihr wirtschaftet schon lange wieder daheim. Und wie hauset ihr denn nun zusammen? Eure Weinknechte, die früher hier Most aufkauften, erzählten ehedem oft, sie sei ein wenig scharf, — die Frau Zanke." Da aber schlug der Schwabe mit der Faust dröhnend auf den Tisch, daß die Becher hüpften und sprach: „Frau Zanke ist tot und begraben! Und wer meine sanfte Hausehre anders nennt, als Frau Zahme, — wie sie ahnungsvoll getauft ward, — der hat's mit mir zu thun. Denn denkt euch, — das ist des heiligen Sebastians Fügung, des Lob ich so häufig gepredigt, keines andern öfter! — sie ist wirklich eine gute gehorsame Frau geworden, weil sie gesehen hat, daß ich wahrhaftig ins gelobte Land gegangen war. Das hatte sie nämlich eine Zeitlang — mit Unrecht! — bezweifelt. — Und Sehnsucht und Angst hatte sie ausgestanden um mich. Und das Gewissen sagte ihr doch, daß ich auch ein wenig deshalb, um leichter mit ihr in Frieden leben zu können, von Boblingen bis Genua und dann bis in die Wüste gewandert sei. Und kurz: jetzt ist sie so sanft und lieblich wie ein Regenwurm. Und auf Mariä Lichtmeß lad' ich euch all' zur Taufe: — wir hoffen jetzt auf einen Erben. Herr Walther von der Vogelweide, den ich in Brixen traf, hat schon zugesagt, mir einen Gevatterschilling zu schicken." — „Herr Walther!" meinte Hezilo. „Wenn der doch her zu rufen wäre, zu der neu entbrennenden Fehde. Er und die Vögtin tauschten zwar nie viel Liebe. Aber ich zweifle nicht: seinem toten Freund zu Ehren würde er die Fragsburg schirmen helfen. Und

er ist zwar am besten hinter der Harfe, aber auch hinter dem Schild ein gar tüchtiger Mann." „Gewiß," beteuerte der Schwabe. „Ich hab's gesehn mit Augen. Aber ich meine, er wird schon aufgebrochen sein, nach seiner neuen Heimat." „Wie? Verläßt der liebe Herr nun für immer die Vogelweide dort an der Waidbruck?" fragte Katharina. „Jawohl! Er zieht in sein Lehen, das ihm der Kaiser gab. Es ist ihm so recht von Herzen zu gönnen. Denn das kleine Gütlein dort im Tannenwald reichte zwar, die Vögelein zu weiden, aber nicht einen ausgewachsenen Mann. Ihr wißt, es war früher Allod. Doch von den paar Hufen hätte niemand leben können. So hatten es schon seine Ahnen dem Herrn von Gufidaun aufgelassen gegen eine schmale Jahresrente und es als Precarie zurückempfangen mit der Belastung, sechs Falken jährlich abrichten zu lassen durch einen Falkenier für den Gufidauner." „Jawohl, drei Wanderfalken und drei isländische. Ich half manchmal dabei," bestätigte Hezilo, „seit ich Herrn Friedmuths Falkner geworden." „Aber auch die Vögelein im Walde hatte er davon zu ‚weiden': das will sagen: Futterplätze im Winter für sie zu bestellen. Auch mußte er einen großen, korbgeflochtenen Käfig stets gefüllt halten mit Galander, Lerche, Blutfink, Distelfink, Hänfling und Zeisig: all das zur Verfügung von des Gufidauners Lehnsherrn, des Bischofs von Brixen. Der verschenkt sie viel an Priester und an Nonnen, die ja nicht freien dürfen, die armen Narren, und dann sich in der Einsamkeit und Ödheit der liebeleeren Zelle gern so ein hüpfend, klingend Leben halten." „Und nun hat er gar vom Kaiser ein Reichslehn empfangen?" fragte Hezilo.

„Ja! Und was mich aber fast am meisten freut, an dieser ganzen Aventiure, das ist, daß Herr Walther das Lehen, um das er schon solange singt, nun endlich verdankt

— wem? Seinem Lied? Nein! — Seinem Schwert? Auch nicht! Sondern seiner Liebe zu den Vögelein, mit der ihn die Fürsten und die Ritter oft neckten und hänselten: und zumal neidische Sänger! Denn ach! Wenig Neidlose giebt es unter diesen! sagt Herr Walther.“ „Freilich! Das sind nur die wenigen, die selber was können: die haben Neides nicht Ursach’,“ meinte Hezilo. „Ich trug Herrn Walther niemals Neid.“ „Der Kaiser freilich nahm sich immer seiner an,“ fuhr der Böppele fort. „Weil er selber die Vöglein liebt,“ sprach Hezilo. — „Aber die Spötter nannten Herrn Walther wohl das arme Galanderlein, den mauserigen Zeisig, die Moosschnepf von der Waidbrücken, oder gar den einsamen Spatz vom Eisack. Nun, Herr Walther blieb ihnen die Widerrede nicht schuldig. Aber leise wurmte es ihn doch. Weil er nämlich das eine an dem Spott leider als wahr verspürte, daß er so arm war wie ein Zaunkönig im Winter. Da ward, bald nachdem ich bei der Vorhut der Christen wieder eingetroffen war, die nun der Freyberger befehligte, und wo ich die Ritter vom deutschen Hause und Herrn Walther gefunden, der Kaiser bei uns angesagt zu einer großen Jagd.“ „Was für Jagd?“ fragte Hezilo. „Falkenjagd! Denn der gewaltige Herr liebt das edle Federspiel und versteht es viel besser als sein eigener Großfalkenier. Und hat ein Buch darüber geschrieben, aus dem graubärtige Jäger lernen. Am Eingang der Wüste, hart unter dem heidnischen Felsennest ‚Jung-Areymeh‘, wie’s die Franken nannten, weil’s einem alten, vielgehaßten Areymeh ähnlich sah, liegt ein mooriger See, der zahllos Sumpfgevögel birgt, auch Purpurreiher. Und es war abermals Waffenstillstand geschlossen. Und die Fürsten tauschten wieder fürstliche Geschenke. Der Herr Kaiser sandte dem Emir von Damaskus Rosse, gegossenes Erzgerät, und Kleiderstoffe aus Lüttich, Friesland

und der Lombardie, ferner Falken seiner eigenen Zucht aus der prachtvollen Vogelweide zu Palermo, aber auch isländische und Sperber aus dem Samland." „Von jener Eisinsel weiß ich; aber Samland? Wo liegt das?" forschte Hezilo. „Ja, ich weiß auch nicht recht. Da, ganz weit hinten, gen Mitternacht und gen Aufgang! Im Land der wilden Pruzzen, wo die Welt aufhört, wo das Lebermeer stockt, das halb Eis, halb Sumpf, halb Wasser sein soll." „Im Pruzzenland?" sprach der Bauer, langsam, nachsinnend. „Da sind Heiden. Und Wölfe. Und sonst gar nichts. Als Wind und Sumpf und Schnee. Ein getaufter Häuptling, der von seinem Bischof nach Rom gesendet ward, hat's mir drüben auf der Fragsburg einmal erzählt. Dort ist alles aus."

„Ja: aber kostbare Falken und Sperber giebt's in jenen ureinsamen Waldsümpfen: die erhandeln Polaven und Wenden und verkaufen sie an die deutschen Handelsschiffe. Dafür erhielt der Herr Kaiser Spezereien aus India, Räucherwerk aus Arabia, Waffen aus Persia: weiter siebzehn Affen, einen Elefanten — ich sah ihn selbst! vielleicht war es der deine, Hezilo? Dann hatte ihm deine Pfeife im Magen weniger Harm gethan als in den Ohren: er war ganz frisch, als ob du ihm niemals was vorgeblasen hättest. Nun, der Herr der Burg, ein mächtiger Scheich, hatte den Kaiser mit den ersten fränkischen Fürsten eingeladen, die heidnischen Habichte zu erproben: die seien viel klüger und schärfer als Kaiser Friedrichs selbsterzogene samländische Sperber. Diese Berühmung konnte unser Herr nicht vertragen — das wußte jeder, der ihn kannte! — und eifrig sagte er zu. Am Tage vor seinem Eintreffen wandelten wir, Herr Walther und ich, aus unseren Zelten, den Wandervögeln nachzuspüren, ganz fremdartigen, die in dichten Scharen, mannigfaltig gemischt, rasteten, wohl von

der Meerfahrt müde, zwischen der Küste und unserm Lager. Das war so geschehen. Er sah mich müßig im Schatten meiner ehemaligen Kanzel liegen, rief mich an und sagte: ‚Böppele, geh mit! Du hast auch Freud' an den Vögelein, die des reichen Herrgotts Lieblingstierlein sind: denen nur hat er verstattet, näher als anderes Getier an seinen Himmelsthron empor zu schweben.‘ Sein Wohlgefallen fürs Leben hab' ich einmal dadurch, glaub' ich, gewonnen, daß ich ihm erzählte, wie ich, solang ich in Welschland bei Genua weilte, den verfluchten Vogelstellern überall die armen gefangenen Vögelein —, die Meisen, Drosseln, Grasmücken und die Rotkehlchen — diese hält Herr Walther wert vor allen! — aus Schling' und Netz nahm zu vielen Hunderten, und fliegen ließ in Freiheit und Fröhlichkeit. Denn, wenn man die Welschen loben mag in vielen Stücken: — das schreit zum Himmel gegen sie, daß sie die lieben Singvögel, wann sie hungrig über die hohen Jöcher geflogen sind und nun, wandermüde, niederfallen in das reiche Land, zu vielen Tausenden und Zehntausenden jährlich fangen und nicht pflegen, — sondern fressen, obwohl sie nur ein Schluck und ein Druck im Munde sind. Wir essen doch nur die größeren: aber die! Nicht Zaunkönig noch Goldhähnchen verschonen sie. Mich wundert lang, daß sie nicht auch die Bienen braten! Nie hab ich Herrn Walther so wild gesehen, als wie, da wir von dieser bestialitas redeten.“ „Was heißt das?“ fragte Katharina. „Nun — ist schwer verdeutschen —: etwa Viechheit. — Also, er will mir wohl, der frohe Herr, und so sagte er zu mir: ‚Geh mit, Böppele, trag mir Bogen und Köcher: und erzähle mir von deinen Schwänken.‘ Denn er hört sie gern; und weil er eben ein Mann ist, dem auch allerlei einfällt, frägt er nicht alle sieben Worte lang, ob es auch alles wahr ist, oder so in der Schrift steht? Wir gingen also

selbander, gegen die große Sammelherberge der Wandervögel zu. Auf einmal hören wir einen Geier kreischen, hoch über uns: — sind gar große häßliche Tiere, dort zu Lande, mit nacktem Hals. Wir schauen auf und sehen, wie der sausend einem mittelgroßen Vogel nachjagt, der freilich blitzschnell flüchtet, aber doch nicht entkommen kann. „Eine Taube ist's!" rief Herr Walther. „Wart, ich helf' dir, Ruckurulein!" riß mir den Bogen aus der Hand und legte den Pfeil auf. Es war die höchste Zeit: eben hatte der Stößer im Flug die Arme erhascht und wollte mit ihr auf und davon. Da schwirrte die Sehne und der Geier stürzte. Aber die Beute hatte er nicht losgelassen aus den Fängen. Wir sprangen zu und lösten die blutende Taube aus des Verendenden Gewaffen. ‚Ei sieh,' sprach da Herr Walther, der sie sorgfältig besah, um sie, wo's thunlich war, zu heilen." „Und ist doch auch wirklich geheilt worden?" fragte das Trinelein ängstlich. „Sag's ganz geschwind, ehe du weiter erzählst." — „Ja, du gutes Mädele! Dem Täubelein ist's dann noch gar gut ergangen! Der Kaiser hat befohlen, das geheilte in seinen großen Vogelgarten nach Palermo zu senden: dort soll's das kaiserliche Gnadenbrot essen. Denn das war keine Taube wie andere Tauben sind. — Herr Walther rief, wie er sie befreit hatte: ‚Schau, die Arme trug, unter dem Flügel festgebunden, einen ganz klein zusammengefalteten Pergamentstreifen! Sieh, er ist beschrieben.' ‚Ja, ja,' sagte ich, ‚die Heiden pflegen solcher Taubenpost. Was wohl darauf geschrieben steht? Ist wohl arabisch?' — Aber Herr Walther fuhr zusammen und erbleichte: ‚Lateinisch ist's! Und höllischer Verrat! O heilige Jungfrau! Unser Herr! Rasch zurück ins Lager!' Er eilte, ich folgte. Er verdeutschte mir: ‚Der Kaiser-Löwe geht richtig in die Falle. Ich sende sein Haupt, sowie der Vertraute das bedungene Gold bringt nach Jung-

Areymeh.' Herr Walther sprengte dem Kaiser entgegen und gab ihm das Blatt. Der verfärbte sich: nicht aus Furcht, aus Schmerz: ‚So verderben mir diese Pfaffen sogar die Heiden,' rief er, kehrte spornstreichs um in sein Lager und ließ — mit sicherem, wahrhaft löwenhaftem Griff — sofort verhaften Herrn Josselin Bras de Fer Roland de la Rolande. Das war nämlich der Vertreter der Templerherren bei unserem Heer. Sein Zelt durchsuchte man und fand Briefe, freilich in Geheimschrift: aber der Kaiser selbst und Herr Hermann von Salza fanden den Schlüssel zu den Zeichen. Und da ergab sich's denn: der Patriarch Gerold von Jerusalem, der Erzbischof von Cäsarea, ferner die beiden Stellvertreter, die der heilige Vater an des abgesetzten Kaisers Statt zu Anführern der syrischen und der kyprischen Ritter ernannt hatte, Herr Richard Filangieri und Herr Otto von Montbeillard, vor allem aber die Templer, hatten den Burgherrn von Areymeh gewonnen, den großen Ketzer und Gebannten: das heißt, den gerechten Richter, der die Frevel der über alle Christengedanken hinaus verwilderten Herren vom Tempel aufdeckte und bestrafte, in seine Burg zu locken und dort zu ermorden. Wir zogen nun mit starker Heeresmacht vor Areymeh. Die Krieger, denen der Kaiser selbst in zornigen Worten den Mordplan verkündet hatte, stürmten wie die Wütigen: das Nest ward erstiegen: Der Kaiser war der erste auf dem Wall: — zwei Wurflanzen zugleich flogen ihm entgegen. Die eine schlug er selbst zur Seite, die andere fing, just vor seinem Antlitz, mit treuem Schild Herr Julius von Freyberg, der ihm auf dem Fuß gefolgt war. — Unser Herr war sehr wild: zumal deshalb, weil er immer die Treue der Heiden der Tücke der Christen entgegenzuhalten liebte: ‚und jetzt, so schalt er, könnte einem die Wahl wehe thun zwischen Heiden, Pfaffen und Templern.' Herr Hermann

von Salza war der dritte, Herr Walther der vierte auf der Mauer. — — Ich kam etwas später." Hezilo lachte. „Da ist gar nichts zu lachen. Denn damals geschah es," fuhr der Schwabe fort, etwas langsamer, — „daß auch ich meinen Heiden fing. Noch dazu einen Mohren . . . —" „Wo hast du ihn?" fragte Hezilo ungläubig. „Zeig ihn her!" — „Ich wollte ihn Frau Zahme mitbringen, der ich ein Andenken an das gelobte Land versprochen hatte. Aber — er starb mir leider, bevor er ganz bis nach Boblingen kam." „Wo? Wie starb er?" forschte der Zweifelmütige: „Wie weit brachtest du ihn denn mit dir?"

„Nun, nicht recht weit. Die Wahrheit ist: er hatte meine Hände so fest gepackt, daß ich ihn nicht gleich binden konnte. Auch kam er mir — durch Hinterlist! — zuvor. Denn als ich eben auf den Mauerkranz gelange — ich sag' euch: auf so einer Sturmleiter ist's ein unbehaglicheres Steigen als im Brachmond in den Schwarzkirschen! — springt auf einmal hinter einer Turmecke etwas Schwarzes hervor, und packt mich: so bestimmt und so ganz ohne Bedenken, als ob es all' diese Jahre nur auf den Boppo von Boblingen gewartet hätte! Ich leugne nicht: ich erschrak anfangs, denn das Anspringende war ganz schwarz im Gesicht und fletschte die weißesten Zähne, die ich je gesehen, als ob es mich anbeißen wollte. Wir rangen nun und fielen beide und, Brust an Brust, — ich meistens oder doch recht oft oben: — rollten wir auf der breiten Mauerzinne hin und her; das sah ein Ritter aus Frankenland, ‚der rasche Roßbach' hieß er im Lager, und der erstach mir, zuspringend, mit dem Speere leider meinen Mohren, bevor ich ihn hatte so recht eigentlich anbinden können.

Nun: der Scheich ward gefangen: — die Briefe der Anstifter wurden gefunden: und Burg und Scheich und

Briefe und der mitgeführte Templer, Herr Roland de la Rolande, gingen in Einem Brand in Flammen auf. — Der Kaiser aber sprach vor versammelten Fürsten und Rittern: „Herrn Walther dank' ich 's Leben! Er hat, milden Sinnes, ein Täublein retten wollen und hat seinen Kaiser gerettet. Niemand spotte mehr des Vogelfreundes! Es ist ein Lehen frei geworden: wie gewöhnlich, durch Felonie: — der Felon ist, wie gewöhnlich, ein Pfaff: der Abt des Schottenklosters zu Würzburg am Main. Er hatte ein Reichslehen im Mittag vor der Stadt: da wächst gar edler Wein; der Hügel ist sanft geschwungen — einer Harfe gleich: der soll — ich kenn' ihn gut — fortan ‚die Harfe' heißen: und Herrn Walthers Harfe soll dort gar lieblich tönen, wann zur Sonnwendzeit der Duft der Rebenblust im schönen Thal von Würzburg wonnig durch die Nachtluft zieht: die Harfe zu Würzburg, sie sei Herrn Walthers Lehen.'

Da riefen alle Fürsten und Ritter lauten Beifall. Herr Walther aber neigte sich vor dem Herrn und sang in hellem Ton:

„Ich hab' mein Lehn erhalten! All' die Welt! Ich hab' mein Lehen!
Nun brauch' ich nicht mehr fürchten den Eisfrost an den Zehen,
Und nicht um kleine Gabe bei geiz'gen Fürsten flehen.
Der edle König milde, er lieh mir reiche Gabe:
Nun will ich froher singen als ich je gesungen habe!'

So ungefähr — auf einen halben Bauernschuh kommt's mir in der Dichtung nicht an! — nur noch viel schöner war es! Und Herr Walther erzählte dem Kaiser alle meine Leiden, Abenteuer und Gefahren, die ich bestanden, als ich damals sein Lager verlassen, so rasch, daß ich gar nicht mehr hatte Urlaub als Lagerpfaff erbitten können. Und der Kaiser lachte und verzieh mir, was er mir etwa zu verzeihen

haben mochte: — war nicht viel: ich hatte ihn nicht belogen, nur ihm meinen Kopf gewiesen: und der war wirklich geschoren! — Und er schenkte mir dazu soviel Geld, — weil ich doch auch dabei gewesen, als wir das Täubele mit dem Briefe fingen, und weil ich auf dem Walle den wilden Mohren bezwungen — daß ich im Lager so eine kleine hübsche Weinwirtschaft aufrichten konnte. Und gar viele, die ich früher in der Seelsorge gehabt, wurden jetzt meine besten Kunden: zumal der dicke Bayer aus der Holledau: da ich ihm jetzt das Trinken nicht mehr wehrte — hatte ja kein Recht mehr dazu! — vielmehr ihm dazu noch weidlich zusprach, liebte er mich weit mehr denn ehedem. Und der Bergamaske hat mir auch vergeben; und der hat mit einem Slavenen (der war sehr dumm!) getraut, — nun ratet einmal, wen? — keine andere als die Provençalin. Diese war fröhliche Witwe. Denn den Gascogner hatte der Herr Kaiser inzwischen leider hängen lassen müssen, weil er gar zu viel Geld ausgab, das er sich alles mit unablassendem Fleiße ganz selber und allein gefertigt hatte. So! Nun weiß ich aber wirklich nichts mehr zu erzählen."

Zwölftes Kapitel.

„Ja, von dir und deinen Fahrten! Aber," forschte der Bauer, „was ist denn nun bei all der Müh' des Kaisers und seines Heeres herausgekommen für die Christenheit? — Kam neulich ein Bettelmönch durch den Markt Meran, bettelte und predigte dabei und verfluchte den Kaiser: denn der habe Freundschaft mit dem Heidensultan geschlossen." — „Das ist wahr." — „Er sei sogar — ganz

im geheimen — selbst zu dem Abgott Mohammed übergetreten.“ „Das ist gelogen,“ riefen Hezilo und Böppele zusammen. „Wenn's im geheimen war, woher weiß es denn der Pfaff?“ fragte der Schwabe pfiffig. „Und,“ fuhr der Bauer fort, „die Franziskaner haben nicht nur auf den Kanzeln, sie haben auf der Landstraße, in den Herbergen, wo irgend nur ihnen die Gaffer zuhören mochten, den Herrn Kaiser so arg verlästert, als sei er schlimmer als mein böser Fuchshengst. Ich hab' es nicht viel geachtet. Aber ist es denn wirklich wahr, daß der Kaiser alles Recht der Christen im heiligen Lande schimpflich aufgegeben hat?“

„Das ist aber einmal so arg gelogen,“ rief Böppele giftig, „daß ich mich schäme, je Pfaffenkleid getragen zu haben.“ „Hat dir nicht viel geschadet, noch genützt,“ meinte Hezilo. — „Vielmehr ist unsere Kreuzfahrt mit Ruhm also zu Ende gegangen. Bald nachdem ich dem Kaiser die Heidenburg hatte stürmen helfen, kam der lang verhandelte Friede mit dem Sultan Kamil von Ägypten zu stande. Und dieser Friede ist eine wahre Victoria für die ganze Christenheit! So sagten mir Herr Hermann von Salza und Herr Walther und der Herr von Freyberg. Oder vielmehr: sie redeten darüber miteinander, während ich ihnen Wein zutrug; denn sie waren oft bei mir zu Gast im Lager. Nie vorher hat eine Kreuzfahrt mit den mächtigsten Heeren soviel erreicht wie unser kluger Kaiser durch seines Geistes Kraft allein: denn wir zählten nicht elftausend Helme in allem! Und diese zehntausendachthundert hatten ihm bis auf wenige den Gehorsam versagt, nachdem des Papstes Verbot verkündet war. Eine Zeit lang sah's aus, als verließen ihn alle, außer den Deutschen. Da aber hielt er eines Abends eine lange Zwiesprach mit Herrn Hermann, der ihm einen großen Brief geschrieben

hatte. Und am Morgen darauf verkündeten die Lagerherolde, der Herr Kaiser habe, dem Gebot des heiligen Vaters folgend, den Heerbefehl gehorsam abgegeben, aber nicht an die vom Papst ernannten zwei Stellvertreter, sondern an unsern Herrgott droben im Himmel: der sei doch noch mehr als der Papst und alle Stellvertreter des Papstes. Und richtig: von da ab erließ er alle Befehle nicht mehr im eigenen Namen, sondern im Namen Gottes, und der Christenheit: — und nun gehorchten wieder alle: die Templer scheinbar auch. Der Sultan aber erschrak, als der Kaiser nun gegen ihn aufzubrechen drohte, schloß Frieden und überließ dem Kaiser Jerusalem, Bethlehem, Nazareth, Rama und alles Land zwischen Jerusalem, Sidon, Tyrus und Akkon, das ganze alte Reich Jerusalem, wie es einst bestanden hatte, aber längst an die Heiden verloren war. Und nun zog der Kaiser alsbald feierlich ein in Jerusalem.

Da er immer noch gebannt war, wohnte er dem Gottesdienst nicht bei. Herr Hermann von Salza war's, der ihn mit weiser Rede hiervon abbrachte. Aber tags darauf nahm der Herr Kaiser die Krone des Königreichs Jerusalem, das er erst wieder geschaffen hatte, mit eigener Hand vom Altar und setzte sie sich feierlich aufs Haupt. Und der Hochmeister verlas vor allem Volk eine gar herrliche Verteidigung des Herrn Kaisers wider alle Angriffe des Papstes. Aber siehe da! Am folgenden Morgen erschien der Herr Erzbischof von Cäsarea und belegte gar lieblich im Namen des Patriarchen Gerold von Jerusalem ..." „Ja, hat man denn diese beiden Mordverräter nicht gestraft?" fragte Hezilo ganz zornig. „O nein! Denn sie gestanden, was sie nicht leugnen konnten: sie hätten den Kaiser auf jener Burg gefangen nehmen, nicht jedoch ihn morden lassen wollen. Ihn gefangen zu nehmen, — wenn sie nämlich konnten! — seien sie aber sogar verpflichtet,

da er mit dem heiligen Vater in offenem Kriegszustand lebe. Nun also, der von Cäsarea belegte das heilige Grab und alle heiligen Örter und die ganze Stadt mit dem Interdikt, verwarf den Frieden mit dem Sultan im Namen des Papstes, und erklärte, besser verbleibe das gelobte Land den Heiden als diesem Hohenstaufen. Sofort weigerten abermals die Templer den Gehorsam: ja sie schrieben dem Sultan von Ägypten, der Kaiser werde demnächst zur Taufstätte Christi an den Jordan wallfahren mit ganz geringer Schar: dort könne man ihn greifen oder töten. Der Sultan — er und der Kaiser halten fest am Vertrag — schickte das Schreiben dem Kaiser, auf daß er sich vor falschen Freunden hüte. Da gebot unser Herr, daß fortab kein Templer ohne kaiserliche Erlaubnis die heilige Stadt betreten oder verlassen dürfe, baute die Mauern von Jerusalem wieder auf, bestellte der Feste einen tapfern Marschalk und schiffte sich schleunig ein. Denn die Schlüsselhelden des Papstes richteten ihm einstweilen sein ganz apulisch Reich zu Schanden. Und ich war einer der allerersten an Bord: denn ich hatte genug an dem heiligen Land und übergenug. Und trug große Sehnsucht nach Frau Zahme und nach dem Lindenbaum im Hausgarten bei meinem Weinschank zu Boblingen."

„Heilige Jungfrau," seufzte das Mädchen, „wie schwer ist es doch für alle Christen, wenn Papst und Kaiser widereinander toben! Weißt du, wie ich mir helfe, Hezilo? Ich bete für alle beide." „Daran thust du recht," sagte dieser. „Aber bete ein Vaterunser mehr für den Papst." — „Warum? Hältst du's nicht eher mit dem Kaiser?" — „Ebendeswegen! Bete, daß der Herr den Papst erleuchte und zum Frieden neige sein hartes Herz."

„Ja, und was ein schlicht Gewissen ganz beruhigt," sprach der Bauer, „alle Bischöfe und Äbte hier im ganzen Bergland

geben dem Herrn Kaiser recht und dem Herrn Papst unrecht. Zumal auch unser Oberhirt, Herr Heinrich von Taufers. Seit der zu Brixen waltet, — 's ist noch nicht lang, — wehrt er den Bettelmönchen streng, die wider den Herrn Kaiser predigen wollen: er sperrt sie ein oder überweist sie dem Grafen Albert von Tirol, oder den Andechsern zu Eppan: die sind scharf kaiserlich." „Ja, die Bettelmönche!" zürnte der Schwabe. „Wie viele, viele Tausende haben die doch in den heiligen Krieg gehetzt, die meist besser zu Hause geblieben wären. Aber jetzt will's ihnen nicht mehr stark gelingen. Der rechte Hitzeifer für die Fahrt ins Morgenland, auch für die Gaben fürs heilige Grab ist den Leuten vergangen: zumal sie oft merken, in welch' unheilige Hände ihre Spenden gelangen. Einer — ein deutscher Ritter aus Frankenland, ein Herr von Aufseß — ist umgekehrt, just in Rom. Seine fromme Frau Mutter hatte das kostbarste Erbstück des Geschlechtes, einen goldenen Becher, dem Dominikaner gegeben, der gar so kläglich bettelte, zum Einschmelzen. Ungern sah's der heranreifende Sohn. Als er wehrfähig geworden, ruhte die Mutter nicht, bis er das Kreuz nahm. Der junge Ritter kommt nach Rom. Da hört er in einem Reb-Garten vor dem Thore, der dem Kardinal Castus von Albano gehört, Becherklang, Lautenspiel und kicherndes Lachen übermütiger Weiber. Neugierig guckt der junge Herr über die Steinwand. Da sieht er den Kardinal in einer Rosenlaube sitzen, inmitten von drei Hübschinnen: eine hockt auf des Hochwürd'gen Schos und trinkt ihm zu aus goldenem Becher. Mit einem Satz war der Deutsche über der Mauer, riß der Kreischenden den Erbbecher seiner Ahnen aus der Hand, stieß ihn dem Pfaffen in das rothe Gesicht und sprach: „Ich bin der Kurt von Aufseß! Und ich zieh' hinweg mit diesem Becher. Aber nicht nach Jerusalem, sondern heim, nach Frankenland.

Dort mag der heilige Vater mich und den Becher holen, wenn er will."

„Ich halte mich an meinen Bischof," sprach der Bauer ernsthaft. — „Und ich mich an Herrn Walther," rief der Böppele, „der hat ein Lied gemacht, das ... —"

„Jawohl," fiel Hezilo ein, „ich hab's auf den heißen Straßen im Morgenland und in Welschland gar oft von den deutschen Rittern und Reisigen singen hören. Von Joppe, wo ich die ersten, bis Mailand, wo ich die letzten Verse hörte." „Wie lautet's wohl?" fragte das Trinele. „Ich höre gar gern alles, was Herr Walther singt: — wenn ich's auch manchmal nicht verstehe, es klingt immer so fein." „Wurde bald viel gesungen, und abgeschrieben von den guten Pfaffen, von denen, die zum Kaiser stehen, und heißt also." Und der Böppele hob an:

„Herr Herzog, nein! Nie werd' ich eigen!
Was Fürstendienst und Hofesruhm!
Frei muß ich singen oder schweigen
Das Lied kennt nicht Vasallentum.

In meinem Herzen mahnt ein Klingen:
Freund Walther, bleib' dir selber gleich:
Laß andre Preis den Fürsten singen,
Du sing den Kaiser und das Reich!"

Und Hezilo fiel ein:

„Spart, Kardinal, die fromme Rede:
Die Treu' ist mir die frömm're Pflicht!
Des Staufers Fehd' ist meine Fehde,
Ich fürchte Papst und Hölle nicht.

Wer zagt, daß er des Himmels fehle,
Der beuge sich des Bannes Streich,
Mir ist nicht bang um meine Seele,
Steh' ich zum Kaiser und zum Reich."

„Das gefällt mir," sagte der Alte bedächtig.

„Das will ich hoffen," rief der Schwabe. „Jedoch — die ganze Zeit überleg' ich's — ich meine alleweil' —, ich sollte, — ich denke, — ich könnte doch auch das Meinige thun, Herrn Friedmuths Burg zu schützen. Er war zwar ziemlich unsanft gegen mich: er gab mir, da ich ihn zuletzt aufsuchte, gar raschen Abschied. — Aber um Herrn Walthers, seines Freundes willen . . . —" „Willst du vielleicht an unserer Seite fechten und wieder einen Heiden fangen?" lachte Hezilo. „Die bösen Vettern haben keine Mohren." „Nein — aber ich will doch sehen, ob ich nicht . . ., — doch still, ich muß mir's überlegen! Jetzt aber bin ich müde, sehr müde: — der Wein ist auch ausgetrunken: — so weise mir irgendwo eine Lagerstatt auf gutem Stroh, Hezilo! Ich geh' mit dir in deinen Außenhof hinüber. Heb' dich! Nimm Abschied von der Kleinen!" — Und er rückte das knie-kurze Wams zurecht, schnallte den Gürtel, den er gelockert hatte, fester, und griff nach dem spitzen Filzhut mit der breiten Krempe, den er auf den Boden geworfen hatte.

„So gehen wir," rief Hezilo aufspringend. „Zum erstenmal seit Jahren schlaf' ich wieder unter dem eignen Dach! — Gute Nacht, du viel Liebe! Gute Nacht, Vater." — Und er umarmte die Braut, drückte dem Bauer die Hand und führte den Gast in seinen Hof.

Die Kreuzfahrer.

Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Zweiter Band.

Drittes Buch.

Friedmuth.

Erstes Kapitel.

Noch war der Tag nach Peter und Paul, für den der Wiederanfang der Fehde angesagt war, nicht gekommen: und doch erfüllte schon wilder Kampflärm das linke Etschufer und tobte auf dem steilen und hohen Berghang, den die Fragsburg krönt.

Das war so ergangen.

Vier Tage vor Peter und Paul bereits hatte vorsorglich der Bauer vom Innerhofe zu Goyen sein Kind bei dem Thorwart hinter den sichern Mauern von Meran geborgen und war mit seinen beiden Knechten und den Kühen und Ziegen, wie Hezilo mit drei Grundzinsleuten und seinen etwas zahlreicheren Herdentieren in die Burg des Vogtes eingezogen, sie verteidigen zu helfen, und das Vieh, wie die wertvollste Habe, bestehend in ein paar Schmuck- und Gewand- und sehr wenigen Geldstücken, dort zu bergen. Am Tage darauf waren die sämtlichen von der Vögtin aufgebotenen wehrfähigen Hintersassen und Dienstpflichtigen aus allen Zubehördehufen der Fragsburg eingetroffen: — anhängliche Dankbarkeit gegen Friedmuth und Furcht vor Frau Wulfheids strenger Handhabung des

Hofrechts hatte sie alle herangezogen. Und am Abend des folgenden Tages, also zwei Tage vor Peter und Paul, hatte dieselben Oswin, der Sohn des alten Oswald', der nun an Stelle seines Vaters des Burgwarts Amt versah, in den Markt Meran geführt, wo sie in der Sankt Martins-Kapelle gebetet, die Messe gehört und — die es vermochten, — Gelübde an Wachs oder Linnen für die Kirche geleistet hatten. Es waren etwa zwanzig Männer; die Leute aus den beiden Höfen von Goyen waren nicht darunter: die hatten schon vorher, als sie Katharina in die Stadt gebracht, dort ihre Andacht verrichtet, und waren nun auf der Fragsburg geblieben. Nur unbewaffnet hatten die Männer den Markt und die Kirche — zu geistlichem Zweck — betreten dürfen.

Spät am Abend kehrten sie aus Meran nach der Burg zurück. Es dunkelte bereits, und fern im Westen zog ein Wetter auf, schon grollte leise der Donner. Der Weg zog sich auch damals nahe der Etsch entlang. — In kleinen Gruppen von drei, vier Mann, schlenderten sie einher. Da brachen plötzlich, ohne jeden kämpflichen Anruf, von rechts aus dem Schilfgebüsch der Flußsümpfe, von links aus dem dichten Buschwald, der den ganzen Berg bedeckte, Gewaffnete auf sie ein, wohl über dreißig. An Widerstand der Wehrlosen war nicht zu denken. Nur ein paar Leute entkamen aus dem Getümmel nach rückwärts und in die Thore des Marktes: — alle übrigen wurden gefangen, mit Stricken gebunden und in eine große Scheune gesperrt, die am Fuße des Berges erbaut war, das Schilf und das Heu der Fragsburgerin darin zu bergen. Während vier Gewaffnete vor der von außen fest versperrten Scheune die Gefangenen bewachten, eilten die übrigen so leise wie möglich den Berghang hinauf, auf welchem die Burg ragte. Wohlweislich war der Ort des Überfalles

so gewählt worden, daß von der Burg aus auch bei hellem Tage nichts davon wäre zu sehen gewesen: eine Einbuchtung des Weges zwischen zwei bewaldeten Vorsprüngen entzog die Stelle völlig dem Blicke des Türmers. Einiger Lärm war freilich nicht zu vermeiden gewesen: — die Überfallenen hatten zuerst laut vor Schrecken, dann um Hilfe, bald aber um Gnade geschrieen: — aber es war doch sehr hoch hinauf bis zur Fragsburg da droben.

Einstweilen war auf den Flügeln des Westwinds, vom Vintschgau her, das rasche, auch nur rasch-lebige Gewitter herangeflogen: die Wetterwolken verfinsterten plötzlich den Nachglanz der gesunkenen Sonne: der Wind sauste heulend durch die Buchen und Edelkastanien des Fragsburger Bühls und schlug klatschend deren Äste zusammen; heftige Donnerschläge in schneller Folge übertönten gewaltig die Menschenstimmen. So günstig das Wettergetöse für den Überfall war, sofern es der Burg wohl fast unmöglich machte, wahrzunehmen, was nahe dem Flusse geschah, — den Knechten der Angreifer gefiel es doch übel, daß ganz gleichzeitig mit ihrem Vorbrechen auch der Zorn des Himmels losbrach. Zwar sie selbst hatten nichts gelobt oder geschworen: aber sie wußten wohl — wenigstens manche von ihnen, — daß ihre beiden Führer diesen Handstreich thaten gegen eidlich gefestigten Vertrag. Wäre der Überfall mißglückt, sie hätten zuversichtlich das gleichzeitige Grollen des Donners als die Sprache des zürnenden Himmels verstanden. Da jedoch alles über Erwarten günstig ablief, beschwichtigten sich die aufgestörten Gewissen zunächst wieder. Und daß nicht etwa einer der Entsprungenen den Berg hinan sich retten und die Burg warnen könne, dafür war trefflich gesorgt: alle irgend gangbaren Stege waren von Wachen besetzt: und diese griffen alsbald Oswin, der es versuchte, auf halsbrechendem Felsen-

gezack emporzuklettern. So stiegen denn — auf zwei Wegen — die Angreifer schweigend, jedes Waffenklirren und andere Geräusch meidend, den damals noch ganz von Wald bedeckten Berg hinan. Ungefähr dreihundert Schritte vor der Burg begann die Waldblöße, die zum Zwecke der Verteidigung angelegt worden war, dem Feinde gedeckte Annäherung innerhalb des Schutzes der Bäume unmöglich zu machen. Hier trafen die beiden Haufen, jeder von etwa fünfzehn Mann, zusammen.

Es war jetzt ganz dunkel, obwohl das geschwinde Gewitter schon rasch das Etschthal abwärts gezogen war: nur zerrissen Gewölk sprühte hier und da noch Regen nieder, während im Westen der Himmel, schon wieder wolkenlos, einzelne Sterne zeigte. Der Aufstieg hatte geraume Zeit gedauert: denn die Reisigen schleppten schwer an Sturmleitern, Rammpfählen und allerlei Schanzzeug: die beiden Wege waren schmal und steil und während des regenschüttenden Gewitters in Gießbäche verwandelt. „Nun, Griffo, wie steht es?“ flüsterte der Führer der einen Schar. „Gleich drauf und dran!“ — „Noch ein wenig verschnaufen.“ — „Gut, zwei Vaterunser lang: fang an: — bet': — und dann los. Die Burgleute haben nichts gemerkt. Wir überrumpeln sie!“

Aber kaum hatte er ausgeredet, als auf der ihnen zugekehrten Seite der äußeren Umwallung eine Fackel sichtbar ward und gleich darauf ein lauter Hornstoß erscholl. „Waffenâ! Waffenâ! Burgleute! Hierher alle zuhauf!“ rief eine starke, tiefe und doch offenbar weibliche Stimme. „Der üble Waland soll sie verschlagen, Griffo! Es ist die Base selbst! Deine spröde Braut! Überall hat sie die spitze Nase.“ So raunte der ältere der beiden Führer, eine kraftgedrungene, stämmige Gestalt: er mochte etwa fünfzig Jahre zählen, die er aber so leicht trug wie die

schwere Ringrüstung. Man nannte ihn den Stier von Naturns, wohl nicht bloß um des stoßenden Stieres willen, den er im Wappen trug.

„Vielleicht gelingt es doch — mit List,“ erwiderte der andere, der schlanke, geschmeidige. Ganz in einen Mantel gehüllt, dessen Kapuze die Sturmhaube und zum Teil sein gelbbräunlich Antlitz, der welschen Mutter Erbteil, bedeckte, trat er etwas aus dem Walde hervor und sprach mit verstellter Stimme: „Aber, Frau Vögtin, ich bin's ja, der Hukbert vom Lenkhof! Kennt Ihr mich nicht? Laßt doch öffnen. Gleich hinter mir kommen die anderen aus dem Markt zurück.“ — „Du bist der Greifensteiner und ein ehrbrüchiger Schelm! Allzulange blieben mir meine Kirchgänger aus. Ich horchte vom Turm herab: mir war, ich hörte durch Donner und Sturm fernes Hilfeschreien. Wo sind meine Knechte?“ „Gut aufgehoben, Frau Base, wie die Mäuslein in der Falle,“ erwiderte nun Herr Rapoto, trotzig vortretend.

„Da Ihr uns nun doch erkannt habt,“ sprach Herr Griffo, den Mantel zurückschlagend, den Schild zum Zeichen friedlicher Zwiesprache gesenkt an den Fuß setzend, und sich darauf lehnend, „laßt uns als nächste Vettern gütlich ein.“ — „Ich schäme mich der Vetterschaft! So haltet ihr vertragenes Wort? Ihr habt geschworen!“ „Was haben wir geschworen?“ fragte der Naturner. „Die Herrin der Fragsburg nicht zu befehden vor Peter und Paul. Wohlan, seid Ihr die Herrin der Fragsburg? Beim Strahle, nein! Die Fragsburg hat keine Herrin: Herr Friedmuth ist tot. Euer Recht ist mit ihm gestorben: die Lehensfolger sind wir beide und wir sind unbeweibt: eine Herrin hat die Fragsburg erst wieder, wann Ihr mit Herrn Griffo Hochzeit macht.“ „So haben wir nicht die Fragsburgerin befehdet, wenn wir Euch befehden,“ fiel Herr Griffo ein,

„und unser Eidwort nicht gebrochen." „Macht's kurz, Frau Base. Eure Leute, welche die Burg verteidigen sollten, sind gefangen. Wir stehen hier mit mehr als dreißig Lanzen: Ihr habt keine zwanzig hinter Euch und könnt die Burg nicht halten." Unter diesen Reden waren die beiden Ritter allmählich immer näher gegen die Mauer vorgegangen, auf der jetzt bei dem Scheine von Fackeln einige Männer neben einer Frauengestalt sichtbar wurden.

„Zurück!" rief diese drohend und hob den Arm.

„Vor einem Weiberrock?" lachte Rapoto, „beim Hammer, nein!" und sprang, den Ovalschild zu Halse nehmend, vor: aber klirrend stürzte er rücklings um: mit solcher Wucht hatte ihn von der Mauer herab, durch Schildgestell und Waffenrock hindurch, an die Brust ein Wurfspeer getroffen, erst an der starken Ringkettenbrünne abprallend. Besorgt rannten ein paar Knechte hinzu und hoben ihn auf.

„Heia!" rief die Frauenstimme von der Mauer herab. „Das traf! So stärkte Gott den Arm des Weibes. Jetzt sollt ihr's erleben, wie Wulfheid von Fragsburg streitet für ihr Recht und für ihren Eheherrn!" Mit einem wilden Fluch hatte sich Herr Rapoto wieder fest auf die Füße gestellt: „Der Höllfürst fresse meine Seele," rief er, „zahl ich's dem Weib nicht heim. Diesmal nehm' ich das Nest, oder falle vor dem Thor. Drauf, Vetter Griffo! Beim Hammer und beim Strahl! Du über die Mauer, ich durch das Thor." Und jetzt hob er denn grimmig an, der Rennsturm auf die Burg.

Zweites Kapitel.

Wohl seit alter Zeit war die Krone dieses Berghanges befestigt gewesen. Bot die Lage auch nicht gerade das Günstigste für Burgenbau — einen nur von Einer Seite ersteigbaren Kegel, — so war doch der Aufstieg von der Etsch her, von Westen — denn die Etsch fließt hier beinahe gerade von Nord nach Süd — unmöglich: senkrecht fiel dort der Fels zu Thal und in den Felskern selbst war der Unterbau der Burg gehauen. Auch von Süden war die Schlucht nicht zu ersteigen, die der damals noch ganz ungebändigte Absturz des Sinachbachs in den Stein gegraben hatte. Freilich, im Nordosten vor der Burg lag ein geräumiger Platz: aber der steile Zugang zu diesem, der nur von Norden, von Meran, herführte, war leicht zu verteidigen. Steinkugeln schleudernde Geschütze, Sturmdächer und Sturmböcke konnte man den schmalen Burgsteig nicht heraufschaffen, wenn die Abwehrer oben ihre Schuldigkeit thaten. Denn dieser Weg, „die Burgstraße“, war so schmal, daß nur je ein Reiter Raum fand; an der Stelle, wo er, vom Thal aufsteigend, die Krone des Berges erreichte, sperrte ihn ein hölzern Querverhack — ein „hâmît“ — und auf der rechten, der schildlosen Seite, war er durch eine „Letze“, das heißt: durch spitze, hohe Palissaden seitwärts beherrscht. Der Burgbrunnen innerhalb des Hofes gewährte gutes Wasser, das die Belagerer nicht abzugraben vermochten in dem Felsengrund des Baues. Aber die Lage des Ortes war unbedeutend: — zu hoch oberhalb der Etsch und des Landweges längs des linken Ufers derselben, um die Wasser- oder die Wagenstraße sperren zu können. So erreichte die Befestigung niemals

die Ausdehnung auch nur einer „Mittelburg“: sie war immer nur ein Kleinbau gewesen, obzwar nicht von den geringfügigsten dieser Gattung. Es fehlten daher alle Verteidigungsmittel, welche die damalige Baukunst, nun schon bald anderthalb Jahrhunderte — seit dem ersten Kreuzzug — auch durch die weit überlegene des Orients geschult, für wichtige Burgen, für Festungsstädte anzuwenden gelernt hatte.

Eines „Bergfrieds“ oder „Donjons“ Stelle ersetzte hier nur sehr ungenügend der viereckige Turm, der sich in der Mitte des Hauptgebäudes gerade über dem „Burgthor“ zwei Stockwerke hoch erhob und dessen im Inneren des Hauses aufsteigende Holztreppe, war die Besatzung darüber hinaufgeflüchtet, von oben leicht aus zwei eisernen Haften gelöst und herabgeworfen werden konnte. Ein Graben vor der Mauer fehlte: er würde, in Ermangelung von Wasser, ihn zu füllen, nicht viel genützt haben.

Die Mauerkrone oben, die „Plateforme“, sprang, erheblich breiter als die Mauer, vor: mehrere schmale Freitreppen von Holz führten von der Innenseite des Hofes hinauf.

Die Front- oder Quermauer im Osten, von Nord nach Süd, parallel dem Hauptgebäude der Burg im Westen, enthielt in ihrer Mitte den einzigen Zugang zu dem gesamten Bau, — das starke „Mauerthor“. Gerade über diesem waren die zackigen breiten Zinnen nach außen weit überragend, auf vorstehenden Kragsteinen oder Konsolen — Mouch-Arabi, — gebaut, so daß die Verteidiger, hinter diesen Vorzinnen gedeckt, auch denjenigen Angreifer, der schon bis an das Thor gelangt war, mit senkrechtem Wurf treffen, oder aus Gießlöchern, „Pechnasen“, mit siedendem Wasser und Pech beschütten konnten.

Die beiden Längsmauern, die, von West nach Ost lau-

fend, im rechten Winkel auf das Hauptgebäude im Westen und auf die Quermauer im Osten stießen, waren an den beiden Ecken, wo sie die letztgenannte, die Quermauer mit dem Mauerthor, erreichten, je durch einen kleinen zweistöckigen Mauerturm abgeschlossen. Diese Türme, je einen halben Pfeilschuß von dem Mauerthor, verstärkten die Verteidigung der Quermauer und je einer Langmauer. In beide Türme führte, wie von dem Burghof, so auch von der Plateforme der Mauer aus je eine Pforte. Von diesen Türmen aus konnte man die gegen die Querfront Stürmenden von beiden Seiten bestreichen. Und war auch die Quermauer oder eine der Langmauern erstiegen, ja sogar der Hof von den Belagerern gewonnen, so konnten die Belagerten, in die beiden Türme geflüchtet, immer noch die Eingedrungenen auf der Mauer, ja im Hofe vom Rücken beschießen, wenn diese das dem Mauerthor gerade gegenüberliegende „Burgthor", das heißt den Eingang des Hauptgebäudes, und dessen Verteidiger angriffen.

Allerdings war die kleine Fragsburg mit all diesen Einrichtungen doch recht weit hinter den Fortschritten der Wehrkunst zurückgeblieben.

In die beiden Mauertürme, die nur ein, nicht zwei Stockwerke, das heißt Reihen von Schießscharten, zählten, hätten Fallbrücken führen müssen: und die in den Hof steigenden Treppen hätten nicht frei von der Mauer hinabgehen sollen, sondern innerhalb je eines Turmes, „des Wic-huses", Kampfhauses, angebracht sein müssen, so daß der Feind, ohne waglichen Sprung von der Mauer, erst dann in den Hof gelangen konnte, nachdem er mindestens einen der Türme erobert.

Doch waren die Steildächer beider Türme mit Bleiplatten gegen die sehr gefürchteten Brandpfeile gedeckt. Und das Erdgeschoß der Türme, das vor die Mauer ragte,

war halbrund, vorspringend, angelegt und aus den mächtigsten Porphyrquadern geschichtet.

Das Hauptgebäude, mit der Rückseite der Etsch zugewendet, mit der Stirnseite gegen Osten blickend, bestand in Wahrheit aus mehreren, im Laufe der Geschlechter allmählich aneinander geklebten, und, — da der schmale Raum wenig Ausbreitung verstattete, — übereinander getürmten Gebäuden.

Drittes Kapitel.

Herr Rapoto hatte recht: die Burg war immerhin so ausgedehnt, daß sie mit den wenigen Verteidigern gegen mehr als dreifache Überzahl nicht zu halten war. Denn außer den sieben Männern aus den Goyenerhöfen waren, neben einigen Mägden, nur noch drei Reisige in dem Schloß geblieben: die anderen waren mit den Kirchgängern gefangen. Die Nacht, die Dunkelheit begünstigte daher die Verteidigung, indem sie den Stürmenden die winzige Zahl der Helme auf den Zinnen verbarg.

„Ha sieh," hatte gleich bei Beginn des Angriffs der Greifensteiner seinen Genossen gefragt, „was geschieht da oberhalb des Thores, zwischen den Vorzinnen?" — „Einen Schild hängt man heraus." — „Und noch einen — schau, der Fackelschein fällt rot darauf: Herrn Friedmuths drei Sterne sind's — von Schänna her — und der rennende Wolf der Taufers von Fragsburg." — „Eia, das Weib entbietet uns zum Schildkampf! Wann Turm und Thor genommen, — noch hinter dem letzten Schild will sie sich wehren! — Nun — wir wollen ihr die Schilde schon abreißen, haben wir nur erst das Thor. Entwischen kann

sie nicht: — das Haus hat keine andre als diese Thür." — „Doch! Es soll ein Hehlthürlein in einen geheimen Erdgang führen. Aber es liegt nicht in Frau Wulfheids Art, den Kampf zu fliehen."

Und wahrlich, so schien es.

Die Burgfrau hatte sich selbst den Wehrbefehl vorbehalten. Nach ihren Weisungen gebot Hezilo den Männern und den Mägden, die ebenfalls mithelfen mußten, Kessel voll siedenden Wassers und Körbe mit Steinen auf die Mauerkrone tragen, auch wohl das dampfende Wasser aus den Kücheneimern auf die Angreifer herabschütten sollten. Die beiden Ritter hatten die Zahl der Verteidiger von Anfang überschätzt: und der heftige, erfolgreiche Widerstand, den sie fanden, bekräftigte sie in dem Irrtum, daß wohl über zwanzig Männer da oben kämpften. Diese Annahme hielt denn auch die Reisigen ab, so dreist ans Werk zu gehen, wie sie's bei richtiger Schätzung der Burgbesatzung gethan haben würden. In manchem regte sich nun auch wieder, bei stockendem Erfolge, das Gewissen: der Angriff, gegen die bei den Heiligen geschwornen Eide gewagt, schien von den Heiligen nicht begünstigt. So zog sich der Kampf von der späten Abendstunde, in der er begonnen, bis über die Mitternacht hinaus: — der Mond drang nicht völlig durch das ziehende Gewölk: — ja, bis fern im Ost das fahlgraue Dämmerlicht der Frühe, der ersten Morgenstunde heraufstieg.

Vergeblich hatten sich die beiden Führer stundenlang bemüht. Alle Sturmleitern, die Griffo im Osten und im Norden hatte anlegen lassen, waren immer wieder umgestürzt worden von der Mauer her. Oder die Hinaufkletternden waren durch heißes Wasser, durch schwere Steine, durch Speerwürfe und durch Schwert- und Beilhiebe abgewehrt worden: zwei Leute waren an Gesicht und

Hals verbrüht. Einer lag mit verstauchtem Fuß unter zertrümmerter Leiter. Herr Griffo, der einmal schon den Fuß auf die Mauerkrone gesetzt, war von Hezilo durch einen wuchtigen Schlag mit dem Morgenstern auf den zerspringenden Topfhelm von Mauer und Leiter hinabgeschlagen worden. Nur die geschuppte Sturmhaube, unter dem Helm, hatte den Schädel gerettet. Ebensowenig hatte der grimme Rapoto dem festgefügten, durch Eisenstangen vor und hinter dem dicken Eichenholz geschützten Burgthor anzuhaben vermocht. Einem seiner Reisigen ward mit der alten fürchterlichen Bauernwaffe, dem „Flegelkolben", dem mit Eisenstacheln gespickten Dreschflegel, von der Thorzinne herunter Holzschild und Schulter zerschlagen, schwer wund ward er zurückgetragen. Herrn Rapoto selbst hatten vor einem gleichen Schlage der sausenden Stachelwalze des Innerhofers nur die starken Schulterflügel, dicke Eisenplatten, die auf dem Schuppenpanzer lagen, geschützt.

Es ward nun hell: über sechs Stunden hatten sich die Angreifer ohne Erfolg gemüht. Die Verteidiger schienen allgegenwärtig: wo immer das Erklettern der Mauer versucht ward, da rief die mächtige Stimme der Burgfrau die Männer herbei. Von selbst, ohne Gebot oder Verstattung der beiden Führer, erlahmte nun der Ansturm; müde des fruchtlosen Ringens wichen ihre Leute außer Speerwurfsweite zurück: widerwillig thaten die beiden Ritter das Gleiche. „Dies Weib hat sieben Unholde im Leibe," grollte der Naturner, sich auf den Schaft des langen Schlachtbeils stützend. „Ich sah sie, — beim übeln Feind! — zugleich rechts und links vom Thor meine Leitern umwerfen," meinte der Greifensteiner, warf die Schuppenhaube in den Nacken und strich sich das schwarze, seidenweiche Haar hinter das Ohr. „Viermal hab' ich

Feuer an das Thor gelegt, und viermal hat sie selber mit heißen, dampfenden Wassergüssen gelöscht, — mit eigner Hand die Eimer herabschüttend: — ich erkannte sie im Glutschein der Flamme." — „Wissen möcht' ich nur, woher sie diese Menge von Knechten aufgetrieben hat? Zwanzig haben wir ihr abgefangen: — und ich schätzte, viel mehr habe sie nicht auf allen ihren Hufen. — Nun sind wohl nochmal zwanzig auf den Wällen! Sollte die Sparsame Söldner geworben haben?" — „Gleichviel! Wir müssen hinein. Gieb acht! Nun wird es hell! Man kann die Leute schärfer sehen. — Jetzt soll uns Bogen und Pfeil die Zinnen säubern. Zwölf Mann, die besten Bogenschützen, stellen sich nah, — nur außer Speerwurfsweite — von der Mauer: sie haben keine Bogenschützen, scheint es: ich merkte nichts von Pfeilen! —" — „Ich auch nicht." — „Seltsam genug, wenn wirklich so viele Helme da drinnen sind. Diese zwölf schießen unablässig auf die Verteidiger, indes wir stürmen. Siehst du! die Sonne steigt! Schon leuchtet's hell her übers Vöraner Joch. Nun werden wir sie bald zwingen."

Und wirklich ward's nun bittrer Ernst.

Mit lautem Staunensruf zählten Führer und Reisige, während die Sonne ihre ersten, rotgoldigen Strahlen auf die Burg warf, die geringe Zahl der Leute auf der Mauerkrone, die so lange dem Angriff getrotzt hatten. „Sie brauchen jeden Arm! Stehen doch vier Mägde neben der Vögtin! Jetzt zielt scharf, ihr Schützen!" „Aber nicht auf die Frau," mahnte Griffo. „Bah," gebot der Naturner, „man sieht's jetzt deutlich: sie trägt, wie ein Mann, Brünne, Helm und Schild, sie wirft Speere wie ein Mann: — sie mag sich nicht beklagen, nimmt Eibenbogen und Lindenpfeil sie für das, als was sie sich giebt. Nun — drauf!" Und abermals eilten die

beiden Ritter gegen die Mauer mit dem Rest der Leute, während die Schützen die Langbogen spannten: es waren nur zwei Armbrustbogen darunter: die waren aus dem gelobten Lande von Kreuzfahrern mitgebracht. Der Greifensteiner kletterte wieder als der Erste eine Sturmleiter links vom Thor hinan. Hezilo erwartete ihn mit hocherhobenem Arm, den Morgenstern zum Streich gezückt: nun schien die geschuppte Sturmhaube des Empordringenden erreichbar. Hezilo holte aus, aber mit lautem Schrei ließ er die Waffe fallen: ein Pfeil hatte seinen Schwertarm hart neben dem Schulterloch des ringgegitterten Brust- und Armgeflechts getroffen. Im Nu war der Ritter oben und rannte den Jüngling mit dem Schildstachel über den Haufen: der Innerhofer zog ihn nach rechts, — von der Burg aus — gegen den südlichen Mauerturm hin, aus dem Gefecht.

Im gleichen Augenblick fiel unten der eine Thorflügel krachend nach innen, nachgebend den erneuten Stößen des spitzen, eisenbeschlagenen „Sturmpfahls", den der Naturner und zwei Reisige wider die Mitte des Mauerthors rannten. Die Verteidiger hatten schon vorher das Holz, bedenklich splitternd, dröhnen gehört: mit wildem Siegesgeschrei sprangen Herr Rapoto und seine Leute jetzt in die klaffende Lücke des Thores.

Einmal noch wurden sie gehemmt.

„Hab' acht!" schrie der Naturner dem ersten Reisigen zu, der den Sturmbalken vorn gefaßt hatte. Denn aufblickend hatte der Ritter gesehen, wie Frau Wulfheid, einen mächtigen Porphyrblock hoch mit beiden Händen über ihr Haupt hebend, zielte. Die Warnung kam zu spät: der Mann stürzte: — keinen Laut gab er mehr, — mit zerschmettertem Helmdach und Schädel.

Zornig sprang der Ritter vor und warf den schweren

Balken gegen eines Knechtes Schild im Hof: der fiel nach hinten: drei, vier, — schon waren es fünf — Reisige drangen hinter dem Naturner durch das Thor. Der Greifensteiner mit zwei Knechten eilte bereits die schmale Walltreppe von der Mauer in den Hof herab. „Siego!“ rief Herr Rapoto. „Heilo!“ antwortete Herr Griffo. „Unser ist die Fragsburg!“ frohlockten beide.

Viertes Kapitel.

„Noch nicht!“ schallte es von der linken Seite der Umwallung herab: und emporblickend sahen die beiden gerade noch Frau Wulfheid in der Pforte des Mauerturmes verschwinden, der sich auf der Nordseite der Umwallung, von der Burg aus links vom Thor, erhob. Hezilo war mit seinen drei Knechten und mit dem Innerhofer in den Eckturm zur Rechten der Burg gewichen. Die Burgherrin hatte mit ihren drei Reisigen und zwei Mägden noch in den linken Turm flüchten können. Nur die beiden Knechte des Innerhofers und zwei Mägde waren auf der Mauer oder im Hof eingeholt und von der großen Übermacht gefangen worden, bevor sie sich hatten retten können. Sie wurden gebunden und, in einer Ecke des Hofes zusammengedrängt, von zwei Speerträgern bewacht, während die Ritter, verstärkt durch die zwölf Bogenschützen, die nun zu den Schwertern griffen, sogleich den Kampf fortsetzten. Rapoto begann, vom Hof aus mit Balkenstößen das Thor des Hauptgebäudes in gleicher Weise zu berennen, wie er das Mauerthor eingerannt hatte. Da der Mittelturm, zur Verteidigung des Thores bestimmt, nicht besetzt war,

konnte er das fast ganz ungefährdet betreiben: nur von rückwärts, aus den Scharten von Hezilos Mauerturm, flogen Wurfspeere und Steine. Dieser Turm, dessen schmale, auf die Mauerkrone mündende Pforte von starkem Eisen war, blieb unbestürmt: bloß zwei Reisige wurden vor demselben aufgestellt, einen etwaigen Ausfall sofort mit dem Waffenruf oder mit dem Hifthorn zu melden. Dagegen donnerte des Greifensteiners Axt gewaltig gegen die Holzthüre, die, ebenfalls von der Mauerkrone aus, zu Frau Wulfheids Eckturm zur Linken des Thores führte. Bald flogen Splitter und Späne: und schon griffen zwei, drei der geschweiften Beile durch die eingehauene Spalte, das Holzwerk von innen zu packen und nach außen zu reißen: schon scholl wildes Lachen und Siegesgeschrei von den Knechten.

Da flog mit jähem Stoß die zertrümmerte Schmalthüre nach außen auf, Herrn Griffo, der daran arbeitete, unsanft zurückschleudernd: und in der Öffnung erschien eine hochragende, hagere Gestalt, so grimmig drohend, daß die Angreifer, wie gebannt durch den Anblick, innehielten und verstummten.

Frau Wulfheid war's. Das lange, gelbe, von einem leisen Rot durchfunkelte Haar war losgegangen und flutete aus der Sturmhaube, die Herrn Friedmuths Helmzeichen, drei goldene Sterne auf blauem Grunde, trug, auf ihre breiten, in eine Schuppenbrünne gehüllten Schultern. Der weiße Wollrock war vom Feuer Herrn Rapotos an mehr als einer Stelle des Saumes angesengt. Von ihrer einen Wange sickerte das Blut aus der Wunde, die ihr ein Streifpfeil gerissen. Die Linke stützte sich auf Herrn Wulfgangs, ihres Vaters, längstes Schwert, das bis zum Griff in einen ihr bis an die Brust reichenden Haufen von Werg, Flachs und Stroh gestoßen war. Aber drohend hielt die

Rechte eine brennende Pechfackel empor. Die Züge, allzu scharf, zu starkknochig und zu derb, um, an einem Weibe, schön zu sein, waren in diesem Augenblick der Prosa ihres gewöhnlichen Ausdrucks durch eine nicht unedle Leidenschaft entrückt und das hellgraue Auge, das, tief unter buschigen, selbst für einen Mann allzustarken Brauen, geborgen, sonst in seiner rechthaberischen Härte des Reizes darbte, warf jetzt, von wildem Mut und von gerechtem Zorne verschönt, leuchtende Blitze auf die staunenden Männer.

„Zurück," rief sie, „meineidige Räuber! Oder — bei Herrn Friedmuths Treu' und Ehre! — ich stoße meine Fackel in dies Werg und Stroh: und einen Brandschutthaufen, nicht eine Burg, sollt ihr erobert haben." „Um Gott, Frau Base, haltet ein," rief Griffo erschrocken. „Ihr zuerst würdet verbrennen." — „Das will ich, so wahr der gerechte Herrgott im Himmel mein Recht beschützt! Nicht einen Stein von meines Eheherrn Gut sollt ihr haben, solang ich atme." „Was giebt's da droben?" rief Herr Rapoto, einhaltend mit seiner Stoßarbeit am Thor, sich wendend und hinaufblickend. „Ah, die Base selbst! — Greif sie doch, Griffo! Nicht lange verhandelt! Spring hinein! Du zögerst? Warte, so will ich dir's zeigen, wie man trotzige Weiber zwingt." Und er ließ den Rennbalken fallen, blies in seinen brandroten Bart, riß das Schlachtbeil aus dem Wehrgurt und eilte von dem Burgthor hinweg, auf die Mauer zu, um die schmale, leiterähnliche Treppe zu ersteigen, die zu deren Plateforme führte.

Aber er kam nicht weit.

Die zwei Reisigen, die, vor dem Turme Hezilos aufgestellt, nichts zu thun hatten, als weitaus umherzuschauen, sprangen plötzlich mit lautem Schreckensschrei jene Treppe herab in den Hof. „Flieht!" rief der eine. „Flieht! Herr Friedmuth kommt!" „Die Toten stehen auf," schrie

der zweite, „den Eidbruch zu rächen! Seht: — Herrn Friedmuths Geist! Er kommt — mit ihm ein Heer! Und unsere Gefangenen! Erbarmen! Gnade!“ Er warf die Lanze weg, fiel in die Kniee und streckte beide Hände flehend gegen das eingeschlagene Mauerthor aus. — Einen Augenblick nur hemmte Herr Rapoto seinen eiligen Schritt: er blieb stehn und blickte durch das weitklaffende Thor hinaus. „Beim Hammer und Strahl! Herrn Friedmuths Gespenst! So scheint's! Ist er aber kein Geist, — so soll er's hurtig werden!“ Bei diesen Worten stürmte er mit erhobener Streitaxt aus dem Thor.

Aus dem Walde, ihm entgegen, drangen wohl vierzig Helme: darunter die gefangen gewesenen Leute. Aber allen voran schritt, — in voller Waffenrüstung, den Helm mit den drei Sternen auf dem Haupte, das Visier aufgeschlagen, — der Schloßherr der Fragsburg. — „Treubrüchiger!“ rief er: und Rapoto erbleichte bei dem Klange der wohlbekannten Stimme. „Wehrloser Weiber Bedränger! Warte! —“ Grimm sprangen beide gegeneinander: aber gleich darauf, noch bevor sein Schlachtbeil niedergesaust war, stürzte der Naturner. Herr Friedmuth hatte seinen ganzen Zorn in einem Schwertstreich entladen, der dem Feinde den hohen Kegelhelm, die Schuppenhaube darunter, dann die lederne Hirnhaube und endlich das Haupt bis in die Zähne spaltete.

Fünftes Kapitel.

„Vorwärts, Frau Wulfheid zum Entsatz!“ rief der Sieger und eilte in den Burghof. Seine Begleiter, — darunter ein Ritter mit geschlossenem Helm, Helmzier und

Schildzeichen mit der ledernen Mouve verhüllt, — folgten ihm nach.

Aber der Kampf war zu Ende.

Denn aus ihrem Turme waren Hezilo und der Innerhofer, den Herrn und seine starke Schar gewahrend, ausgebrochen und hatten die Bedränger des Nordturmes im Rücken gefaßt. Die meisten, — alle, die den nahenden Entsatz erschaut hatten, — warfen die Waffen weg und gaben sich gefangen. Dem Greifensteiner, der sich tapfer mit der Streitaxt wehrte, fiel Hezilo mit seiner heilen Linken in den Arm: der Ritter ward von der Überzahl bewältigt und gebunden.

All das war gleichzeitig mit Herrn Rapotos Fall geschehen.

Herr Friedmuth, jetzt im Burghof stehend, sah wie auf der Mauer so auch im Hofe den Kampf beendet, steckte das Schwert ein und gab kurz ein paar Befehle über Verwahrung der Gefangenen. Er gebot, die Schwerverwundeten zu pflegen — es war sein erstes Wort nach dem Sieg, — und Herrn Griffo in das Verließ des südlichen Mauerturms zu führen. Die unverwundeten Gefangenen wurden, getrennt von dem Ritter, in dem Kellergewölbe unter der Burg eingesperrt, die Leichtverwundeten, die gehen konnten, mit dem Befehl entlassen, Herrn Rapotos Leiche und den von Frau Wulfheid zerschmetterten Reisigen nach Naturn zu geleiten, zur Bestattung; — das waren die beiden einzigen Toten: die Belagerten hatten nur Verwundete.

Einstweilen war Frau Wulfheid auf die Mauerkrone hervorgetreten; sie hatte die Fackel weggeworfen und das Schwert eingesteckt. „Seht ihr's? Ich hatte recht, wie immer! Er lebt! Ich hab' es stets gesagt!“ rief sie, erhob beide Arme triumphierend gen Himmel und — blickte starr auf Herrn Friedmuth, der nun erst vom Hof aus die

Walltreppe hinaufstieg: gar langsam und sehr zögernd, so deuchte ihr. Ein Strahl warmer Freude, ja beinahe der Liebe war in den kalten herben Augen aufgelodert. Aber nun sofort wandelte sich deren Ausdruck: ihre Züge versteinten. Sie konnte nun deutlich sein Antlitz sehen: das war nicht froh der Heimkehr und des Sieges. Eine schwere, schwere Wolke tiefen Wehs, qualvollen Kummers lag auf seiner offenen Stirn. Ihn mit scharfem Blicke messend, zog sie die Hand, die sie ihm schon halb entgegengestreckt hatte, plötzlich argwöhnisch zurück: „Friedmuth!" hatte sie rufen wollen: aber sein Auge suchte sie nicht, — es mied sie eher.

„Fragsburger," sprach sie nun, heiseren Tones, und trat dräuend einen Schritt vor, „was ist mit dir? Was . . . —?" Er aber schüttelte ernst das Haupt — er schloß halb die Augen: — „Nicht hier. Nicht vor allen Ohren! Geh voraus, in die Burghalle! Dort erwarte mich! Ich komme gleich nach. Dort sollst du alles hören." Dem Ritter im geschlossenen Helm aber, der, vor der Mauertreppe stehend, zu ihm emporblickte, rief er zu: „In der Burghalle! Ihr kommt, wann ich rufe." Der Ritter ging aus dem Hof und schritt zurück nach dem Wald, unter dessen vordersten Bäumen nun auch mehrere Pferde: Streitrosse und Reiserosse, sichtbar wurden. Friedmuth wandte sich, die Mauertreppe hinuntereilend, Hezilo, dem Innerhofer und den andern, zur Fragsburg gehörigen Leuten zu, die ihn jubelnd umringten und begrüßten. An diesem dichten Ringe vorbei schritt Frau Wulfheid, mit finster drohendem Blick ihres Gatten alle überragende Gestalt messend.

Vor dem Thore des Hauptgebäudes angelangt, griff sie, vom Halse her, in ihr Schuppenhemd und zog daraus den mächtigen Thorschlüssel hervor. Sie drückte an der

Eisenplatte, die das Schlüsselloch bedeckte, steckte den Schlüssel hinein, schloß auf, stieß die Thür nach innen und schritt zögernd über die Schwelle, noch einmal das hoch erhobene Haupt wendend und mit herbem Mißtrauen auf Herrn Friedmuth zurückblickend.

Bald darauf schritt der Burgherr, nachdem er die dringendsten Anordnungen getroffen und im Erdgeschosse die Schutzwaffen abgelegt hatte, die Haustreppe hinauf und aus dem lichten Pfeilergang in die große Halle, die den größten Teil des ersten Stockwerks ausmachte. Überall, an den Wänden, auf dem Estrich, auf den an den Wänden sich hinziehenden Bänken, auf großen Truhen und langen Tischen waren Schutz- und Trutzwaffen jeder Art verstreut: — die Vögtin hatte hier die Mannschaften waffnen wollen für die erst in zwei Tagen erwartete Fehde. Als sie nun hier den Gemahl eintreten sah, mit dem gleichen Ausdruck tiefster Schwermut, die Augen auf den Boden gerichtet, furchte sie finster die dunkelbraunen, starken Brauen und trat, soweit es der Raum verstattete, von ihm zurück an einen der Waffentische, die geballte Linke darauf stützend, die Rechte in die Hüfte gestemmt. Sie hatte sich nicht Zeit genommen oder nicht Ruhe gefunden, die kriegerische Gewandung abzuthun: nur die Sturmhaube hatte sie klirrend zu den anderen Waffen auf den Eichentisch geworfen: — wirr und wild wogte jetzt das gelbe, ins rötliche schimmernde Haar in Strähnen, die vom Schweiße des Kampfes, auch vom Blut der Wangenwunde, zusammengeleimt waren, über Gesicht und Schultern. Sie war, bis der ungeduldig und unmutig Erwartete eintrat, unablässig im raschesten Schritt auf- und niedergegangen in der großen leeren Halle, manchmal stehenbleibend, den Kopf schüttelnd: — einmal laut auflachend: „Ha, gewiß! gewiß!" —

Aber nun stand sie mit eisiger Ruhe, ganz in sich zusammengefaßt, an dem Waffentisch und heftete die großen, runden, graublauen Augen starr auf das tief bewölkte Antlitz ihres Gatten, der nahe der Schwelle, fern von ihrer Seite des Gemaches, stehen blieb. —

Früher als er fand die Frau das Wort. „Vorerst,“ fragte sie mit kühlem Ton, — ziemlich leise, aber unheimlich verhalten sprechend, während ihre Stimme sonst herrisch laut erklang, — „vorerst das nächste. Wie kam es, daß du, daß Ihr . . . —“ Friedmuth sah rasch auf, senkte aber die Wimpern sofort wieder. „So gerade noch zu rechter Zeit kamt? Wie durch Gottes Engel herbeigetragen! Oder etwa“ — zweifelte sie mißtrauisch — „durch den übeln Waland der Lüfte, wie Herr Heinrich der Löwe durch die Lüfte aus dem Morgenland nach Braunschweig geführt ward? — Und woher die vielen Reisigen? Und wie, einem Wunder ähnlich, befreitet Ihr meine gefangenen Leute?“ Der Ritter war offenbar froh, von anderem schweigen zu dürfen und zunächst reden zu können von Dingen, die nur die Fragerin und die rechtzeitige Errettung betrafen. „In Regium gelandet, eilten wir — eilte ich — der Länge nach durch ganz Welschland nach Hause. Der große Kaiser — er ist mir sehr huldvoll gesinnt — hat mir, als er zu Anagni, wo ich auf ihn traf, meine Geschicke — das heißt: die im Morgenland! — erfahren, reiche, sehr reiche Gaben gespendet. Wir — ich wollte an deiner Gruft beten: denn Oswald hatte mir berichtet: aber davon gleich! In Trient stieß ich — zufällig auf Herrn Walther von der Vogelweide.“

„Ah,“ grollte sie, „vor mir hast du den Landfahrer, den Fiedler aufgesucht!“ — „Zufällig, sag' ich ja, war's. — Von ihm erfuhren wir,“ — er erbleichte, — „daß du lebest, — daß du vom Tod auferstanden!“ —

Er schwieg. Ein langer, bohrender Blick ruhte auf ihm.

„Bald darauf," fuhr er, nun rascher sprechend, fort, „kam ein Mann aus Schwaben, der auch im heiligen Land gewesen war, des Wegs — bei Bozen war's. — Er wollte Herrn Walther aufsuchen, ihn zu deiner Hilfe herbeizurufen: denn am Tage nach Peter und Paul, meldete er, drohe dir härteste Fehde durch die Vettern. Rasch entschlossen besendete Herr Walther seine nächsten Freunde: den von Säven, den von Gufidaun und den von Rubein, bat sie um ihre Reisigen und Knechte, um Waffen und Rosse. Ich warb mit des Kaisers mir geschenktem, reichem Gold und — mit arabischem Perlenschmuck" — er errötete und fuhr schnell fort, — „noch dazu ein Dutzend dienstloser Leute und kaufte Waffen, auch ein paar Rosse mehr. Und wir zogen nun die Etsch herauf, sicher, mehrere Tage vor Wiederbeginn der Fehde hier einzutreffen. Als wir aber heut', nachdem wir in aller Morgenfrühe von Vilpian aufgebrochen, an dem großen Etschweg gegen deine Thalscheune heranritten, fiel mir auf, daß ein paar gewaffnete Knechte, die in der Nähe hielten, entsprangen, da sie mein gewahrten. Und als ich nun langsam an der Scheune vorbeiritt, sah ich zwei andere Reisige hinter derselben wegschlüpfen. Zugleich schrie eine Stimme, hoch aus dem Giebelloch des Scheunendaches, flehend, dringend meinen Namen. Ich sah auf und erkannte Oswin, der uns zurief, sie seien, treulos überfallen und gefangen, hier eingesperrt: wir sollten eilen, sie zu befreien und die Burg wiederzunehmen, die gewiß einstweilen überrumpelt worden sei. Wir brachen ein paar Seitenbretter der Scheune los, befreiten die Gefangenen, teilten die Waffen mit ihnen, eilten den Berg herauf und — kamen gerade noch zu rechter Zeit."

Er schwieg: die lebhafte, fast freudige Bewegung, mit

welcher er diese Begebnisse erzählt hatte, wich wieder ganz von ihm: schwermutvoll sah er vor sich nieder.

Frau Wulfheid hatte ihm ein Wort des Dankes sagen wollen für die Rettung aus höchster Not. Aber nun konnte sie es nicht. Finstern, argwöhnischen Blickes maß sie das edelschöne, so tieftraurige Antlitz. „Ihr habt nur Eure Pflicht gethan," brachte sie rauhen Tones hervor, „und für Euch selbst, für Euren Vorteil gesorgt, da Ihr mein Haus zu retten eiltet. Eiltet! sag' ich," — sie lachte. „Spät, recht spät seid Ihr gekommen! Noch ein paar Augenblicke, und Ihr hättet Euer Ehegemahl tot — verbrannt — gefunden. Diesmal wär' ich nicht wieder ‚auferstanden', wie Ihr, wenig erfreut, vorhin das nanntet. Vielleicht, hättet Ihr es geahnt, — Ihr hättet unten am Berg noch kurze Frist verweilt." Herrn Friedmuth schoß das Blut in die Wangen in hellem Zorn: doch er bezwang sich und schwieg. Sie aber trat hastig einen halben Schritt näher und, das Haupt leise senkend und vorstreckend, forschte sie: „Längst ist der Kaiser, längst auch sind alle Ritter der Nachbarthäler zurück, die am Leben geblieben. — Der Bub' von Goyen drüben, der unnütze Liebling Eurer Gunst, kam noch früher wieder als Ihr: — Ihr seid der allerletzte! — Hezilo erzählte mir, er sah Euch fallen: — Ihr seiet wohl lange tot: — Ihr gältet im Heer als verschollen. — Ich weiß nicht, ob ihm zu glauben ist? Er hielt von jeher gegen mich zu Euch — wie von jeher: alle! — Warum kamt Ihr so spät zurück zu Eurem Weibe?" — „Weil ich gefangen war." „Wie der Goyener? Wart ihr beide," fragte sie lauernd, „beisammen in der Gefangenschaft?" — „Er wird wohl gesagt haben, daß wir nicht beisammen waren!" „Ha," lachte sie bitter, „gesagt hat er's wohl: — aber das konnte . . . — das kann ja so beredet sein." „Frau Wulfheid!" fuhr der Ritter auf.

Aber er beherrschte sich sofort wieder und fuhr in traurigem Tone fort: „Sobald ich frei ward, eilte ich hierher, — so rasch es anging.“ „Aus Sehnsucht nach — nach mir?“ fragte sie jetzt ängstlich, hastig, mit weicherem Klang, und ihr Auge ward feucht. — „Euch glaubt' ich ja tot.“ „Also!“ lachte sie bitter auf. „Also dem Besitz, dem Sach galt die Eile. Ja ja: man sieht es!“ fuhr sie herbe fort. „Fünf Jahre fast ist er fern, der Ehegemahl: endlich kommt er zurück — trifft sein Weib im heißesten Kampfe für sein Recht — und —“ sie schüttelte sich, lachend vor Zorn, — „noch nicht einen Händedruck — noch nicht . . . —“ Sie brach schroff ab. „Fragsburger, was soll das bedeuten?“

Sechstes Kapitel.

Da schlug er die schönen, offenen, blauen Augen mit dem warmen Blick, die er bisher gesenkt gehalten, auf, sah ihr fest ins Antlitz und sprach: „Das bedeutet: daß etwas zwischen uns steht.“ „Was? Wer!“ fragte sie und wankte gegen den Waffentisch zurück, sich daran haltend. „O, ich wußte es!“ knirschte sie, bevor er antworten konnte. — „Was? Meine unverschuldete Schuld. Ein Geschöpf, das mich vor grausamstem Qualentod gerettet hat.“ „Ein Mann?“ Sie bebte vor Grimm, als sie das höhnisch fragte. „Nein — ein Weib! — Meine mir anvermählte Ehefrau. Sobeide!“ rief er laut. Da trat aus dem Gang über die Schwelle durch den Vorhang, der den Eingang füllte, jener Ritter mit geschlossenem Helm, an der Hand ein tief verschleiert Weib in halb europäischer, halb morgenländischer Tracht.

„Ein Weib! — Dir vermählt? — Solang ich noch lebe?“ schrie Frau Wulfheid. „Haha!“ lachte sie gellend auf: und bevor die beiden Männer, die mehrere Schritte weit von ihr entfernt standen, sie hemmen mochten, hatte sie blitzschnell ein langes, scharf geschliffenes Jagdmesser, das ohne Scheide vor ihr auf dem Tische lag, beim Griffe gefaßt und sausend gegen das verhüllte Frauenhaupt geschleudert. Gerade bevor es das Antlitz erreichte, fing es der fremde Ritter in der mit ehernem Handschuh bewehrten Faust. Er schlug nun das Visier empor: „War scharf gezielt, Frau Wulfheid.“ „Herr Walther!“ rief die Wütende. „Ihr! — Ja, ich hätt' es erraten müssen. Aber nicht atmen soll die Heidendirne länger.“ Und sie wollte nach einer anderen Waffe greifen.

Jedoch Herr Friedmuth trat nun rasch zwischen den Waffentisch und die Rasende, die hochaufgerichtet, unverwandt, nur auf die Verschleierte blickte, — ihre Nüstern zuckten, ihre Unterlippe bebte. Sie strich langsam, langsam die langen, gelben, blutbefleckten Haarflechten von der linken Wange hinter das Ohr zurück: da überwältigte die Leidenschaft die Körperkraft der Frau. „Ich hab's voraus geahnt — all' diese Jahre! — Ja, schon am Tag der Hochzeit. Jetzt ist's gekommen — wie ich's stets gewußt.“

Mit diesen Worten, die sie halblaut, mehr zu sich als zu Friedmuth, sprach, ließ sie sich auf eine Truhe gleiten, die hinter ihr an der Wand der Halle vor einem Vorhang stand: sie hatte nun die Augen von der Verhaßten gelöst und kopfnickend vor sich hin gesehen. —

„Hört mich in Güte, Wulfheid,“ sprach jener, tief erschüttert, „meine volle Unschuld . . . —“ Da schnellte sie wieder empor, sie wollte aufspringen: aber die Füße versagten ihr. So blieb sie an die mit wallenden Decken

behangene Wand gelehnt; wild das Haupt in den Nacken werfend, schrie sie: „Hör' es, heiliger Herrgott da droben! Seine Unschuld! Und da drüben steht, — vor meinen Augen, — seine Buhle." Unwillig trat Herr Walther vor und rief: „Freund, laß mich dies Kind fortführen." „Sie bleibt," sprach Friedmuth. „Denn nichts, was unschön ist, mag an ihr haften. — Und nun muß alles, — unter uns dreien alles, — gesagt sein. — Unschuldig bin ich," fuhr er fort, „unschuldig ist Sobeide: ich schwör's bei allem, Frau Wulfheid, was Christenmenschen heilig. — Hört mich an." —

Herr Walther drückte die Tiefverschleierte sanft auf eine der Bänke nieder, welche die Halle umgaben. Hier saß die schlanke, schmale, noch kindliche Gestalt unbeweglich, nur manchmal leis erzitternd, wann Herr Friedmuth von den Gefahren sprach, die ihn bedroht hatten. Neben ihr blieb der Sänger stehen, auf den Griff des langen Schwertes, das er, gelöst aus dem Wehrgehäng, in der Scheide trug, gestützt: gar wachsam: denn nur um eines Fingers Breite hatte er soeben den sichern Tod abgewehrt von diesem jungen Haupte.

„Daß der alte Oswald Euch aufgebahrt liegen gesehen und Euch für tot verlassen, wißt Ihr selbst. Er brachte mir die Nachricht Eures Todes in die Wüste." „Wo ist Oswald," fragte sie mißtrauisch. — „Tot."

„Das ist bequem," lachte sie.

„Frau Wulfheid," fiel Herr Walther ein: „ich hab' ihn selbst begraben helfen. Er kam zum Herrn von Salza und zu mir, Friedmuths Verschwinden, seinen Tod wohl, zu melden. Er erkrankte am Fieber und starb in unsern Zelten: ich habe den Sand der Wüste mit dieser Hand auf seine Grube gestreut." „Und keiner der vielen Boten," grübelte die Argwöhnische weiter, „die ich

ihm nachgesandt mit der Nachricht meiner Genesung, hatte ihn eingeholt?"

„Ja, sind sie denn nicht mit der Meldung wieder zurückgekehrt, daß sie ihn nicht gefunden?" — „Bis auf einen. Der kam nicht wieder. Der könnte doch, mit oder ohne Oswald, bis zu dir — bis zu Euch gedrungen sein, mit der Nachricht, daß ich lebe." — „Hezilo wird bezeugen, was Oswald mir gemeldet." „Es ist wahr," raunte die Ungläubige mit sich selber. „Er hat es so berichtet, bevor er wissen konnte, daß sein Herr wiederkehre. Aber doch . . . —" „Glaubt Ihr Herrn Hermann von Salza?" fragte Walther, „glaubt Ihr mir?" — „Dem Salza? Er ist mein Feind — wie alle seine Freunde! Doch — ja: ich glaub' ihm. — Auch Euch glaub' ich: — viele Fehler habt Ihr, Eurem müßiggängerischen Berufe nach, — aber Ihr lügt nur, wann Ihr dichtet." — „Wohlan: ich eide, daß der alte Oswald Herrn Hermann und mir Euren Tod berichtet hat, und wie Friedmuth ganz erschüttert davon gewesen sei."

„Ist's wahr?" fragte sie, und ihre Stimme bebte leise. Aber Walther fuhr fort: „Herr Hermann wollte in den nächsten Tagen auf dem Wege nach dem Norden hier einsprechen: er hat ein Geschäft mit dem Burggrafen von Tirol. Ich traf ihn, ehe ich Friedel fand, in Roveredo, in dem dortigen Hause der deutschen Herren. Er erfuhr von mir, daß Ihr lebtet. Da sagte er: ‚Ich will Freund Friedmuths Witwe aufsuchen: sie soll erfahren, wie sehr ihr vermeinter Tod ihm nahe ging. Das wird ihr wohlthun und sie sänftigen.'"

Aber die Grimmige wollte von ihrem Grimm nicht lassen. Sie liebte diesen Zorn: er that ihr tödlich weh: aber es war ihr doch eine Art Wollust, ihren Argwohn, ihre jahrelang gegen eine unbestimmte Nebenbuhlerin ge-

pflegte Eifersucht nun so voll gerechtfertigt zu sehen. Trotzig wandte sie sich gegen Friedmuth: „Wohl, ich will es glauben. Ihr wähntet mich tot. Schon das zeigt, — wie anders Ihr, wie anders ich unsern Ehebund erfaßt: Ihr glaubt sofort, was Euch ein alter Schwachkopf vorredet.“ — „Aber Wulfheid! Er sah Euch auf der Bahre.“ — „Ich aber: — obwohl alle, alle, nah und fern, Feind und Freund, mich verhöhnen, mich auslachen wegen meiner Herzenstreue, — obwohl mich die Vettern mit Fehde drängen unablässig, Jahr um Jahr, — obwohl ich jahrelang nichts mehr von Euch höre, — obwohl der Goyener schwört, er sah Euch stürzen und Heiden und Christen hätten um die Wette Euren Tod versichert: — ich bring' es nicht über dies thörichte, dumme, dies, wie der Sänger dort es schilt, so harte Herz, an Euren Tod zu glauben! — Ich beharre dabei: mein Friedmuth lebt — mein Friedmuth kehrt mir wieder! — Er aber! — Heute hört er meinen Tod, und morgen freit er, wohl Gott und alle Heiligen und seinen Christenglauben verleugnend, ein Heidenweib: — vermutlich ist sie jünger als die Tochter Herrn Wulfgangs und hat sanfte, verliebte Augen!“

Und mit grimmiger Neugier, voll tödlichen Neides, maß sie die feine, die rührende Gestalt in jenem weißen Schleier. „Aus eitel Sinnenrausch und Üppigkeit — am andern Tage schon,“ fuhr sie laut, fast schreiend, fort, „greift er nach der Sünde.“ „Mitnichten!“ sprach Herr Friedmuth, ruhig das Haupt schüttelnd. „Nun höret endlich. Beim Sturz in eine Fallgrube, — Hezilo hat Euch das erzählt? — blieb Falka tot: — ich fiel in mein eigen Schwert, das, aus der Scheide gefahren, die Spitze gegen mich reckte: tief war die Wunde! Hart unterhalb der Brünne, unter der letzten Rippe links, viele Zoll lang. Die Spitze, die abgebrochene, stak darin: ich litt recht lang

und — schwer." Leise bebte da der weiße Schleier des Turbans: das verhüllte Köpflein sank gegen den Busen herab. „Als ich wieder zu Gedanken kam, lag ich gefangen in Djibrin, dem Bergschloß des Emirs Emid, der mich gefangen genommen. Er hatte seinem eignen heilkundigen Arzt geboten, alle Kunst aufzuwenden, mein Leben zu erhalten." „Warum? Für wen?" fragte Frau Wulfheid funkelnden Auges. „Er glaubte," — Friedmuth stockte, — „er überschätzte sehr seinen Gefangnen." „Weil Friedmuths Wachsamkeit unser ganzes Lager vor den Heiden gerettet hatte," ergänzte Herr Walther mit einem Blick liebevollen Stolzes auf seinen Freund. — „So hielt er mich denn für weit wertvoller, als ich war: für einen Fürsten unter den ‚Franken', und hoffte, seinen von den Unsern gefangenen Bruder gegen mich ausgewechselt zu erhalten. Aber als der weise Ägypter meine Wunde sah, da — so ward mir später berichtet, — sprach er: ‚Es braucht ein kleines Wunder für den Arzt, ein größres für die Pflege. Wer soll ihn pflegen?' Da trat des Burgherrn Tochter vor: sie hatte mich, den Sterbenden, in den Burghof tragen, mich unter der Palme Schatten liegen sehen. Erbarmen mit dem Fremden, dem Gefangenen, rührte ihr junges Herz . . . —" Frau Wulfheid nickte grimmig und sprach leise vor sich hin: „Und schön war er auch, der Gefangene! Sehr schön!" „Sie pflegte mich viele Wochen, Monate —! Ich wußte lange, lange nichts, — als daß eine milde, weiche Hand mich labte, — als daß ein Auge, —" Er brach ab. „Endlich war ich genesen: ich erfuhr vom Arzte: nicht er, — sie habe mich gerettet. Ich dankte ihr: — wir schlossen Freundschaft." Da schlug Frau Wulfheid eine grelle Lache auf: „In welcher Sprache? Auf heidnisch oder auf deutsch? Ihr verstandet euch ja gar nicht. Ha, die Seelen hatten

wohl wenig zu thun mit dieser Freundschaft? —“ Aber ruhig fuhr der Erzähler fort: „Sobeidens Mutter war eine Abendländerin, eine Christin, eine Deutsche: Elisabeth, Tochter des Grafen von Wied, die der Emir auf ihres Vaters Pilgerfahrt gefangen und sich vermählt hatte. — Sobeide ward im Glauben des Vaters, aber von der Mutter in deren Sprache, deren Sitte auferzogen, bis sie durch den Tod dem Kind entrissen ward. — Ich mach' es kurz. Der Emir verließ die Burg mit einem Auftrag des obersten Sultans der Heiden an den Kaiser. An seiner Stelle übernahm den Befehl Scheich Dschabir: ein wilder Heide, voll von Haß gegen Christen und Abendländer. Ich fühlte, er hätte mich am liebsten beim ersten Anblick ermordet. Nur der strenge Befehl, mich gut zu halten, schützte mich. Aber in einer Nacht . . . —“

Sobeide bebte leise.

„In einer Nacht kam der Befehl des obersten Sultans, alle gefangenen Christen zu töten.“ Er hielt inne. Mit Spannung blickte Frau Wulfheid auf ihn. Herr Walther fiel ein: „Die Templer nämlich, diese ruchlosen, obzwar tapfern Frevler, hatten, vielleicht aus bloßer tempelritterlicher Gier, vielleicht aber auch, um den vom Kaiser gerade dem Abschluß nahe gebrachten Friedensvertrag zu zerreißen, — eine große Karawane der Heiden, welche mit Gold, mit edeln Rossen und zumal mit schönen Frauen von Bostra nach Jerusalem zog, mitten im Schutz der Waffenruhe mit niederträcht'gem Treubruch überfallen. Die Schätze, siebzig Kamele, wurden geraubt, zweihundert Männer, darunter des Sultans Lieblingssohn, Achmed, wurden erschlagen, die edeln Frauen und die Mädchen geraubt. — ‚Gieb‘, sagt ein Sprichwort im Morgenland, ‚ein schönes Weib lieber in des Teufels als in des Templers Gewalt!‘“ „Da befahl,“ fuhr Friedmuth

fort, „der Sultan blutige Vergeltung. Die Art der Tötung war nicht vorgeschrieben. Aber Dschabir — er hatte eine Tochter bei jener Karawane gehabt — gebot . . . —" „O schweige!" flüsterte Sobeide leise. Jedoch Friedmuth hatte sie nicht gehört und fuhr fort: „Er hatte befohlen, mich den Geiern zu geben."

Siebentes Kapitel.

„Was ist das?" fragte Frau Wulfheid gleichgültig, kurz. „Das will ich Euch gründlich sagen," ergänzte wieder Herr Walther. „Sie binden einen Menschen, nackt, im glühenden Wüstensand, mit Händen und Füßen an einen Balken, einen nassen Schwamm im Mund, damit er nicht allzu rasch verschmachtet, und lassen ihn liegen in tiefster Einsamkeit. Die Geier kommen angeflogen aus weitester Ferne. Sie wittern scharf: — sie rücken immer näher: — nur den Blick des Auges scheuen sie eine Zeitlang. Senken sich die müden Lider — hui! hauen die ersten beiden Schnabelhiebe die gefürchteten Augen aus, daß sie sich nie mehr aufthun und dann . . . —" „Haltet ein!" bat Sobeide.

„Und dann?" fragte Frau Wulfheid. „Dann ist er eben tot." — „O nein, wißbegierige Frau. Es währt oft viele Tage. Denn die Geier kämpfen untereinander um den leckern Fraß. Und dann kommen erst die langsameren Schakale." Frau Wulfheid biß die Unterlippe und runzelte die Stirn. Dann lachte sie laut: „Nun! Ihm ist nichts von alledem geschehen." — „Und daß ihm nichts geschah, das dankt er — das dankt hoffentlich auch Ihr

— nur diesem Kind: dieser Heldin von achtzehn Jahren." „Ja," fuhr Friedmuth fort, „der Befehl war gegeben, und mir verkündet. Umsonst hatte Sobeide auf den Knieen um Gnade für mich gefleht. Aus dem luftigen Gemach, in dem ich bisher geweilt, führte mich Dschabir selbst in einen Turmkeller tief unter dem Burgfelsen. Mancher der Burgleute hatte mich in diesen vielen Monaten liebgewonnen: Dschabir sah Mitleid, Unmut in ihren Zügen. Da sprach er: ‚Beim Barte des Propheten: wer es wagt, ihm zur Flucht zu verhelfen, oder seine Qualen in der Wüste abzukürzen, sei es, wer es sei, — und wär's mein eignes Kind, — wird lebendig verbrannt.' Er schloß die Eisenthüre hinter mir." — „Und das soll alles wahr sein? Und Ihr lebt doch?" — „Ich lebe doch! Weil dieses Mädchen . . . —" „Und merkt es wohl, Frau Wulfheid," fiel Walther ein, „ohne mit entfliehen zu wollen." „Sobeide schlich sich in der Nacht in das Schlafgemach des Scheich: sie nahm, zwischen seinem Dolch und seinem Krummschwert heraus, den Schlüssel meines Turmes. Sie glitt hinein zu mir, — sie führte mich an eine niedere Stelle der Mauer. Ihr Vater hatte ihr einst, da die Burg von den Templern belagert ward, eine seidene Strickleiter gegeben, sich, falls die Feinde eindrängen, hinabzulassen, in einer Schlucht des Schloßberges zu verbergen, und dann auf geheimen Felsenpfaden zu entrinnen. Sie schlang die Leiter um eine Zinnenzacke und ließ mich hinab. Aber nie hätte ich, in der Nacht, den bei Tag kaum sichtbaren senkrechten Schwindelsteig, die Felsen herab, gefunden. — Sie führte mich. — Wir liefen die ganze Nacht. Beim Morgengrauen kamen wir an einen Nebenfluß des Jordan. Eine morsche Fähre mit einem halbzerbrochenen Ruder lag im Schilf. ‚Steig ein,' rief sie, ‚und drüben: stets nach West, der eben aufgehenden

Sonne stets den Rücken wendend. Dort stehen die Christen. Fliehe rasch.' ‚Und du?' sprach ich, das Ruder fassend. ‚Du kannst doch nicht zurück ins Schloß!' ‚Nein,' sprach sie ruhig. ‚Was willst du thun?' fragte ich. ‚Hier warten, solang ich dich noch sehen kann.' — ‚Und dann?' — ‚Dann sterben. In diesem Ring ist Gift.' Da sprang ich aus dem Kahn zurück, faßte die sanft Widerstrebende, trug sie hinein und stieß ab. Sie sank betäubt auf den Boden des Nachens. Bald war ich drüben. Ich hob sie empor. Sie schlug die Augen auf: ‚Du liebst mich!' rief ich vor ihr knieend. Sie senkte das Köpflein: ‚Ich glaube: ja!' sprach sie."

„Elender," rief da die Fragsburgerin und sprang auf, „erspare mir die Schilderung eures Glückes — eurer Sünde! Und sie stahl den Schlüssel dem Schlummernden! Und sie verriet ihr Volk! Und sie ließ den Feind ihres Glaubens entwischen! Nein, sie lief ihm voran! Und ward seine Buhle, wissend, daß er einer andern gehört!" — „Nein. Ich hatte ihr längst deinen Tod geklagt. Und meine Buhle ward sie nicht in jener Wüsteneinsamkeit. Sondern meine Braut. Wir knieten nieder und wir schlossen ein Verlöbnis vor dem allgegenwärtigen Gott, daß nur der Tod uns solle scheiden."

„Oder ich!" drohte Frau Wulfheid finster und hob die geballte Rechte. — „Und nach vielen, recht vielen Leiden und Gefahren erreichten wir eine christliche Schar: wackre Hospitaliter waren es: o wie das weiße Kreuz auf ihren schwarzen Mänteln mir gleich dem Sterne der Errettung blinkte! Die nahmen uns, die Halbverschmachteten, auf und labten uns und liehen mir Geld zur Überfahrt. Und auf dem Schiffe ward Sobeide von dem Bischof Eberhard von Salzburg in unserem Glauben unterwiesen, getauft auf den Namen ‚D e m u t h' und gefirmt. Und in Anagni

traf ich auf den Kaiser, der — der mir sehr huldvoll ist — und erzählte ihm meine Geschicke und zeigte ihm — diese da.“ — Sein Auge strahlte vor Liebe: aber er faßte sich rasch. — „Sie gefiel ihm — gar sehr.“ „Glaub's von dem heimlichen Heiden! Dem Verfluchten! Dem Verbuhlten! Dem Freund der lüsternen Minnesänger!“ nickte die Burgfrau grimmig. „Er richtete selber unsere Hochzeit aus; der Patriarch von Aquileja traute uns. Der Kaiser vergab die Braut und beschenkte uns reich. Und nun zog ich mit meinem jungen Weibe, — mit Demuth,“ verbesserte er rasch, „über Florentia nach Verona, von da über Trient hierher. Bei Trient stießen wir auf Walther und erfuhren, daß — daß du lebest.“

Da ging ein tiefer, tiefer Seufzer aus von der verschleierten Gestalt, und sie wankte. Herr Walther sprang hinzu, und barg mitleidig ihr Haupt an seiner breiten Brust.

„Und — gesetzt, ich glaube das alles, — da hast du sie nicht von dir gestoßen, wie einen giftigen, eklen Wurm, der dich angekrochen hat im Schlafe? — Du wagst es, — du hast die schamlos freche Stirn der Sünde, — dies Geschöpf hierher, in meine Burg, an meinen Herd zu führen? Willst du vielleicht zwei Weiber haben? Hast du das ihren heidnischen Gesippen abgelernt? Oder soll ich etwa als Magd dem Püppchen die Schuhe anziehen und euch das Lager rüsten?“ Traurig schüttelte der Gescholtene das Haupt: „Nichts dergleichen! Wir wollen nur, nachdem dies schwere Geschick über unsere drei unschuldigen Häupter hereingebrochen ist, . . . —“ — „Du wagst es, mich mit euch, mit eurer Befleckung in Eine Reihe zu stellen?“ — „Wir wollen nun, alle drei, mit Wohlwollen und mit Güte des Herzens, so lange suchen, bis wir finden, was in diesem argen Widerstreit der Dinge zu thun ist.“ — „Was zu thun ist? Und du kannst zweifeln? Kannst schwanken

zwischen deinem rechtmäßigen Eheweib und dieser hergelaufenen, — nein: schlimmer! — mitgelaufenen Buhle? Hinaus mit ihr, aus meiner Burg! Laß sie zurückgehen, dahin, woher sie — von niemandem, auch von dir, wie du sagst, nicht gerufen, — kam." — „Zu den Heiden die Christin? Zu meinen Todfeinden meine Retterin? — Ihr droht der Feuertod!"

Aber Frau Wulfheid hörte den Einwurf gar nicht: sie hatte einen andern Gedanken aufgegriffen. „Allein auch, nachdem sie entschwunden, dahin, wohin sie gehört, — in Schmach und Dunkel und Todesstrafe, — mein Herz bleibt doch für immerdar vergiftet. Er hat, verwitwet, ein ander Weib gewählt! Ich, — bei Gottes Rache! — ich hätte nie! nie mehr nach seinem Tode mich vermählt." „Das glaub' ich Euch aufs Wort," sprach Herr Walther ernst. „Aber das kommt daher: Ihr, Ihr habt Friedmuth wirklich geliebt. — Das heißt, was Euere Gemütsart Liebe nennt und, — soviel oder wenig, so weich oder hart es nun 'mal ist, — an Liebe vermag: das habt Ihr ihm gegeben! Und — in dieser Euren Art — liebt Ihr ihn noch." — „Ich! Ihn noch lieben!? Ich hasse ihn! Nein, ich verachte den Verruchten." — „Er aber, — Friedmuth, — hat Euch nie geliebt." — „So hat er mir denn stets gelogen!" — „Ihr wißt recht gut: er kann gar nicht lügen." — „Ja, er konnte es nicht! — Er war so wacker, so aufrecht —! Er war mein Glanz und meine Liebe," — und jetzt klang die unschöne Stimme beinah schön, — „wenn ich auch nicht wie eine girrende Waldtaube davon plappern konnte: ja, er war meines Herzens Stolz und Freude. Jetzt aber, — wer solche Sünde that, — der lernt auch lügen. — Jedoch, eh' er schied, wann er mir da von Liebe sprach, da log er nicht." — „Gewiß nicht. Er wußte es nicht besser." — „Nun

aber hat er es wohl erst gelernt, was Liebe sei? O hätte doch dieser Schlange bei ihrer Geburt ein Fußtritt den Kopf zertreten." „Unholde Frau!" rief da der Sänger heftig. „Ohne ihre todesmutige Liebesthat wäre Euer Mann in den furchtbarsten Qualen viele Tage lang aufs elendeste verendet, — wär' Euch das lieber?" — „Ja, bei Gottes Zorn! viel, viel lieber!"

Beide Männer erbleichten, — das junge Weib schauerte zusammen.

„Laß dir nicht grauen, Demuth: 's ist nicht ihr Ernst," sprach Friedmuth entschuldigend. „Ah," fuhr sie auf, „ihr meint, ich sprach's im Unbedacht? So hört's nochmal in aller kalten Ruhe. Ich schwör's bei diesem Ringe, — meinem Ehering: lieber hätte ich ihn von Geiern und Wölfen der Wüste, Zoll für Zoll, langsam zerreißen gesehen, als einen Gedanken, einen Herzschlag von ihm, als mein Recht an ihm, einem andern Weibe gegönnt." „Schweiget, Frau Wulfheid!" mahnte Herr Walther. „Das ist nicht anzuhören!" Friedmuth trat schaudernd einen Schritt von ihr hinweg: „Sie raset," sprach er. „Nein, ich rase nicht. Ihr aber, ihr beiden Männer, ihr scheint ja ganz verzückt von dieser Heuchlerin! — Und," fuhr sie fort, „wozu die Mummerei? Weshalb, zuerst, blieb der Sänger im geschlossenen Helm — auch nach dem Kampfe?" „Ich weiß, wie wenig Gunst Ihr mir tragt," erwiderte dieser gutmütig. „Ich sagte Friedmuth: wir wollen die Frau nicht gleich schon durch meinen Anblick reizen, bevor . . . —" Die Burgfrau machte eine verächtliche Bewegung, trat in die Mitte der Halle und fuhr fort: „Und weshalb jener Schleier? Ah, sie scheut in ihrer Schmach den Blick der Rächerin!" „Nicht doch," sprach Friedmuth. „Aber wir — Walther riet es, — wir hofften — als ein letztes Mittel gegen Euren Grimm, — so furchtbar hab' ich ihn

freilich selber nicht geahnt und nun wird's wenig fruchten! — Wir meinten, wenn Ihr sie, der Ihr mein Leben dankt . . . —" — „Ich dank' ihr's nicht, nachdem 's besudelt ist." „Wenn Ihr dies Antlitz sähet, — glaubten wir, — es ist gar wundersam — es könnte Euch milder stimmen." Und er schritt rasch hinzu und schlug Sobeides Schleier zurück.

Da stieß Frau Wulfheid einen gellenden, gellenden, markdurchdringenden Schrei aus, fuhr mit beiden Händen in ihr Haar hinter den Schläfen, und taumelte ein paar Schritte zurück: „Zauber! Zauberei! Hilf, strenger Gott!"

Ängstlich wollte sich die tief Errötende wieder verhüllen. Aber Herr Walther wehrte ihr: „Seht, Frau Wulfheid," sprach er weich, „sogar Euch ergreift dies rührende . . . —" „Nein," fiel jene, sich wieder aufrichtend, ein, „sie rührt mich nicht! Aber nun sehe ich's: das ist Zauberei! Kein Weib auf Erden ist, — ohne schön zu sein, — so hold, so zum Mitleid verlockend, ohne Grund, — wider Recht. So herzgewinnend! Sogar mich wollte der Spuk beschleichen! Das ist der Hölle Werk! Sieht aus, wie ein Kind — ja Kinderaugen hat sie! — Und dieser sanfte Schmerz! Von Lust und Sinnenglut nichts: — ja, das ist Hexerei! Und Hexen —" schloß sie grimmig, frohlockend, — „Hexen muß man verbrennen!"

Da glitt das junge Geschöpf, das kaum vom Kinde zum Mädchen erblüht schien, — nicht einer Ehefrau wahrlich sah sie gleich — leis auf die Kniee nieder, kreuzte beide Arme auf der Brust und hauchte kaum vernehmbar: „O Herrin! Zürnet nicht so schwer! Ich habe nur Eine Schuld: daß ich ihn liebe. Ihn retten wollt' ich. Ich will sonst nichts. Ich habe nie auf ihn gehofft. Ich will gehen, wohin Ihr wollt. Am liebsten aber sterben." „Und sterben sollst du," erwiderte jene tonlos, langsam, drohend den Zeige-

finger der rechten Hand erhebend. „Die Hexe brennt. — Das ist das Recht im Lande. Und dein Buhle soll dich nicht davor beschützen!“ Da hob Friedmuth die Knieende sanft vom Boden auf: „Steh auf!“ sprach er, „kniee nicht vor ihr, Geliebte.“ „Ah, Rache Gottes, vor meinen Augen kost er sie!“ rief bei diesem Wort Herrn Wulfgangs Tochter, und abermals faßte sie ein nacktes Schwert und stürmte damit gegen die Feindin vor.

Aber Friedmuth hielt sie gleich auf: — fest griff er ihren Arm. Mit Unmut ließ sie die Waffe fallen.

„Genug,“ rief er, „und lang schon allzuviel! Erschöpft ist unerschöpflichste Geduld. — Ich bin dein Herr, Weib, und Herr dieser Burg, und ich befehle dir: — du gehst sofort in deine Kemenate oben im Söller. Gehorche! oder ich führe dich selbst! — Und du, Sobeide, trittst hier zur Linken in dies Gemach. So harret ihr beide — beide Frauen — bis mein Entschluß gefaßt. — Ich sehe vorher — ich schwör's bei meiner Ehre! — keine von euch wieder.“

Zögernd, trotzig, mit zurückgeworfenem Haupte schritt Frau Wulfheid zorngrimm aus dem Saal. — Sie gehorchte ungern. Aber in Herrn Friedmuths Blick lag etwas, das sie nie gesehen: — die fest entschlossene, ihr weit überlegene Hoheit des Schmerzes: — das brach ihren Widerstand. Sie ging. Drohend hob sie, die Schwelle überschreitend, die geballte Faust gegen die Araberin.

Diese sah es nicht. Nach einem langen, langen, tief wehevollen Blick auf Friedmuth glitt Sobeide, gesenkten Hauptes, in das nur durch einen Vorhang von der Halle getrennte Gemach. Herr Walther folgte ihr dahin, sie stützend: denn sie wankte.

Achtes Kapitel.

Es war ein kleines, gar feierlich ernstes Gelaß, das die beiden betraten: es hatte früher als Kapelle gedient, bis bei einem Umbau der Burg eine geräumigere Schloß- und Gruftkapelle im Erdgeschoß eingerichtet worden war.

Von jener ursprünglichen Bestimmung war aber noch manches übriggeblieben in dem engen Raum: Kreuze und allerlei einfache Symbole, in Stein gehauen an den Wänden, auch fromme Sprüche aus der Bibel oder aus weltlicher Dichtung, aufgemalt mit weißer und roter Schrift auf blau getünchten Kalkbewurf. — Ein Rundbogen mit ein paar rohgemeißelten Heiligen an dem Mittelsäulchen diente als Fenster, — Marienglas fehlte, ein dunkelroter Vorhang konnte vor die Öffnung gezogen werden.

In einer flachen Nische, die einst der Altar ausgefüllt hatte, stand ein niedrig Gestell mit einigen Kissen und Polstern, darüber lagen ein paar Decken gespreitet. An dem Fenster war ein Klappstuhl, in die Wand eingelassen, angebracht: der Blick über den Burgberg hinab, die Etsch aufwärts und abwärts war wunderschön.

Anmutvoll dankend löste sich die Fremde von Herrn Walthers Arm, der ihr den weiten lichtblauen Reisemantel von der Schulter nahm. Sie hob den Turban ab und den langen dichten Schleier, der darum gewunden war, und ließ sich unhörbar, — alle ihre Bewegungen waren so leicht, so klein, so leise, — auf das Lager niedergleiten, das schöne Haupt, nun ganz unverhüllt, zurücklehnend an die harte Steinwand, die großen Augen weit aufschlagend, und nach oben blickend, den Himmel suchend durch das schmale Fenster, aus welchem das Licht, ohne zu blenden, voll auf ihr Antlitz strömte.

Herr Walther setzte sich an dies Fenster auf den „Mauerstuhl“, ihr gegenüber und sah sie lange schweigend an.

„Sie ist wunderbar. Nein: sie ist selbst ein Wunder,“ sprach er leise zu sich selber. „Nicht gar so arg schön: Frau Gioconda, — wo mag sie jetzt wohl sein? — war ein viel schöner Weib. — Aber sie ist so rührend! — An Antlitz und Gestalt. Da möchte wohl Herr Wolfram singen: ‚Ihr wisset, wie Ameisen pflegen um die Mitte schmal zu sein? Noch schlanker ist dies Frauelein!‘ So jung und so unheilbar elend! So hold und so sterbenstraurig! So gut und so unrettbar! So kindlich: — und so todesmutig kühn in ihrer Liebe! Mädchenehre, Glaube, Vater, Vaterland, Volk, Leben: alles opfernd! Und nicht um des Geliebten Besitz: — das thäten viele! — nur um seine Rettung. — Wie eines Kindes, nochmal muß ich's denken, ist all' ihre Art! Diese kleinen Händchen, diese Gelenke, diese Füßlein in den Seidenschuhen, — daß diese sie nur tragen? — Und wie das dunkelbraune Haar, des Vaters Erbe, durchsonnet ist von einem wie verirrten hellen Strahl: 's ist wohl der Mutter lichteres Gelock. Und wie die weiße Haut der Abendländerin von einem Pfirsichduft leicht überflogen ist! Und wie das langgezogene, schmale Antlitz so ergreifend edel ist! Und solch ein feingeschnitten Näslein, — gebogen, doch wie zart! Und solche sanfte rote Lippen hab' ich nie gesehn! Und ihre Augen! — Ich sah einmal im Morgenland ein köstlich Tierlein — unserem Reh vergleichbar: — aber doch wieder nicht: nur wie einer, der's gar nicht versteht, die Nachtigall, so edelfein, dem guten, aber plumpen Hänfling vergleichen könnte. — Ein solches Tierlein — Gazella, mein' ich, nannten sie's — starb, vom Pfeile wund, in meinem Schos: — die Augen waren so groß, so rund, so durchsichtig braun, in einem leisen Blau, statt in Weiß, sanft

schwimmend: eine ganze Welt von stummer, vorwurfsvoller Trauer. Solche Augen hat das ‚kindjunge‘ Weib! — Geh, schäm’ dich, Walther! Schaust sie an, wie ein Träumer, der sie auf Goldgrund malen wollte, — und siehst nicht, welch’ hoffnungsloses Weh, welch abgrundtiefer Schmerz in diesen thränenleeren Augen liegt und redest ihr nicht tröstend zu! — Ei, Walther!“ schalt er sich.

„Mein armes Kind,“ begann er nun mit seinem weichsten Ton, — und herzgewinnend konnte diese Stimme tönen. „Frau Demuth,“ besserte er — „nein: laßt mich lieber Euch ‚Kind‘ nennen, — könnte ich doch Euer Vater, ja Euer Großvater fast sein! — Und Ihr seid ein Kind: aus goldener Sternenwelt herabgefallen, hilflos und vertrauensselig, in eine Welt, die hartes Erz und — Schlimmeres ist! — Mein liebes Kind!“ — Und er legte ein Bein über das andere und griff zutraulich, beschwichtend, nach ihrer schmalen, langfingerigen Hand. „Banget nicht, es droht Euch nicht Gefahr.“

„Ich bange nicht und traure nicht um mich! — Seht,“ sprach sie schlicht und sanft, „Herr Walther, ich habe nur drei Menschen wahrhaft gekannt. Und diese drei — hab’ ich lieb gehabt, so ganz von Herzen lieb: meine Mutter, — ihn — und Euch. Mein Vater war fast nie auf der Burg. Die Araber und das Gesinde, die mich umgaben, blieben mir immer innen im Herzen fremd, fern. Meine Mutter, — o, sie sprach soviel vom Land der Franken, — von ihrer deutschen Heimat! — Sie wußte gar viele Lieder der Minnesänger: auch eigene erfand sie und lehrte sie mich. Und ich behielt die Lieder rascher, fester, als alles, was ich sonst lernen sollte. Und oft dachte ich dazwischen eigene Gedanken und war ganz erstaunt, — ich schämte mich und errötete, — daß sie sich manchmal reimten. Und dann kam — er. Und das war alles: das war

mein ganzes Leben. — Aber als ich nun Euch fand, und sah, wie gut Ihr seid: auch gegen Fremde, Arme, zumal Kinder, und gegen alle Tiere, — und wie wir nun alle diese langen Tage zusammen waren, immer nur wir drei — und wie ich Euch erkannte in Worten und Werken: da ging mir etwas auf, was ich nicht gekannt: — Freundschaft und recht herzinnige Verehrung. Und ich konnte nach der Mutter und nach ihm auch Euch tief, tief in meine Seele nehmen; und so sage ich Euch wahrhaftig: ich traure nicht um mich!" „Ich weiß!" sprach er. „Denn an Euch selbst habt Ihr von je zuletzt gedacht, Kind Demuth! — Aber um eins möcht' ich bitten: glaubt mir: nicht alle deutschen Frauen sind — gleich der. Sonst müßt' ich eines meiner liebsten Lieder umdichten!"

„Ihr thut ihr schweres Unrecht! Sie ist im vollen Recht. Laßt sie es brauchen." „O wüßtet Ihr doch nur," — er sprang heftig auf, — „daß sie, — sobald nur Friedel will, — in vollstem Unrecht ist: wenn sich's um Recht und Unrecht wirklich handeln soll, wie's der Richter, der Schöffe und die Fürsprecher verstehen. Aber was hilft's, Euch das sagen! — Ihr müßte man's sagen. Und das hat er verboten!" schloß er grollend. „Es zieht sich, wie ein glühend Eisen, unablässig dieser Ring von Gedanken um mein Hirn: Friedmuth, — Wulfheid, — Demuth: von diesen drei Menschen kann einer nicht mehr leben! Das will sagen," — fuhr sie fort, sich langsam über die Stirne streichend: „diese drei können nicht zusammen das Licht der Sonne schauen. Da Er nun leben muß, — um jeden Preis! — solang' der Gott der Himmel es vergönnt — und da die strenge Frau in vollem Recht, . . . —"

„So wollt Ihr vielleicht sterben?" lächelte Walther. „Das wäre das Wahre! Nein, — nein! Ihr sollt mir

sein leben und Gott den Herrn erfreun, wann er auf Erden schaut. — Ist ihm zu gönnen, dem Milden: muß so viel Unholdes sehn! — Muß man denn gleich sterben?" „Ich gehe nicht ins Kloster," sprach sie ruhig. „Das ist lebendig begraben sein." — „Ihr — in ein Kloster? Die duftende Rose unter eine Grabplatte!" — „Es bleibt kein Ausweg. — Friedmuth, — Wulfheid, — Demuth: o der eherne Ring, der glühende Ring! — Weh, ich allein hab' alles Unglück über ihn gebracht." — „Ihr allein habt ihn gerettet."

„Ja. Aber als wir an jenem Flusse standen, — als er mich fragte: ‚Was willst du nun beginnen?' — da hätt' ich nicht sagen sollen: ‚Sterben!' — nein: es thun! — Lautlos, nachdem sein Kahn drüben angelandet, — unter das grüne hohe Schilf gleiten, — das war das Rechte! Und, o Gott der Christen und der Heiden! das ist meine Schuld. Denn wißt, edler Harfenschläger: — wie einem Priester, lieber als einem Priester, beicht' ich Euch: — ich hab's geahnt, — alles!" — „Wie? Ihr konntet doch nicht ahnen, sein Weib lebe?" — „Gewiß nicht! Aber als er mich so fragend ansah, mit seinen hellen Augen, — da zuckte es durch mein Haupt: ‚Folg' ihm nicht! Folg' ihm nicht in seine Heimat. Du bringst ihm Unheil dort — du taugst nicht dorthin — laß ihn allein entrinnen: — schweige und stirb!' — Ach! Das war das Wahre, Rechte, das von Gott Gewollte! — Ich schloß damals die Augen: aber ach! (Er hat's verschwiegen — verschweigen müssen, wie er vor ihr sprach): da sprang er auf mich zu: ‚Sobeide!' rief er. — Und da wußt' ich's — aus diesem Ruf erst lernte ich's: — er liebte mich! So sehr — so sehr! — Und da — leider! — that ich die Augen wieder auf und sah sein Auge — und statt zu fliehen — o Gott im Sternenhimmel! — ich konnt'

es nicht. Mir verging die Kraft — ich wankte — ich sank zu Boden. Und als ich erwachte, waren wir drüben: und er lag vor mir auf den Knieen und stammelte Worte süßen Entzückens, holder Verzückung: ‚O Minne,‘ rief er, ‚jetzt erkenn' ich dich!‘ und küßte mir Füße und Gürtel und Hände. Ach und ich war selig! Und ich folgte ihm. Und doch zuckte mir's auch später noch manchmal durch die Stirne: du bist sein Unheil! — Aber,“ und nun ward ihr Lächeln zauberschön, — „er schien — er war so glücklich! Ach so sehr! Er, der ernste Mann, der Held, er lachte, scherzte, spielte wie ein Kind, — er war so wunderhold in seinem Glück. Ich sah's: ich war dies Glück! — Und allmählich vergaß ich jenen jähen Schatten, der mich am Fluß umwölkt hatte, jenen ahnungstiefen Schrecken. Und da der große, der strahlende, der herrliche Kaiser... —“ — „Ja, Kaiser Friedrich! Ihm gleicht nichts auf Erden!“ — „Da der mir die Hand auf das Haupt legte und sprach: ‚Töchterlein, ich hatt' es anders mit ihm vor. Aber du, Heldenkönigin der Liebe, du hast ein heilig Recht auf ihn: nun soll der arme Mann, der all sein jung Leben nur Fron der Pflicht und Arbeitszwang gekostet hat, nun soll er die Minne lernen und das Glück:‘ da — ich gesteh's — da wich von mir der letzte Schatte: und ach, wie Kinder selig, lachend selig wurden wir. Aber eines Abends“ — sie erbleichte — „kam Friedmuth in Trient zurück von der Herberge, wo er Euch, edler Herr, getroffen. Ich erschrak, so war sein Antlitz verwandelt: denn er sah aus, wie wenn sein Herz zu Eis geworden. ‚Sie lebt‘, — sprach er, — ‚Wulfheid lebt! — Wir beide, Demuth, sind jetzt viel unerreichbarer geschieden, als wärst du auf dem Mond, ich auf der Erde: — es ist unmöglich! Es giebt keine Hilfe für uns in Reich und Kirche, nicht bei Kaiser, nicht bei Papst! Wir sind alle drei so elend, wie

nie Menschen waren!' Da weinte ich nicht. Denn er litt und ich mußte ihn trösten. Aber da kam der Schatte von des Flusses Rand wieder über mich, und ich sprach zu mir: du bist sein Fluch! Und alle Lebenshoffnung losch mir aus! — Deine Milde, deine kluge Güte hat in jenen Tagen an mir gethan, Freund Waltharius, was sonst kein Mensch an mir vermocht: sie richtete mich wieder auf! — Ich war auf jedes Maß von Elend gefaßt: nun aber doch, als ich sie sah, dies mitleidlose, graue Auge sah, und diese Stimme hörte, die, ach sanfter Gott! aus einem Grab zu kommen schien, — da krallte mir das alte Weh das Herz zusammen und ich sprach abermals zu mir: du bist sein Fluch, Sobeide."

„Armes Kind! Es ist kein Wunder, daß Euch Wahngedanken verwirren. Ihr sein Fluch? Sein Segen seid Ihr und sein einziges, sein erstes Glück. Wahr sprach der Kaiser! Und was Menschenwitz und guter Wille vermag, ihm sein Glück zu erhalten, — das soll geschehen. Wir müssen suchen!" — „Hier ist nichts zu finden! O wie hab' ich, seit ich das Schreckliche erfuhr, mein armes Gehirn zermartert! Es giebt keinen Ausweg! Helfen könnt Ihr nicht, Freund Waltharius! Aber Eines könnt Ihr wunderbar: schon in diesen Tagen — wann nichts mich tröstete und ihn, — dann grifft Ihr wohl zur Harfe und sangt oder auch, vom Roß herunter, spracht Ihr uns ein Lied. Meine Seele ist so durstig des Schönen. O sprecht mir eines Eurer Lieder vor: — so ein trauriges: — das thut dem wunden Herzen wohl."

Neuntes Kapitel.

„Gern, Liebtraute. — Wohl, wohl: ein trauriges! Aber doch nicht so traurig, daß man verzweifeln müßte. Nicht ein schriller Ton, der am Schlusse die Saiten wie das Ohr und das Herz zerreißt. Trauer und Wehmut und doch — entsagungsvoller Friede! Ich habe so ein Lied — vor Jahren schon — gemacht! Ach nein, ich hab's gelebt. Denn das Ergreifendste — das kann man nicht erfinden — nur erleben. — Auch mein Leben hat ein großer Schmerz durchzogen und geweiht: — auch ich hab's gelernt, ‚daß Liebe doch mit Leide stets endlich lohnen muß.' Auch mir ward des Herzens Wunsch nicht gewährt. Nein, Holde, laß nur das abwinkende Händchen ruhen. Es thut mir nicht mehr weh: — oder thut doch zugleich wohl im Wehethun! — Auch werd' ich's Euch nicht erzählen: — ein Lied — und Ihr erratet's selbst. — Es ist nur ein Ritt durch den Wald, den ich vor Jahren einmal von meinem Vogelhof aus nach einem Nachbarschlosse machte — zu einem erkrankten Kind. — Nach Mitternacht ritt ich zurück und sann und sang:

Gemach, mein Roß, und tritt bedächtig!
  Der Glühwurm nur erhellt den Steg:
Schwer reitet sich's im Buschwald nächtig,
  Knorrwurzeln laufen übern Weg.
Tag's trägst du mich: — nun führ' ich dich,
  Dir Schritt und Bahn zu zeigen
    Mit Schweigen.

Du bebst? Du schnaubst? Ja! Waldnacht-Grausen
  Streift eisig auch des Weidmanns Brust:
Die Mächte, die im Nacht-Tann hausen,
  Sie schrecken gern mit Schade-Lust.

Schon mancher zog zu Wald zur Nacht, —
  Kam nicht mit heilen Sinnen
    Von hinnen.

Glutaugig faucht und klappt die Eule,
  Im Eichstamm ächzt der Waldschrat heiser,
Das Morschholz leuchtet rot in Fäule,
  Und raschelnd schlüpft durch dürre Reiser,
Indes der Schuhu gellend lacht,
  Das Wichtelvolk der braunen
    Alraunen.

Doch horch! Was johlt dort hoch in Lüften?
  Was hallt und tutet wie ein Horn?
Entstiegen aus des Abgrunds Klüften
  Hetzt seinen Hengst mit blut'gem Sporn
Der Heidengötter König da
  Hoch über Baum und Boden —:
    Herr Woden.

Den Schuld'gen wird das Nachtheer hetzen,
  Bis er den letzten Hauch gethan.
Uns, Rößlein, darf es nicht verletzen:
  Wir ziehn auf guten Werkes Bahn,
Und über uns wacht Gott der Herr,
  Der aller übeln Geister
    Bleibt Meister. —

Wer Vöglein pflegt, muß Kräutlein pflegen:
  Heilkräft'ger Wurzeln weiß ich viel.
Dem todeskranken Kind zum Segen
  Ausritt ich, als der Frühtau fiel:
Gerettet konnt' ich noch vor Nacht
  Der Mutter und dem Leben
    Es geben.

O Mutterauge, wie du strahltest
  In Freudenthränen wundersam!
Mit deinem Scheideblick du zahltest,
  Was einst von dir an Weh mir kam,
Als ich vor zwanzig Jahren sah
  Zum Brautaltar dich schreiten — —
    Vom weiten! —

Er hatte bald das Auge von der Hörerin abgewendet und, wie in Traum versunken, als ob er alles jetzt erlebe, zu dem Fenster hinausgeblickt, in das Etschthal, das nun prachtvoll im Abendgolde glühte: wie dunkler Wein, so purpurfarbig schimmerte der Porphyr der Bergfelsen. Erst gegen das Ende hatte er vorsichtig den Blick auf das junge Weib zurückgelenkt: das saß vorgebeugt und hielt den weißen Schleier vor das Antlitz: aber über die schmalen Finger glitten Thränen: sie weinte: ganz leise, — aber recht von Herzen. —

Er stand unhörbar auf, trat dicht an sie heran und strich ihr mit der Hand über das edel gewölbte Haupt. —

„So, mein Töchterlein! Weine — weine du nur! Das thut dir besser in der Seele als das Grübeln. Ich wußte wohl, — daß du dies Lied verstehst, daß du empfindest, was es lehrt. Nicht der Besitz ist der Minne höchstes Glück: die Liebe selber ist's. Und, mag der Tod, mag, oft viel grausamer noch, des Lebens Fügung uns den Geliebten nehmen: — er bleibt doch unser unentreißbar — — Siehe da, den schönen Abendstern." Er hielt, nachsinnend, einen Augenblick inne; dann wies er mit der Hand nach dem Westgewölk und sprach:

„Siehst du den Abendstern am Himmel?
Nimm ihn herunter, wenn du kannst!
So wenig nimmt man dir die Seele,
Die du in Liebe dir gewannst!"

„Ich kenne dich genug," fuhr er fort, „du tiefes, edles, reines Herz: — du fühlst das so mächtig, ja fühlst es reiner als ich selbst. Drum zage nicht — du kannst ihn nie verlieren: denn ihr liebt euch: das ist ewig."

„O edler Sänger Waltharius," sprach das holde Kind, „wie dank' ich Euch! Gewiß, Entsagung ist Trost und

Friede. — Aber ach! Ich habe ja niemals um mein Los geklagt! Ich sah ihn, fand ihn, durfte ihn lieben und — o Wonne sonder Ende — er liebt mich! Gern wollt' ich ja spurlos verschwinden — wo es sei, auf oder unter der Erde, klaglos, voll befriedet. Aber er . . . —"

Sie schwieg, — sie scheute sich, weiter zu sprechen.

„Ja freilich," seufzte Walther. „Hier ist's was anderes als in meinem Lied. Meine Geliebte hat mich nie geliebt: — sie liebt ihren Gemahl, sie liebt das Kind, das ich ihr rettete. Friedmuth aber —! Und wenn Euch in dieser Stunde der liebe Herrgott emporriefe in seiner holdesten Engelein Reigen, — solang sie atmet, verzeiht ihm Frau Wulfheid nicht, daß er Euch liebte. Drum ist's auch nichts mit einem Kloster für Euch. Ihr wäret umsonst geopfert! Nicht eine gute Stunde hat der Arme mehr, solang sie lebt. Nur ihr Tod würde alles lösen."

Erschrocken rief Sobeide: „Weh, Herr Walther! Was Ihr denkt, ist schwere Sünde! Leben, langes Leben wünsch' ich ihr. Sie ist im Recht — ich bin die Räuberin! — Mir, nicht ihr, muß man den Tod ersehnen."

Lebhaft, fast unwillig rief aber jetzt der Sänger: „Ach ja freilich! Und ein gar lieblich Leben wird dann Herr Friedmuth auf der Fragsburg führen mit —! Doch horch: — er ruft mich! — Lieb' Kind, strecket Euch aufs Lager. — Die Sonne ist schon hinabgesunken. — Ich schick' Euch Wein und Obst. Ich habe ja gesehen in diesen Tagen: wie ein kleines Vöglein lebet Ihr: — nur an einer Frucht pickt Ihr zuweilen mit den weißen Zähnchen. Er klopft an den Pfeiler? — Ach ja! — Er schwur, Euch sowenig wie die Burgfrau wiederzusehen bis . . . —."

Er trat aus der Thüröffnung durch den Vorhang in die Halle, kam aber gleich zurück, einen frischen Strauß der schönsten Rosen in der Hand: „Von ihm," sagte er,

und bot ihr, nochmal auf sie blickend, die Blumen. Dann schritt er wieder hinaus, traurig das Haupt schüttelnd, eine Thräne in den Augen zerdrückend: „Sie küßt jedes Blatt, das er berührt hat! Arme Demuth!"

Zehntes Kapitel.

Friedmuth hatte inzwischen nicht gleich die Ruhe gefunden, die er suchte.

An den Burgherrn, der nach so langer Zeit, unter solchen Umständen, plötzlich zurückgekehrt war, drängten sich allerlei Aufgaben. Sowie die Burgfrau die Halle verlassen, hatte dieselbe Oswin betreten. Er meldete sich mit vielen unabweislichen Geschäften, mit Fragen, die nur Friedmuth entscheiden konnte. Vor allem erzählte der gutherzige Herr dem Sohn alles, was er von Oswalds Ende wußte und verwies ihn an Herrn Walther, — der sich aber nicht sehen ließ, — als Augenzeugen des Todes und der Bestattung. Darauf eilte Hezilo herzu und hing an des geliebten, totgeglaubten Herrn Halse; der Innerhofer schüttelte ihm die Hand. Rasch erzählten sich die beiden gefangen gewesenen Männer die Geschichte ihrer Befreiung. Dann mußte Friedmuth eine Urkunde unterschreiben, die sich Hezilo vom Marktschreiber zu Meran hatte ausstellen lassen, in der bestätigt ward, daß Hezilo über Jahr und Tag im heil'gen Land gelebt habe. „Grüße mir die Kleine, die glückliche Braut!" sprach der Ritter, nicht ohne Wehmut, als er den Siegelknauf des Dolches auf das Wachs drückte. „Seid glücklich!" —

Hiernach entließ er, reich beschenkt, die Reisigen und

Söldner, die er mit Walther zum Entsatz Frau Wulfheids herangeführt hatte. Die beiden Vögtlinge von Goyen erbaten und erhielten Erlaubnis, die Burg mit ihren Knechten zu verlassen, und Katharina aus Meran abzuholen, mit der Kunde, die Fehde um die Fragsburg sei zu Ende für immerdar. Denn Herr Rapoto, der Grimme, lag mit gespaltener Stirn auf seinem Schild im Burghof. Friedmuth verstattete, ja gebot widerholt acht der Gefangenen, die Leiche und die des im Mauerthor von Frau Wulfheid getöteten Reisigen fortzutragen zur Bestattung in der Burg zu ‚Naturnes‘.

Die andern gefangenen Reisigen und Knechte, etwa zwanzig an der Zahl, waren nach Friedmuths früherem Befehl in dem festen Keller unterhalb des Hauptgebäudes der Burg eingesperrt worden, während der Greifensteiner allein in dem schmalen ‚Verließe‘, d. h. in dem Erdgeschosse des südlichen Mauerturmes, saß. Der Fragsburger wollte nicht selbst an ihm Rache nehmen, sondern vor dem Kaiser, dem gemeinsamen Lehnsherrn, wegen des argen Friedebruches klagen, bis dahin aber den bösen Nachbar und wenigstens die Mehrzahl der bei dem Überfall gefangenen Knechte als Pfänder zugleich und als lebende Beweismittel in der Hand behalten. Friedmuth versicherte sich, daß man den Gefangenen Nahrung, den Verwundeten Pflege gereicht hatte, — er selber hatte noch die Lippe nicht genetzt, — wie er gleich nach dem Sieg geboten hatte. Auch überzeugte er sich, daß die festen Eisenthüren beider Gelasse: des Burgkellers und des südlichen Mauerturmes, wohlverschlossen waren. Dann ging er mit Oswin in dem ganzen Bau umher, fand, wie ausgezeichnet die Burgfrau all' diese Jahre geschaltet hatte, untersuchte die Schäden, welche die Berennung in der letzten Nacht herbeigeführt, und besprach kurz die Maßregeln, die zu-

nächst zur Wiederherstellung des zertrümmerten Thores zu treffen waren. Endlich hatte er den Burgwart entlassen und war durch den Burggarten geschritten, unter schmerzlich ringenden Gedanken die Rosen für Sobeide brechend. —

Vor deren Gemach saßen nun die beiden Freunde in der Burghalle vor ihrem Abendwein lange schweigsam. „Was hast du denn all' die Zeit zu schaffen gehabt?" fragte Walther. — Friedmuth gab genauen Bericht. Anfangs achtete der Frager wenig darauf, — er hatte nur den Freund ablenken wollen von den schwermütigen Gedanken. Aber im Verlauf von Friedmuths Angaben ward er aufmerksamer. Er legte, wie er gerne that, ein Bein über das andere, und schmiegte die wohlgebildete Wange in eine Hand. „Also die mitgebrachten Reisigen und die Leute von Goyen sind fort. — Und die aus den anderen Höfen, die von der Vögtin aufgebotenen?" — „Die hab' ich noch vor den Goyenern entlassen: sie wohnen ja zum Teil sehr weit von hier." — „Wohl, wohl! — Ich weiß. Und wieviel Gesinde hauset immer — ständig — in der Burg?" — „Außer den Mägden nur Oswin und drei Knechte. Warum?" „Warum? — Nun," fuhr Walther zögernd fort, „dann muß man erst recht sagen: Frau Wulfheid hat sich gegen die Übermacht tapfer gewehrt." Jetzt stockte das Gespräch. Beider Gedanken kehrten zu dem schweren Geschicke Friedmuths zurück: nur wenige traurige Worte wechselten die Freunde. „Wir kommen auf nichts Neues," seufzte Friedmuth, müde an Gedanken und an Gliedern, den Becher zurückschiebend. „Es giebt kein Mittel." — „Ja, ja. Eher läßt der üble Höllenwirt eine arme Seele aus dem Abgrund, als dich Frau Wulfheid freigiebt." — „Sie kann's ja gar nicht, selbst wenn sie wollte! 's ist fruchtlos, daran zu denken. Nein, 's ist keine Rettung." Dabei seufzte er und stützte das Haupt

auf beide Hände. „Armer Friedilo!“ rief Walther und strich ihm tröstend über die Rechte. Da streifte er den Ring an des Freundes Hand: „Des Kaisers Ring! Er schuldet dir noch Erfüllung einer Bitte! Rufe den Kaiser an!“

„Was soll mir da der Kaiser helfen?“ — „Er steht, — so hört man, — wieder besser mit dem heiligen Vater: — und der . . . —“ — „Der Papst kann mir sowenig helfen wie der Kaiser. Kann er ein Sakrament aufheben?“ — „Nein! Aber — es fällt mir da eine Geschichte ein, von der man singt und sagt, — ich weiß nicht, ob sie wirklich sich begeben, im Thüringerland . . . —“ — „Ah, den Grafen von Gleichen meinst du? Der zwei Weiber haben durfte nach des Papstes Machtspruch? Weiß nicht, ob's mehr als eine Fabelmär'. Aber das weiß ich, — wenn's auch dem Papst und jenem Grafen möglich war, — mir ist's nicht möglich!“ — „Recht hast du, 's ist unmöglich für einen Christenmenschen.“ — „Für jeden Mann.“ „Nun, die Heiden befinden sich recht wohl dabei,“ meinte der Sänger. „Dafür sind's Heiden. Pfui über solchen Greuel! Ich bin ein christlicher Rittersmann und hoffe auf Vergebung meiner Sünden: auch dieser meiner ungewollten Schuld. Ich will sie nicht noch mehren! Und der Heiden Weiber sind doch mehr wie schöne Tiere, denn gleichstehende Geschöpfe: Genossinnen des Lagers, nicht der Gedanken.“ — „Ja, wenn Sobeide nicht das Frankenblut in den Adern, von ihrer Mutter her die deutsche Art und Sitte in der Seele trüge, du hättest die Minne, die du im Abendlande nie gekannt, auch nicht bei ihr gelernt.“ „Unmöglich ist vor allem,“ fuhr Friedmuth fort, „daß wir drei Menschen unter Einem Dache leben.“ — „Gewiß! — Aber wohin soll Sobeide?“ — „Weißt du, ich kenne Eine, — die würde ihrer schwester-

lich pflegen!" — „Gioconda." Friedmuth nickte. „Ei, mich freut es, daß du von dieser edeln, großen Frau nun auch denkst wie ich von je gethan." — „Ich hab's gelernt: seit ich die Minne kenne. Ja, diese Herrliche: sie würde —! Aber niemand weiß, wohin sie entschwunden ist." — „Gleichviel! Sobald als möglich — morgen schon muß . . . —" „Ja, sicher!" fiel Friedmuth ein. „Ich habe ja mein Weib — ich habe ja Demuth nur hierher gebracht, weil unter uns drei Menschen einmal im Leben alles wahr und klar gesprochen werden mußte. Dann, weil ich wirklich, wie du, gehofft hatte" — er seufzte und hielt inne. — „Durch ihren Anblick, der jedes Auge rührt, auch Herrn Wulfgangs Tochter zu erweichen? Ich darf dich nicht drum schelten: — ich riet es zuerst. Aber es war doch sehr thöricht! Was wir als Arznei geben wollten, ward das tödlichste Gift." — „Und doch! — Selbst Wulfheid ward ergriffen." — „Ja: und gerade das hat sie erst recht erbost. Meinst du, es ist ihr Ernst mit ihrer Hexenklage?" — „Gewiß!" — „Du: dann gieb acht! Dann hören wir bald mehr hiervon. Ihr Oheim, der Bischof, ist gar ein scharfer Hexenwitterer: und unser Landrecht, unsere Weistümer —! Sei nicht zu sorglos! Ein rachewütig Weib und ein Pfaff, der gerne Feuer sieht! — Kind Demuth auf dem Scheiterhaufen!" „Sie sollen kommen und sie holen!" sprach Friedmuth ruhig aber sehr grimmig. — „Freund, schließlich ist das heil'ge römisch-deutsche Reich doch stärker als dein tapfres Schwert. Aber sage doch der zorntobenden Frau, — was du mir mitgeteilt. Denn ich weiß zwar: du wirst niemals dich darauf berufen . . . —". „Schweig, Walther! Ehrlos wär's und niederträchtig," brauste der Ritter auf. „Willst du mich nicht zu Ende hören?" grollte der. „Du sollst es ja nicht thun, aber . . . —" — „Genug davon! — Ach

laß uns enden! — Meine Gedanken drehen sich im Ring. Ich muß in einem fort wiederholen: Demuth — Wulfheid — Friedmuth. Der Ring ist unzerbrechbar." „Just wie die Kleine," sagte Walther und erhob sich von der Bank. „Sie reden wirr — beide, die Armen! — Nun laß uns die Lager suchen: — vielleicht den Schlaf." „Ich werde schlafen," sprach Friedmuth. „Ich schlief nun so viele Nächte nicht. Und dieser Tag hat mir auch den Leib gemüdet." „Wo wirst du schlafen?" fragte Walther. — „Hier, in der Halle." „So? Hier," sprach Walther langsam. „Aber wo denn?" — „Dort drüben, vor dem großen Wandvorhang. Ich habe mir dort auf jener Wandbank Decken spreiten lassen." — „Gut! Und wo schlafe ich?" — „Auf diesem Gange, links, schräg gegenüber, habe ich dir die Kammer bereiten lassen. — Ich führe dich . . .—" — „Nein, bleibe hier, bleibe. Ich seh's ja!" Und beide schritten nun auf die Schwelle und schlugen den Vorhang zurück, der allein den Zutritt von dem Gang in die Halle schloß. Da drüben: — nicht? Wo der Schlüssel in der Eichenthüre steckt?" — „Ja: dort, — ich will . . . —" — „Nicht doch! Du bleibst! Und — diese Thüre — da, rechts, am andern Ende des langen Ganges, — wohin führt die? Nicht auf die Kellertreppe?" „Jawohl! — Hast du noch Durst?" fragte Friedmuth. „Nein! Ich mein', ich höre Hezilo," lächelte der Sänger. „Ich wollte nur sehn, ob mein Ortsgedächtnis mir noch treu geblieben. Gute Nacht! Schlafe ruhig!"

Friedmuth verschwand hinter dem Vorhang. Walther trat nun auf den Gang hinaus. Nach allen Seiten sah er sich um: links, neben dem ihm angewiesenen Gemach, führte eine schmale Holztreppe in den obern Stock. Er blieb stehen und lauschte: alles war still. In der ganzen Burg rührte und regte sich kein Laut, obzwar es noch

nicht spät war. „Die Fragsburg schläft schon," sagte Walther laut. „Ei ja, sie hat die vorige Nacht gefochten, statt zu schlafen."

Er ging an die ihm bezeichnete Thür, öffnete sie, ließ sie laut klirrend in das Schloß fallen und trat ein. Das vergitterte, schmale, glaslose Fenster blickte in jähen Abgrund.

Vor seinem Lager brannte an eisernem, rechtwinkligem Hakenarm eine niedrige Öl-Ampel vor einem kleinen, auf Gold gemalten Heiligenbild, das in die Wand eingefügt war: andächtig sprach er, mit lauter Stimme, sein Nachtgebet. — Es scholl durch das enge Gemach und hallte draußen in dem Gange weithin wieder. Dann schlug er ein Kreuz, blies die Ampel aus und warf sich auf das Lager.

Elftes Kapitel.

Wunderbaren Zaubers voll ist eine Sommernacht in jenem gesegneten Thal der Schönheit. —

Der Mond stieg langsam empor über den Ostbergen und goß sein sanftes, silbernes, alles verklärendes Licht, beschwichtend, jeden schroffen Umriß mildernd, über Höhen und Niederung. Nur sehr wenig war die warme Luft gekühlt: die Porphyrsteine und der körnige Sand strahlten noch die Glut aus, welche sie den langen Junitag über eingesogen. Ein süßer, fast allzustarker Duft durchhauchte die Luft: — die Rebenblüte war's, die dort um die Sonnwendzeit bereits stark zu Ende geht. In den Rosen des Burggärtleins unter Sobeidens Fenster schlug schmetternd die ganze Nacht in heißen Tönen die Nachtigall.

Großflügelige Schmetterlinge schwebten geräuschlos über Blumen, die ihre Kelche nicht mit dem Sinken des Sonnenlichtes schließen, vielmehr nachts wohl stärker als am Tage duften. Eintönig aber melodisch goß der Brunnen im Burghof, mit stets gleich sprudelndem Geräusch: — so friedlich, so verträumt.

Sonst alles still — ringsum.

Die beiden Mauertürme warfen, vom Mond im Osten bestrahlt, weithin ihre langen schwarzen Schatten; der des südlichen Turmes fiel in ganzer Länge auf den hellglänzenden Grund des Burghofs. —

Da ward das Burgthor geräuschlos von innen geöffnet. Eine hohe schwarze Gestalt erschien auf der Schwelle, zögerte hier eine Weile, lauschend, und glitt dann durch das schweigende Dunkel der Nacht, die Stille nicht störend, leise, leise, über die drei Stufen der Freitreppe hinab, und weiter über die Steinquadern, mit denen der Hof gepflastert war. Sie suchte den Schatten des südlichen Mauerturmes, eilte in dessen dunkelm Streifen an das Thor des Verließes, zog einen Schlüssel hervor und rasch und sehr leise erschloß sie das starke Eisenthor. Gleich darauf ward die zweite, die Eichenthüre, die das Turmgelaß im Erdgeschoß von dem gewölbten äußern Turmgang schied, klirrend aufgesperrt. Herr Griffo lag auf einer Schilfmatte, die ihm in einer Ecke des Steinbodens gebreitet worden war. Er hatte nicht geschlafen. Er grollte grimmig über den mißlungenen Streich, er betrauerte tief den erschlagenen Freund, er bangte schwer vor dem drohenden Urteil des Reichsgerichtes. — Denn er wußte wohl: auf Bruch eines gelobten Handfriedens stand Verlust der Ehre und der Lehen, vielleicht sogar der Schwurhand. So sprang er denn auf schon bei dem ersten Geräusch an der Eichenthür und horchte gespannt. Es

war ganz finster in dem Gelaß wie auf dem Gange vor demselben. Er fühlte daher nur an dem eindringenden Luftzug, daß die zweite Pforte geöffnet war: „Wer kommt da noch so spät?“ rief er laut mit pochendem Herzen. „Still!“ antwortete es von der Thüre her. „In tiefer Nacht? — Herr Friedmuth läßt nicht morden!“ sprach er, sich selbst beruhigend. „Wer bist du?“ — „Wulfheid.“ — „Was bringst du mir?“ — „Die Freiheit! Die Rache.“ — „Was hör' ich? Was soll ich thun?“ — „Mir zu meinem Rechte verhelfen — und dich rächen. Schweig! — Hör' mich an. Mein Gatte ist von Zauber berückt. Er hat eine Heidenhexe in die Burg gebracht, — nennt sie sein Weib. Damit hat er alles Recht aus unserer Ehe verwirkt! Mein — mein allein ist nun dies Haus. Sie aber — sie muß sterben! — Nur ihr Tod kann ihn heilen. Hier ist ein Schwert.“

„Wo ist sie?“ — „In der oberen Kapelle.“ — „Soll ich sie erschlagen?“ — „Nein! Binden! Mein Oheim soll sie richten. Sie muß brennen. — Aber Friedmuth schläft in der Burghalle: vor ihrer Thür. Er muß vorher gebunden sein — im Schlaf —, eh' er erwacht. Hier sind zwei feste, starke Stricke! Nimm! Komm.“ — „Aber die Burgleute?“ — „Nur vier Männer sind in der Burg. Sie schlafen ganz weit ab, im Gesindebau. Und von Euren Reisigen liegen gegen zwanzig im Burgkeller.“ Rasch erfaßte Griffo das nackte Schwert. „Sie befreien wir zuerst.“ — „Nein! Es geht nicht. — Erst muß Friedmuth bewältigt sein.“ — „Warum? Hast du keinen Schlüssel zu . . . ?“ Wulfheid lachte schrill: „Ha, eine kluge Hausfrau hat gute Schlüssel zu allen Schlössern ihres Hauses. Die Schlüsselgewalt, — jahrelang hab' ich sie, — treu wie ein dummer Hund, — zu seinem Nutzen geübt! Jetzt üb' ich sie für mich! Wohl hat er

den einen Schlüssel zu diesen beiden Turmthüren und den andern zu dem Keller abgezogen und zu sich gesteckt. Er weiß nicht," höhnte sie, „daß ich, vom Anfang unsrer Ehe an, heimlich, zu allen Thüren einen zweiten Schlüssel hatte." — „So auch zu dem Burgkeller?" — „Gewiß." — „Nun also . . —" — „Zu dem Keller führt aber vom Burghallengang eine Thüre die Treppe hinab, — nur diese einzige! — Diese Thür' ist immer unverschlossen. Weil sie, so lang ich denken konnte, nie versperrt war, hab' ich zu ihr keinen Doppelschlüssel: — ihr Schlüssel stak immer im Schlosse. So stand sie offen auch noch vor wenigen Stunden. Aber jetzt eben, — als ich nachsah, — war diese Thür' geschlossen, der Schlüssel abgezogen. Friedmuth muß das gethan haben, nachdem ich ihn längst eingeschlafen glaubte, — nachdem der Gast ihn verlassen. —" — „Welcher Gast?" — „Der Minnesänger: der von der Vogelweide." — „So war er's, der im geschlossenen Helm? Mir schien's so, vom Wall herab! Also zwei gegen einen? — Gleichviel," sprach der Greifensteiner, das schwarze Gelock in den Nacken werfend, — „komm!" und er hob das Schwert. „Nicht zwei. Den Harfenklimprer," — sie lachte höhnisch, — „hab' ich eingesperrt. Ich drehte von außen den Schlüssel um im Schlosse seiner Thür. Er hat es nicht gemerkt. Alles blieb still. Hier ist der Schlüssel!" — Sie schlug auf ihre Gürteltasche. — „Aber Friedmuth hat offenbar den Schlüssel zu sich gesteckt. Darum muß er bewältigt sein, eh' wir deine Knechte befreien können. Und das muß leise geschehen, — sonst entreißen ihn und die Hexe Oswin mit den drei Knechten unsern Händen. Du zögerst? Fürchtest du dich auch vor dem schlafenden Friedmuth? Fürchte dich nicht: ich bin sehr stark: — ich helfe dir." —

Aber nicht Furcht hatte den Greifensteiner gehemmt:

— „Ist's eine Falle?“ dachte er. „Dieses Weib, — plötzlich, — so entschlossen gegen den Gatten, an dem sie so zähe hing? — Doch was kann sie, — was könnte er, im Einverständnis mit ihr — noch dabei gewinnen, mich so zu locken? Bin ich doch schon ganz in ihrer Gewalt.“ —

Da fiel durch die Mauerpfeilscharte hoch oben ein heller Streif des Mondlichts in das Gelaß: er sah nun Wulfheids Antlitz. Er erschrak: so verändert, so furchtbar grimm erschienen diese Züge: erst verzerrt und dann, in der Verzerrung versteinert. Sie hatte die Brünne abgelegt: ein dunkler Mantel verhüllte mit seiner Kapuze das Haupt und mit seinen langen Falten die ganze Gestalt von den Schultern bis an die Knöchel; die Schuhe hatte sie ausgezogen.

Er trat dicht an sie heran: „Base,“ sprach er, „und wenn er nun festhält an seiner Hexe? — Wollt Ihr dann diese Hand, die so oft nach Euch sich ausgestreckt hat, die Euch gerächt hat, nehmen?“ Sie lachte. „Meinst du, ich bin ein Mann, der viele Herzen hat — oder doch zwei, wie Herr Friedmuth von Schänna? Nein! Ich bin ein Weib: — ich hab' nur Ein Herz, nur Einen Leib, nur Eine Liebe. — Nie werd' ich eines andern! —“

— „Ihr liebt ihn noch? Und dennoch wollt Ihr ... —?“

„Mein Recht will ich, 's ist meine Pflicht. — Ich muß ihn retten — gegen seinen Willen. Nur an meiner Seite ist sein Gedeihen, seine Ehre! Das Heidenweib ist sein Verderben. Darum merke: — falls er zu früh erwacht, falls es zweifelhaft wird, ob wir ihn zwingen, dann halt ihn auf: nur so lang, — bis ich sie erreicht habe in der Kapelle. Dann komm' ich meinem Oheim rasch zuvor! Ein drittes Mal soll nichts sie vor mir retten.“

„Komm nur,“ drängte er jetzt, und schwang die Klinge.

Da sah sie im Mondlicht den Ausdruck wild froh-

lockenden Hasses auf seinen Zügen: „Halt!" rief sie. „Noch eins! Du bindest ihn, — du wundest ihm den Schwertarm, muß es sein, um ihn zu binden. Aber tötest du ihn —: sieh her, — dieses lange, welsche Jagdmesser ist scharf vergiftet: — ein Ritz in der Haut von dieser Spitze tötet, — und bei meinem Ehering schwör' ich's, — ich ersteche dich auf dem Fleck."

„Komm nur!" mahnte der Gefangene, und sprang mit einem Satz über die Schwelle seines Kerkers in den Gang, mit einem zweiten durch die Außenthüre auf den mondhellen Hof.

Zwölftes Kapitel.

Er eilte so sehr, daß die Frau Mühe hatte, ihm zu folgen. „Leise, leise!" mahnte sie rasch, — unhörbar. Er warf einen Blick auf die Fenster im obern Stock: — die drei Bogenfenster der Burghalle lagen im Dunkel. — Und nun glitten beide über die Steine des Hofes, — vorbei an des Hofbrunnens mit dem Porphyrgrand friedlichem Gießen, — über die Stufen der Freitreppe, — in das große Burgthor, — durch die Halle des Erdgeschosses, — die innere Burgtreppe hinauf: — erst hier holte Wulfheid den Eilenden ein. Auf der obersten Stufe machten beide atemholend Halt; sie lauschten: — alles still. „Jetzt! — Hier hinein!" hauchte Wulfheid, und schob den Vorhang beiseite.

Das Mondlicht fiel in vollem Strom herein und zeigte deutlich Friedmuth, der auf der südlichen, der Kapelle entgegengesetzten Seite der Halle, vor dem Wandvorhang, auf der Holzbank lag, er schlief: — seine tiefen Atemzüge

waren hörbar in dem toten Schweigen. Auf dem Eichentisch mitten im Zimmer lagen bei seinem Schwert und seinem Dolch zwei Schlüssel. — „Nur zwei?“ dachte Frau Wulfheid. „Der Turmschlüssel und der Kellerschlüssel! Wo ist der dritte, der zur Kellertreppenthür? Den trägt er also im Wams!“ Die Frau wies auf seine beiden über der Bankdecke übereinandergelegten Hände. Sie hielt rasch ihrem Genossen im hellen Mondlicht einen Strick vor die Augen, den sie zu einer Schlinge geschürzt hatte: — „Ich schiebe das sachte unter seine Hände,“ flüsterte sie, — „du ziehst's zusammen: — da: — oberhalb der beiden Knöchel.“

Aber Griffo hatte einstweilen andres erwogen und den Abstand wohl gemessen: — einen Schritt schlich er noch vor: — dann, Frau Wulfheid stehen lassend, wo sie stand, holte er plötzlich gewaltig mit dem Schwert aus zu einem mörderischen Streich auf des Schlafenden Haupt. —

Da rauschte der dunkle Vorhang, der hinter Friedmuths Bank die über mannshohen Waffentrophäen bedeckte. „Mörder!“ schrie eine dröhnende Stimme, und ein Mann, aus dem Vorhang springend, schmetterte einen sausenden Hieb dem Nahenden über das Haupt, daß er stürzte: das Schwert entfiel ihm. Friedmuth war bei dem Schrei aufgesprungen. Er starrte, aus tiefstem Schlaf verstört, einen Augenblick vor sich hin. Da erkannte er am Boden den Greifensteiner. Aber er sah auch Walther dicht vor dem Kapellenvorhang stehen mit vorgestrecktem Schwert den Eingang wehrend einer zweiten Gestalt. Friedmuth griff nach der nächsten erreichbaren Waffe: es war sein Dolch, der auf dem Tische lag. Er faßte ihn, er sprang hinzu: o Gott, es war sein Weib, die klirrend eine Klinge mit der Herrn Walthers kreuzte! — Aber schon fiel ihre Waffe auf den Estrich: und ihre beiden Arme und Hände schienen

plötzlich wie gelähmt. Friedmuth stand nun vor ihr: er sah sie sich verzweifelt gegen eine Schlinge sträuben, die Herr Walther eisern festhielt. Keiner der drei beachtete es, daß jetzt der Vorhang der Kapelle gelüftet ward und eine weiße, schlanke Gestalt, ein entsetztes Antlitz aus den Falten spähte. „Mein Weib!" rief Friedmuth, den Dolch in den Gürtel steckend. „Gebunden! Womit?"

„Mit der Schlinge, welche sie für deine Hände geschürzt hatte." — „Gieb sie los! Sogleich!"

„Ja! — Sogleich!" sprach Walther, das der Rasenden aus der Hand geschlagene lange Messer aufhebend und sorgfältig in seinem Gürtel bergend. Dann streifte er die fest zugezogene Schlinge, sie lockernd, über die beiden Knöchel der gefangenen Frau herab. Sie stand in der Mitte des Saales: — hochaufgerichtet, ungebeugt, aber sie atmete stark. Walther stellte sich, ohne umzusehn, gerade vor dem Eingang zur Kapelle auf. „Was ist geschehen?" fragte Friedmuth.

„Frau Wulfheid hat den Greifensteiner hereingeführt, dich zu ermorden." „Das ist nicht wahr," sprach Friedmuth. „Nein! Es ist nicht wahr!" wiederholte der Schwergetroffene, sich, auf den rechten Arm gestützt, aufrichtend. „Nicht morden — nur binden, zwingen sollte ich Euch, und Eure Hexe ihr einhändigen. — Sie hat nicht Euren Tod gewollt: — ich wollte's gegen ihren Willen." — Er sank zurück und starb.

Da sprach Frau Wulfheid ganz ruhig: „Ich wollte es nicht! — Mich reut's, daß ich's nicht wollte! — Denn tausendmal hattest du's um mich verdient. Ich wollt' es nicht, weil ich dich stets noch liebe. So sei verflucht vom Wirbel bis zur Sohle, dafür, daß ich dich je geliebt und lieben muß. Hab acht: — bald sollst du von mir hören." — „Was willst du thun?" — „Bei Papst und Reich

klagen! Die Hexe verbrannt, — der Mann zweier Weiber verbannt, — als Bettler aus dieser meiner Burg gejagt: — rechtlos, friedlos, ehrlos, in ein Kloster gesperrt, bis der Zauber ihm durch Bußen ausgetrieben." Da stöhnte ein tiefer, tiefer Seufzer aus dem Vorhang der Kapelle. — Niemand hatte ihn gehört: — die weiße Gestalt verschwand. „Aus Eurer Burg?" fragte Walther zornig. — „Ja: aus meinem Eigen. Mein ist dies Haus. — Dieser da ist irrsinnig, ist von bösen Geistern besessen: — es ist das Gelindeste, das man von ihm sagen mag! Wahnsinnige, Verhexte haben keinen Willen. Ich übte nur mein Recht, als ich ihn zwingen wollte." „Dich reut nicht dieser That?" fragte Friedmuth jetzt erbleichend.

„Beim Himmel, nein! Mich schmerzt nur, daß sie mißlang." — „Dafür, Frau Wulfheid, war gesorgt. Ich traut' Euch nicht und Eurem wölfischen Blick auf das Kind. Und Friedmuth entblößt die ganze Burg, zwei Thürschlössern trauend und Eurer — Ehrlichkeit! Ihn warnen — half nichts! So schlüpfte ich denn wieder aus meinem Kämmerlein, versperrte die Thür, die jene Zwanzig sicher einschloß, — da, nimm den Schlüssel, Friedmuth! — und trat hier ein. Wohl hört' ich Euch dann bald darauf meine Kammer verschließen: aber der Vogel, den Ihr fangen wolltet, war draußen, nicht mehr darin! Nun wußt' ich wohl: — Ihr würdet hierher kommen: — diesen einen Eingang nur hat ja die Kapelle." „Wulfheid," sprach Friedmuth, „wie konntest du das wollen? Ich bitte dich, um deiner Seelen Heil: bereue." — „Niemals." Da barg Friedmuth das Antlitz in den Händen.

„Ja, weine nur! Ich halte dich gebunden an einer Kette, die nur der Tod zerbrechen soll."

„Ihr irrt," rief Walther in aufloderndem Zorn. „Er ist frei, sobald er will. Nur seine Gnade, seine unsinnig zarte

Ehre hindert ihn. Nein, Friedmuth, wissen soll sie's, die Unerträgliche: — du brauchst ja nichts zu thun, was dir mißfällt. — Aber wissen soll sie's —! Ein Wort von Friedmuth und Eure Ehe — Ihr seid gar nicht sein Eheweib! — ist nichtig. Ihr beiden seid Paten desselben Kindes: — ihr konntet gar keine Ehe schließen. Nur von seinem Willen hängt es ab — und er ist frei. Nur Frau Demuth ist, nach Recht, sein Ehgemahl."

Bei diesen Worten war eine furchtbare Veränderung in Frau Wulfheids starren Zügen vorgegangen. — Sie erbleichte: — dann schoß glühend Rot in ihre Wangen: — sie zitterte heftig an allen Gliedern. „Was?" — stammelte sie. — „Mein Recht?"

„Ihr habt gar kein Recht: Ihr heißt sein Weib aus seiner Gnade. Vor Jahren schon — im Morgenland, sollte er — der Kaiser wollte es — sein Recht gebrauchen, Euch abstreifen, herzböse Frau, und ein Weib gewinnen, das viel schöner ist als alle und auch als das Kind da drinnen." — „Herr Friedmuth, — ist das wahr? — Das von der Ehe?" Sie brachte die Frage kaum hervor und hielt sich mühsam an dem Tischrand aufrecht. „Bei Gottes Treue, ja!" sprach dieser ernst. — „Und Ihr habt's nicht gethan? Warum nicht?" — „Ich liebte jene schöne Fürstin nicht. Was wußte ich von Liebe!"

Sie erbleichte und stöhnte.

„Und hätt' ich sie geliebt, so heiß, so ewig, so unaussprechlich, wie ich Soheide liebe, — ich hätt' es nicht gethan. Ich thu's auch jetzt nicht! — Niemals! — Es wäre feig und ehrlos. Ihr braucht das nie zu fürchten." „Aus Gnade?" — stammelte sie langsam. „Aus seiner Gnade? Nicht kraft meines Rechts? — Nein! Nein — !"

Sie wandte sich blitzschnell und eilte zum Vorhang hinaus: man hörte ihren unsteten Gang die Treppe

hinauf eilen. Friedmuth wollte ihr folgen: — in einem ungewissen Bangen vor ihren raschen, wilden Entschlüssen. Aber da scholl schmetternd — es war nun Tagesanbruch — das Türmerhorn vom Hauptturm den Gruß: „Gäste nahen!“ Gleich darauf erschien Oswin, rief von außen, vom Gange, herein und meldete: eine Schar von Reitern sei den Berg hinauf im Anritt. Friedmuth befahl ihm, einzutreten: der Mann erschrak, wie er den Toten liegen sah. Der Burgherr erklärte kurz, der Greifensteiner sei aus dem Turm entwischt. — Oswin schüttelte den Kopf. — „Der Turm, beide Thüren, sind fest. Dann haben böse Geister ihn befreit.“ „Mag wohl sein!“ fiel Walther ein. „Ruft die anderen Reisigen: tragt den Toten hinaus, zurück in jenen Turm.“ Da kam schon der zweite Knecht und meldete: „Auf, Herr Friedmuth! Eurem Gast entgegen! Es muß der Kaiser selber sein, der kommt.“ — „Unmöglich! Er weilt tief in Welschland. Weshalb meinst du?“ — „Der kaiserliche schwarze, einköpfige Adler fliegt in der Fahne.“ „Nein!“ meldete noch ein dritter Knecht, eintretend. „Zwar der Führer zeigt auch auf seinem Schild den kaiserlichen Adler: aber es ist nicht der Kaiser: Herr Hermann ist's von Salza.“ „Eile, Friedel!“ mahnte Walter. — „Gehst du nicht mit?“ — „Nein! Ich bleibe hier: — vor der Kapellenthür.“

Während Friedmuth auf den Gang hinausschritt, flüsterte Walther, den grauen Kopf dicht an den Vorhang schmiegend — ohne hineinzublicken —: „Beruhige dich, lieb Töchterlein! — Das Schlimmste, mein' ich, ist jetzt überstanden: finsterer konnte es nicht mehr werden. Nun wird es lichter, Kind.“

Ein tiefer schmerzlicher Seufzer blieb die einzige Antwort, die ihm ward.

Dreizehntes Kapitel.

Friedmuth erkannte, als er aus dem zertrümmerten Mauerthor in das Freie trat, alsbald seinen edlen Freund. Der sprengte hoch zu Roß heran, umwogt von seinem langen weißen Mantel, mit dem schwarzen Kreuz der deutschen Herren. „O Hermann," rief jener ihm entgegen. „Dich sendet Gott! Du trittst in das Haus des Unheils!"

„Mein armer Friedilo! Deshalb kam ich. Vieles weiß ich, — andres ahn' ich. Du mußt mir nun berichten." Damit sprang der Hochmeister vom Reiseroß ab und befahl seinen Leuten — Reisigen und Halbbrüdern des Ordens, die nur das halbe Kreuz führen durften, — abzusteigen.

Der Burgherr forderte sie auf, die Pferde in die Ställe zu führen, und gebot Oswin, der ihm gefolgt war, für die Bewirtung zu sorgen. Auf dem Weg in die Burghalle fragte Friedmuth: „Du kommst vom Grafen von Tirol, nicht wahr? Walther — siehst du ihn? Da grüßt er aus dem Fenster! — sagte mir, du wollest, nach einem Geschäft mit dem Grafen dort, Frau Wulfheid aufsuchen." — „So war mein Wille. Aber nun bin ich, alles andere aufschiebend, hierher geeilt — dich aufzusuchen." — „So erfuhrst du, daß ich zurückgekehrt, und daß — —? Von wem?" — „Höre nur. Einige Tage, nachdem ich von Walther vernommen, Frau Wulfheid lebe, und nachdem dieser seines Weges gezogen war, ließ sich in dem Ordenshause zu Roveredo bei mir ein Mann melden, der sich Bruder Sebastian nannte. ‚Sagt nur, der Herr Hochmeister kenne mich von Genua her', — so sprach er zu dem Pförtner, der den Bruder in weltlichem Gewand ungläubig betrachtete. Alsbald stand der drollige Weinschenk aus Schwabenland vor mir und sprach: ‚O Herr von Salza: nicht wahr, Ihr

seid doch des Fragsburgers bester Freund auf Erden?' ‚Friedmuth,' antwortete ich, ‚ist im Himmelreich.' — ‚Nein, im Gegenteil! Auf der Fragsburg ist er! Seine Frau lebt! Das wißt Ihr? Gut! Aber Er lebt auch: — ich hab' ihn jüngst auf der Heerstraße mit Herrn Walther getroffen und ihn zur Eile gemahnt, denn die Fragsburg wird demnächst berannt. — Aber er hatte bei sich eine wunderholde Heidin. Und die ist ihm anvermählt. Größres Unheil kann keinen Christenmenschen treffen, und wäre sein erst Gemahl so sanft, — wie meine liebe Frau geworden ist. Und nun die Tochter Herrn Wulfgangs! Er jammert mich, der brave, wackre Herr. Und als ich erfuhr, durch Trient ziehend mit meinen Weinkarren, daß Ihr hier in Roveredo weilt, sagte ich zu mir: ‚Wenn einer dem armen Herrn Friedmuth raten und helfen kann, so ist's der Herr von Salza.' Und der thut's, wenn er es kann. Ich aber habe mir vorgenommen, weil ich früher manchmal lose Schwänke getrieben, nun mir der liebe Himmelsherr durch ein Wunder die Heimkehr aus Heidenketten nach Boblingen geschenkt und durch noch viel stärkre Wunderkraft meine Ehefrau gesänftigt hat, — so will ich in meinen noch übrigen Jahren so viele gute Werke thun, als ich vermag. Deshalb wollte ich schon, zu Goyen umkehrend auf meinem Wege, Herrn Walther Frau Wulfheid zu Hilfe rufen. Und deshalb komme ich nun zu Euch: denn Euch jetzt zu Herrn Friedmuth senden, — das mein' ich, ist ein gutes Werk.'"
„Das ist es wahrlich!" sprach dieser gerührt, „Dank dem Schwaben."

Und nun, nachdem sie in der Burghalle angelangt waren, wollte Friedmuth dem Ankömmling berichten, was geschehen.

Allein da eilte eine Magd mit verstörten Zügen in die Halle, warf einen scheuen Blick auf die beiden Gäste und bat dann ihren Herrn, ihr rasch zu folgen. „Erzähle du

ihm, Walther, was er wissen muß," bat Friedmuth, „aber," flüsterte er ihm beim Herausgehen zu, „schone Frau Wulfheid." Kaum hatte der Erzähler, ohne diesen Auftrag allzu genau zu befolgen, seinen Bericht beendet, als Friedmuth in die Halle stürmte, einen Streifen Pergament in der Hand; er war sehr bleich. „Lest!" rief er. „Lest! Frau Wulfheid ist verschwunden, ist entflohen. Die Mägde suchten nach ihr, wie täglich am frühesten Morgen die Tagesarbeit zugeteilt zu empfangen. — Ihre Kemenate war leer. — Sie war nirgends in der Burg zu finden; — ihre Schatztruhe aber war geöffnet. — Der Deckel lehnte aufgeschlagen an der Wand: — ihr Erbschmuck, auch die wichtigsten Pergamente über die Rechte der Burg und der Vogtei sind herausgenommen, — in der Truhe fand ich diesen Zettel: ‚Ich wollte nur mein Recht. Ich will nichts von Eurer Gnade. Versuchet nicht, meine Spur zu finden. Zehnmal zurückgebracht, würde ich zehnmal entfliehen.'" „Sie kann noch nicht weit sein," meinte Walther, „zum Burgthor hinaus — dann durch das Mauerthor!" — „Nein! Sie floh durch den geheimen Gang, der nur ihr und mir bekannt. Ich eilte sofort hin: die Eisenpforte war gesperrt, der Schüssel steckte von außen im Schloß. Der Gang mündet unten an der Straße neben der Etsch. Ich werde mit den Knechten zu Roß auf diese Straße eilen und sie flußaufwärts und flußabwärts suchen und suchen lassen." Er wandte sich gegen die Thür. Aber da legte sich eine feste Hand auf seine Schulter: — er blieb stehen und wandte sich: es war Herr Hermann, der ihn hielt „Das wirst du nicht thun, Friedmuth! Ihr wildes Herz hat dieses Mal das Richtige gefühlt. — Laß sie! Wie immer sonst das Los von euch drei Schwerverstrickten sich wende: — ihr beide könnt — nach dieser Nacht — nicht mehr beisammen bleiben: — jetzt nicht zum mindesten!

Und ruhiger mögen wir, von jener Zorngemuten nicht verstört, erwägen, was — das kleinste Übel! Denn sonder Übel geht es hier nicht ab," seufzte er. „Nun aber will ich die arme, edle Fremde sehn. — Führt mich zu ihr. Ich will ihr danken, daß sie mir den Freund, daß sie dem Kaiser und dem Reich der Allerbesten einen gerettet hat." „Sobeide!" rief Friedmuth mit sanfter, mit kosender Stimme. „Meine holde Demuth: — mein Freund, ein Freund des Kaisers kommt, dich zu begrüßen." „Laßt sie ruhn! Sie schläft wohl!" meinte der Hochmeister. „Schwerlich," erwiderte Walther kopfschüttelnd und schob den Vorhang etwas zur Seite: da stieß Friedmuth einen gellenden Schrei aus und sprang, beide Hände vorstreckend, durch den Vorhang in die Kapelle: die Gäste folgten hastig.

„Tot ist sie," klagte ihnen Friedmuth laut rufend entgegen. „Tot! — Für mich — um mich — durch meine Schuld gestorben!" Und in heißem Schmerz warf er sich über die schweigend ruhende Gestalt.

Vierzehntes Kapitel.

Sie lag ausgestreckt auf dem Pfühl, von dem reichen Haare, das Schultern und Busen bedeckte, umflutet, die Arme über der Brust gekreuzt. Die Rosen — Friedmuths letzte Gabe — waren hier und da vom Haupt bis zu den Füßen über sie hin zerstreut: die schönste, eine weiße, hielt die geschlossene rechte Hand. Mit dem hellblauen faltigen Mantel hatte sie wie mit einer Decke die Füße verhüllt. Das weiße, goldgestickte Oberkleid hatte sie abgelegt: so war nur das Seidenhemd sichtbar, das die schlanke Gestalt

wie die eines schlummernden Kindes erscheinen ließ. Auf dem linnenbedeckten Schemel neben ihrem Haupte lag ein Ring mit einer kleinen Kapsel: — der Kapseldeckel war geöffnet: ein zäher brauner Tropfen war herausgesickert — auf das weiße Tuch. Neben dem Ring lag ein schmales Schiefertäfelchen, in Silber gefaßt, der Griffel war im Schreiben gebrochen: aber deutlich lesbar waren in ruhigen, festen Zügen die Worte: „Nicht leben, aber sterben durfte ich für dich. Fluch und Schmach sind nun von dir gewandt. Ich segne dein geliebtes Haupt.“

Walther las es laut mit zitternder Stimme. Er sank aufs Knie, dem Pfühl zu Häupten: langsam, langsam rannen ihm zwei große Thränen in den grauen Bart. Herr Hermann beugte sacht das hohe Haupt über die Tote, deren holdes Antlitz noch edler, weihevoller schön war als im Leben. Kein Schmerz, keine Spur des Ringens mit dem Tode verzerrte diese Züge; die Augen waren halb geschlossen: um den lieblichen, leise geöffneten Mund schwebte ein Lächeln der Erlösung, des Friedens. „Gnädiger Gott im hohen Himmel,“ betete der Hochmeister, „ich bitte dich für dieses Kind. Ich bin ein sündiger Mensch: ich wage nicht, sie schuldig zu nennen. Ist sie aber dennoch durch diese That schuldig geworden vor dir, du Ewigheiliger, — so bitt' ich dich: vergieb ihr ihre Schuld: — denn sie that's aus Liebe.“ „Sie — schuldig?“ rief Friedmuth, und richtete sich auf. — Er hatte mit beiden Armen die rührende Gestalt umfaßt gehalten und sein Haupt auf ihre Brust gedrückt: — nun schaute er auf das wunderholde Antlitz nieder. — „O Hermann! Schau hierher auf diese Züge, diese Engelsreine, Engelsgüte, und schilt sie schuldig, wenn du kannst! O Sobeide, — Demuth, — mein Kind! — Mein Weib Sobeide! —“ rief er laut, in wilder Leidenschaft des Wehs, — „o höre mich! — O nur noch

einmal schlage sie auf, — diese sanften Augen! — O du mein Glück, — mein alles, — du meiner Seele Seele, — o wach auf! Wir wollen fliehen, — weit, — weit hinweg, — wo uns niemand kennt, ins Elend, — in der höchsten Berge Einsamkeit, — o lebe nur, — lebe! O, es stößt mir das Herz ab! O Sobeide!" Und abermals warf er sich, laut aufschreiend vor heißem Schmerz, auf beide Kniee und umschlang den zarten Leib und küßte ihre Hände und weinte, weinte, der feste ruhige Mann, laut schluchzend, und schüttelte das Haupt in wildem Jammer hin und her.

Walther erhob sich nun: er warf einen besorgten Blick, fragend, auf den Hochmeister. „Laß ihn," flüsterte dieser, — „laß ihn gewähren! Das thut ihm gut. Das rettet ihn." „O meine Freunde," rief der Klagende und sprang wieder auf. „Ihr — die Fremden! — ihr selber weint um sie! Auch du, Hermann, — der du sie nie gesehen, — hast eine Zähre in dem Auge. O, was wißt ihr, — was weißt auch du, Freund Walther, — von ihrer Seele! Sie war ja so scheu, so herzverschämt! Kaum mir konnte die Zarte voll sich offenbaren. Sie erzitterte oft plötzlich: — mitten in dem Hauchen süßer Worte brach sie ab und erschrak im tiefsten Grund der Seele und barg das Köpflein scheu vor mir und vor sich selbst an meinem Halse.

O sie war ein Kind, — ein hilflos, ratlos, ahnungsloses Kind, und zugleich ein mutig Heldenweib der Liebe. Als ich in der Burg ihres Vaters allmählich die holde Wärme in der Brust empfand, diesen heiß aufsteigenden, süßen, aber fast schmerzenden Schreck im Herzen, wann sie eintrat, als ich empfand, was ich nie, ach nie gefühlt, — da hab' ich viele Monde lang nicht ahnen können, so undurchdringbar schloß sich diese Knospe in sich zusammen, — daß mehr als Mitleid für mich in ihr lebe. Und doch,

— nach der Flucht gestand sie mir: gleich zuerst schon, da sie mich als einen Sterbenden unter jener Palme liegen sah, hat sie mich geliebt. Erst, als sie mich zu retten alles geopfert, erst da erriet ich ihr Herz. O du mein Glück! — O du mein Augenlicht! Wie soll ich leben ohne dich? — Und um mich bist du gestorben!" —

Verstummend vor Weh sank er auf das Lager nieder, nur noch das eine hauchte er: „O hättest du mich nie gesehen." Die Thränen versiegten ihm nun. „Nein, Friedmuth," sprach Herr Walther fest. „Das ist nicht gewünscht im Sinne dieser Toten. Ich weiß es, — und du weißt es auch: ihr gab echte Liebe so hohes Glück, — sie tauschte nicht ihr Los mit hellerem! Ja, Kind Demuth, hättest du aufs neue zu wählen: du wähltest abermals, statt jedes anderen Schicksals: Friedmuth und den Tod."

„O Dank, mein Walther, für dies Wort!" rief er, und wieder quollen wohlthätig ihm die Thränen. „Ja, — du sprachst wahr: — so war ihr Sinn, dieser holden Heiligen der Minne. O, sie war so gut! so herzrührend gut!" und laut aufschluchzte er wieder, tief erleichtert durch die Thränen. „Nun, kommt. Jetzt lassen wir ihn allein mit ihr," flüsterte Walther dem Hochmeister zu. Herr Hermann wandte sich zum Gehen: — da bemerkte er in Friedmuths Gürtel dessen Dolch: er hielt inne: schweigend wies er Walther mit dem Finger darauf hin und sah ihn fragend an. Einen Augenblick stutzte auch dieser zweifelnd, sah dann auf den Trauernden, der nun, still weinend, das Haupt auf die Schulter der Toten gelegt hatte: da schüttelte Walther das Haupt. Der Hochmeister nickte beipflichtend, und beide glitten geräuschlos aus der Kapelle.

Fünfzehntes Kapitel.

Lange, lange, mehrere Stunden weilte Friedmuth ungestört in dem Gemache bei der Toten.

Die beiden Freunde ließen durch die voll gewaffneten Reisigen des Hochmeisters, geleitet durch die Knechte der Fragsburg, die waffenlosen Gefangenen einzeln aus dem Burgkeller heraufholen und geboten ihnen, abzuziehen und die Leiche des Greifensteiners mit fortzutragen, nachdem Walther vor allen Männern in der Burg den Vorgang erzählt, der zu dessen Tötung geführt hatte. Alsdann machten sie, nachdem sie die Ausführung ihrer Befehle überwacht, gar manchen Rundgang durch Hof und Garten und berieten in vertrautem Gespräch, wie sie am zartesten dem schwer leidenden Freund über die nächsten Stunden und Tage hinweghelfen möchten. Walther wies dabei in dem wunderbar schön gelegenen Schloßgarten eine stille, ganz von Rosen überhüllte Ecke seinem Begleiter, dieser nickte. Aber auch an die Zukunft, an die Gestaltung des ganzen Lebens des Vereinsamten dachten beide — ohne davon zu sprechen.

Als, nach längerem Schweigen, Walther endlich anhob: „Hier, auf Frau Wulfheids Erbe, kann er nicht bleiben," erwiderte rasch einfallend der Herr von Salza: „Und soll es nicht! Kommt mit in die Burghalle, Walther! Dort sollt Ihr erfahren, was ich jetzt als das einzig Richtige für ihn, als das des tapfern, reinen Mannes Würdigste gefunden habe. Es ist sehr ernst: — das Ernsteste und Schwerste. — Und gerade deshalb ist's das Rechte für ihn. Denn unser Freund Friedmuth, der da oben um ein junges Weib so schluchzend weinte, wie sonst nur ein Knabe weinen kann, dieser unser Friedmuth ist . . . —"

„Ein Held! Ein Held von Gottesgnaden." „Und ein Christ," sprach Hermann. „Er siegt: er überwindet. Drum hab' ich auch von seinem Dolche nichts besorgt." — „Gewiß! Man müßte ihm nur etwas zeigen können, ein Ziel, einen Siegespreis, groß, edel, hoch genug, dafür zu leben, zu kämpfen und zu sterben."

„Ja: eine große Pflicht! Kommt mit hinauf. Ich spreche dort zu Euch: — und spreche so, daß er es hören kann: und hören soll." Da leuchteten Walthers Augen auf: „Ich ahne. — Ach, es ist aber sehr hart! — Fast allzuhart! — Doch nein! — Ihr habt recht: — es ist die schönste Lösung." — „Nach solchem Geschicke giebt's nur einen Trost: das Heldentum der Entsagung!" —

Aber plötzlich blieb Walther stehen. „Jedoch: wir haben noch von Frau Wulfheid das letzte, fürcht' ich, nicht gehört." — „Gewiß nicht. Sie klagt bei ihrem Ohm, dem Bischof. Ich weiß, wo dieser jetzt weilt. Doch laßt nur erst hier — in Friedmuths Seele — die Entscheidung abgeschlossen sein: — diese wird uns — sorget nicht! — auch gegen jene grimme Frau ein fester Schild. — Aber sagt: Eines wäre gut: — Ihr wißt, wie mächtig auf unsern Freund das Lied — Euer Lied vor allem! — wirkt. Habt Ihr wohl das Gedicht fertig, um das ich Euch — einen alten Wunsch erneuend: gedenkt Ihr noch unserer Unterredung in dem Zelte Friedilos, dort in der Wüste? — neulich in Venedig bat?" — „Ich habe mich gleich daran gemacht: es ließ mich nicht mehr los. Es ist lange fertig." — „Kennt er es?" — „O nein! Wir hatten beide in diesen Tagen nur den einen Gedanken, den uns jeder Blick auf jenes holde Geschöpf immer wieder aufzwang. Er weiß nichts davon." — „Das ist gut! Er soll erst — ganz nüchtern — ohne Zauber und Berückung des Gesanges — hören, was gewaltig Großes sich ihm

darbietet: hat er dann, mit ruhiger Erwägung, die Entscheidung allmählich gefunden, — dann soll das Lied die reife Frucht geschwind vom Aste rütteln!“

Sechzehntes Kapitel.

Unter solchen Gesprächen schritten die Freunde aus dem Schloßgarten hinauf in die Burghalle. Es war nun Mittag geworden. Heiß brannte die Sommersonne aus dunkelblauem Himmel auf die schmalen Wege des Gartens, die mit dunkelbraunem, fast violettem, grobkörnigem Sande bestreut waren, — dem zermürbten Porphyr- und Jaspisgestein dieser Berge.

Um die Rosen und die Lilien, zumal aber um die nun stark duftenden Geißblattblüten flogen nicht nur die heiteren, hellfarbigen Tagfalter, — der schöne atlasweiße Bergschmetterling mit den roten Augen, der Apollo heißt, der Segelvogel und der Schillerfalter, — auch die dunkelfarbigen Schwärmer und der Taubenhals und der Wespenvogel schwebten über den Kelchen der Lilien und den Glocken des Agelei, und saugten den Honig mit ihrem langen gewundenen Rüssel. Die Eidechsen sonnten sich auf dem breiten Mauergesimse: — es war hier alles voll hellen, heißen, üppig strotzenden, heiter strahlenden Lebens.

Den beiden Männern war es, sie beträten eine Gruft, als sie in das in ernster Trauer schweigende, leere und kühle Haus zurückkehrten. Alles war still. Die Mägde huschten, verstört, ohne zu reden, ohne zu fragen, was nun werden solle, durch Gänge und Kammern. Und aller Gedanken waren oben in der Kapelle, bei dem Manne, der,

ein verödetes Leben vor sich, neben dem stummen, jungen Weibe saß. —

Doch mußte er einmal das Gemach verlassen haben: Oswin öffnete den Gästen den Vorhang der Burghalle und wies auf einen Tisch, von welchem die Waffen hinweggeräumt waren, und der auf weißem Linnen mit buntgestickten Rändern einen hohen Krystallkrug voll roten Weines, zwei Becher und einen einfachen Imbiß von kalten Speisen trug. „Befehl des Herrn," flüsterte der Burgwart, und schloß, sie allein lassend, den Vorhang. „Keine Pflicht, — auch die geringste nicht! — vergißt er," sprach der Hochmeister. „Mitten in solchem Weh," fügte Walther bei. Er ging mit leisen Schritten bis an den Vorhang der Kapelle und sprach: „Friedmuth, — Lieber: — stört es dich, wenn wir hier weilen und sprechen? Herr Hermann will mir etwas Wichtiges berichten. Sollen wir in ein ander Gemach gehen?" „Nein! Sprecht nur!" erscholl die ruhige Antwort. „Der Klang eurer Stimmen thut mir wohl."

Da schoben sie den Tisch und die beiden daran gestellten Stühle näher an den Vorhang der Kapelle und ließen sich nieder; doch blieben Speis' und Trank unberührt. „Wie lang' ist's her," fragte nun mit lauter Stimme Walther, „daß es im Gang ist, dieses große Werk?"

„Die Vorerwägung, die Vorbereitungen gehen viele Jahre zurück. Schon im gelobten Lande, — vielleicht gedenkt Ihr noch, wie wir in unseres armen Freundes Zelt davon sprachen?" — „Jawohl gedenk' ich's! Und wie eifrig er Eure Gedanken aufnahm. Was Ihr mit dem Orteisen der Schwertscheide in den Sand der Wüste zeichnetet, — er ließ sich's deutlich weisen." — „Schon damals hatte ich den Plan gefaßt, durfte ihn aber nieman-

dem mitteilen, — auch Euch nicht, — bis Kaiser und Papst ihn gut geheißen: und beide mußten erst versöhnt sein." — „Ihr habt sie versöhnt?" — „Ja, mit schwerer Mühe! Schon zwischen Hammer und Amboß ist schwer Friede machen, — zwischen zwei hauenden Hämmern noch schwerer." Walther blickte mit Staunen auf den Hochmeister. „Herr Hermann," sprach er, „viel, wahrlich, trau' ich Euch zu, Eures Willens Kraft und Eures Geistes Tiefe. Wie Ihr aber das zuwege schafft, daß Ihr diesen Staufer, diesen gewaltigen, feuerherzigen, immer wieder zum Frieden leitet mit der Kirche, mit dem Herrn Papst, der ihm doch so oft und so bitter Weh und Unrecht angethan, — das kann ich nicht begreifen."

„Will's Euch sagen, Freund Walther, wie ich's mache: ich sag' ihm die Wahrheit. Ja, ja, staunt nur. Seht, wir alle, die wir den Herrlichen kennen und lieben, — wir begehen den großen Fehler, immer nur seiner glänzenden, ja blendenden Gaben und all' gewinnenden, begeisternden Vorzüge zu gedenken; auch ich im stillen Herzensgrunde, aber die anderen gar laut — und nicht am wenigsten laut Ihr, wackerer Walther! — Wenn wir von ihm reden, lobpreisen wir ihn: wenn wir dann zu ihm reden, machen wir's auch nicht viel anders. Er hat aber doch wahrlich nicht bloß Vorzüge: — er hat auch, untrennbar von ihnen, recht viele und recht arge Fehler." „Ist wahr," sagte Walther kleinlaut und betrübt, und schmiegte die Wange in die Hand, wie er pflegte, wann er über etwas bedächtig ‚sinnierte'. „Aber verzeih' mir's der milde Gott: — mir sind meines Kaisers Fehler viel lieber als des Herrn Papstes beste Tugenden." Der ernste Hochmeister lächelte ein wenig: „Das ist des warmen Herzens holde Thorheit; und keinen geht es an, ob ich's im stillen nicht ebenso halte. Pflicht aber ist, in Worten

und Urteil gerecht, ja streng zu sein gegen den so heiß geliebten Herrn. Und so groß geartet ist dieser wahrhaft kaiserliche Geist, daß er das gern erträgt, ja selbst verlangt. Manchmal wird ihm des Lobes allzuviel, das nicht aus Schmeichelei, — denn die durchschaut er und verachtet er sofort, — aus wahrer Abgötterei alle Männer und, noch heißer fast, alle Frauen um ihn her spenden. — Er ist ja auch . . . —" und des weisen Mannes Auge leuchtete. „Er ist ein Wunder, ist des Wunsches Sohn!" rief der Sänger mit nicht mehr zu verhaltender Begeisterung.

„Wird's ihm manchmal zu schwül, vor lauter Ruhm und Lob, dann — ruft er mich zur Zwiesprach. ‚Komm, mein Gewissen,' schrieb er mir einmal, ‚schilt mich, spiegle mich, mein Spiegel.' Und wenn ich ihm dann sage, wie an seinem Hof oft eine wahre Heidenwirtschaft übermütiger Frauen und Troubadoure wuchert, — ohne ein Wort der Abwehr, schweigend, mit mächtigen Schritten, wie ein Löwe, schreitet er dann durchs Gemach auf und nieder. — Zuerst zuckte er lächelnd die Achseln und meinte, die alten Heiden wären gar nicht dumm! — Allein es ergriff ihn zuletzt doch die Scham! — Wenn ich ihm dann vorhalte, wie seine ungestüme Hitze, seine Leidenschaft in Stolz und Zorn und loderndem Haß ihm oft seine weisesten Pläne verdirbt, wie er, in Worten und Werken, das Maß unzähligemal verletzt, wie er durch hastige That, auch wohl durch arge List, die seinem Heißblut nicht immer glückt, sich mindestens ebenso oft ins volle Unrecht setzt, gegen die Fürsten, die Lombarden, die Pfaffen, den Papst selbst, — ja, ja, Herr Walther: schüttelt nicht das Haupt! — als diese fehlen wider ihn, — dann bleibt er plötzlich vor mir stehen, schaut mir adlerscharf ins Auge und sagt wohl: ‚Ja, bei meinem Stern, 's ist alles so, 's ist wahr. Sage nun, Hermann, wie mach' ich's gut, wie sühn' ich's? —

Leg' mir was Schweres, was recht Schweres auf — weißt du? — was mich am meisten Selbstbezwingung kostet,' — dann — dann, Freund Walther, — ist der Augenblick, da dies unbiegsame, unbrechbare, dies herrliche staufische Metall in der Glut edelster Begeisterung so weich geschmolzen ist, daß er mir freiwillig gelobt, was ihm sonst die Hölle, was ihm — leider! — auch der Himmel nicht abringen könnte. Dann leit' ich ihn, soweit ich es verstehe, zum Guten, zur Versöhnung."

Walther strich sich rasch mit der Hand über die Augen: „Gott erhalte Euch, Herr Hermann, dem Kaiser und dem Reich, — Ihr seid des großen Staufers guter Geist."

Siebzehntes Kapitel.

„Euch beiden," fuhr der Hochmeister fort, „bestätigte ich damals nur, was ihr euch beide schon selbst gesagt: daß in dem Morgenland, in der Wüste alles vergeudet und verloren ist, fürs Reich und Volk, — was von deutschem Blut, von deutscher Arbeit dort aufgewendet wird." Walther nickte und summte vor sich hin: „Nicht fürder mehr im Wüstensande. . . ." — „Franzosen, Italiener sind — aus gar manchen Gründen — dort in der Vorhand. Ihre Mutterländer liegen viel näher, wir Deutschen werden niemals das Mittelmeer mit unseren Schiffen beherrschen. Schon Luft und Leben in der Levante ertragen wir Nordländer viel schlechter.

Unser deutscher Orden kann da drüben auf die Dauer nicht das Feld behaupten wider die Templer. Nicht, weil sie uns an Reichtum, an Gold, Land und Menschen und

durch zahllose Privilegien der Päpste überlegen, — sind sie doch stärker, als gar manches Königreich! — sondern weil wir es an Ruchlosigkeit mit ihnen nicht aufnehmen können: — und sollen. Aber diese Frevel stecken an. Mir bangt oft um meine Ritter: sie verwildern und verderben dort leicht: die deutschen Tugenden verlieren sie, die Laster der Pullanen, — der entarteten Mischlinge, — nehmen sie an. Deshalb suchte ich schon lange unsere Burgen und Casalien im Morgenlande zu verkaufen und für den Erlös im deutschen Reich Gebiete zu erwerben."

„Also deshalb! Mit Staunen fand ich auf meinen Fahrten im Reich, wie Ihr nicht nur an Donau und Etsch und Rhein und Main und Lahn, auch an Pegnitz, Saale und Elbe wachsend Land und Leute gewonnen habt in diesen Jahren."

„Und damals schon hatt' ich erkannt, daß ganz wo anders als am Jordan für uns ein weites Land liegt, in welchem wir Dauerndes schaffen können. Damals aber dachte ich nur daran, durch eine deutsche Mark in jenen Landen die Wenden in später Zukunft einmal zu verdrängen. Jetzt aber ruft uns ein dringender Hilfeschrei zur Abwehr — sofort, soll dort nicht alles verloren sein. —" „Wie das?" fragte Walther erstaunt. — „Jene Pruzzen und Samaiten, ehedem gar friedlich und ungefährlich, haben jetzt, gereizt durch blutige Thaten der Christen, das heißt der Polaven und der Pommern, Thaten, die ich — bei Gott! — nicht loben will, furchtbare Vergeltung geübt, und drohen nun, angreifend, in wilder Wut alles zu zerstören, was von Christentum, von mildrer Sitte, von deutschem Fleiß in ihren Nachbarlanden mühsam emporgebaut wurde seit Jahrhunderten. Erhoben haben sich die Heidenstämme in allen Landschaften des Preußenlandes. — Nicht alle Namen hab' ich im Gedächtnis: — Nadrauen und

Schalauen, Galinden und Barten, Samland, Warmien, Pogesanien. — Vernichtet haben sie alles Christentum im Kulmer- und Dobrinerland, in Lubovien und Lansanien, Masovien und Kujavien sind verheert. Der wildeste Haufe, geführt von einem Rückfälligen, Warputus, . . . —" „Den Namen," meinte Walther nachsinnend, „hab' ich schon einmal im Leben gehört, — aber wann und wo?" — „Ist über die Wyssel gedrungen, weit über das geplünderte Danzig hinaus, und hat den Bischof des christlich gewordenen Preußenlandes, Herrn Christian, und viele Mönche gefangen fortgeschleppt. Der Cistercienser waldumrauschten Sitz, Kloster Oliva, haben sie verbrannt, ja das deutsche Reichsland Pommern furchtbar heimgesucht. Deutsche Mädchen haben sie, zum Hohne mit Blüten bekränzt, in den Schauern ihrer Eichenwälder zu Romowe im fernsten Nadrauen, unter den Schlägen des weißen Zauberstabes ihres Oberpriesters, des Kriwe, in den Opferbränden ihrer Holzgötzen, zu Tode gequält. Verzweiflungsvoll strecken Herzog Konrad von Masovien, Bischof Günther von Ploczk, die schwerbedrängten Ritterbrüder von Dobrin, —" „Ah, die mit dem roten Schwert und Stern auf weißem Mantel?" rief Walther. — „Sie sind nur noch Ein einziges Konvikt." — „Was? Nur zwölf Ritter noch und ein Komtur!" — „Von der Heidenflut ringsher umbrandet, darin gar bald ihr Stern versinken kann: — sie alle strecken am Rande des Unterganges die Arme flehend nach uns aus. Da hab' ich ihn denn endlich durchgesetzt bei Kaiser und Papst, meinen Plan, den ich lange vergebens bei beiden betrieben: — erst die Not hat sie zu meinem Willen gezwungen. Denn des Papstes, wie des Kaisers Aufruf an alle Christenheit, den Bedrängten zu helfen, — sie verhallten fast ungehört.

Geduld genug hat es gekostet: Klugheit, ja, wenn ich mich selbst so rühmen darf, Weisheit! bis ich alle die vielen

Häupter, die da das Recht hatten, nein zu sagen, oder doch die Macht, mich schwer zu stören, bis ich sie alle, die untereinander Hadernden, unter den einen Zwang meines starken Willens gebracht hatte. Jetzt aber stelle ich nicht nur meine Kraft — das wäre wenig! — stelle ich die ganze Heldenschaft der Meinen in den Dienst dieses großen Werkes. Schon hab' ich Herrn Hermann Balka, den tapfern Niedersachsen, vorausgesandt: der Orden der deutschen Herren, — er siedelt über nach Preußenland. Der Kaiser hat uns alles Land, das wir dort erobern, als ein Fürstentum, als Reichslehen verliehen. Gerade von hier, von der Fragsburg aus, zieh' ich gen Preußen."

Da rauschte es ganz leise in dem Vorhang der Kapelle.

Die beiden bemerkten es wohl, und Hermann fuhr fort: „Aber nicht wie die Hetzpfaffen meine ich diesen Krieg! Nicht, um alle Heiden mit Gewalt zu taufen. Wir haben's erfahren im Morgenland: es giebt gar wackre Herzen unter den Heiden. Wahrlich — was brauchen wir weiter Zeugnis? da drinnen — jenseit des Vorhanges — liegt eine stumme Zeugin: — eine unvergleichliche! Sobeide schon, nicht erst Frau Demuth, hat viel mehr als ihr Leben daran gesetzt, den Unschuldigen vom Qualentod zu retten."

Da zuckte tiefste Rührung über des Lauschenden Antlitz; die Falten des Vorhangs fielen zu.

„Wohl predigen wir auch das Kreuz und die Erlösung: aber nicht um deswillen vertausche ich den Jordan mit der Wyssel. Wir schützen mit den Waffen deutschen Besitz und Christenglauben: und wir erobern so viel jenes Landes, als nötig ist, für immerdar jenen Besitz zu wahren. Nicht Mörder und glaubenstolle Pfaffen, — Ritter und Helden führ' ich in jenes Land zu einem Kampf, der wahrlich ein heiliger ist. Denn es gilt, wie Christus dem Herrn, so

der deutschen Macht, es gilt dem Reich, und seiner Hut und Ehre."

Er hielt inne. Schweigen entstand: — ein tiefer, starker Atemzug aus voller Brust drang aus der Kapelle.

„Aber," wandte Walther nach einer Weile ein, „Ihr werdet auch mit der bisherigen Macht Eures Ordens nicht viel ausrichten." „Leider," seufzte der Hochmeister. „Auch die Schwertbrüder an der Düna, in Livland, Esthland und Kurland, fühlen es, daß sie viel zu schwach. Auch sie rufen um Hilfe. Als Wahrzeichen bitterster, blutigster Drangsal sandten Herr Albert von Buxhövden, der Hochmeister, und Herr Volkwin, der Landmeister jenes Ordens, mir ihre beiden weißen, zerhackten und zerschossenen Mäntel: o heilige Jungfrau! Sie waren so getränkt von Blute, daß das rote Schwert und das rote Kreuz auf beiden nicht mehr kenntlich waren! Beredter als laute Zeugen sprachen diese stummen Boten! Deshalb drängt mich harte Not, neue, frische Kräfte zu werben! Wird es aber erst ruchbar, welche Gefahren, welche Entbehrungen, — welche Schrecknisse jenes Land birgt, — so kommt uns vollends niemand mehr. Ins märchenhafte, reiche Morgenland, übers blaue Mittelmeer, zieht es die Abenteurer immer noch: aber nach Preußenland!"

„Ja, ja," meinte Walther, seufzend und unwillkürlich einen schmerzlichen Blick nach der Kapelle werfend. „Ein Jugendgenoß von mir — dorthin verschlagen — Herr Ralf vom Rhein — der hat es schon gesagt: ‚Wer still, wer einsam sterben will, der zieht gen Preußenland.'"

Achtzehntes Kapitel.

„Ja, wahrlich," fuhr der von Salza fort, „wen nicht ein tief heiliger Drang, ein zwingender Ernst der Seele dahin lädt — der folge mir nicht. — Das Land ist heute noch das ärmste, elendeste, ödeste, das man im Abendlande kennt. Undurchdringbare Wälder, mit Bär und Wolf und reißendem Getier und dem gewaltigen Elch, dem Roßhirsch mit den Schaufelhörnern, und alle Schrecknisse des Urwaldes drohen. — Noch trostloser ist der unermeßliche Sumpf, das tückische Moor, das meilenweit sich dehnt, oft unter dünner Schicht von Heidesand versteckt, und unerbittlich Roß und Mann verschlingt. Ja, dort giebt es Strecken, die, wechselnd, bald Meer, bald Moor, bald Sand, bald Sumpfland und bald Heide sind. Durch Mark und Bein bohrt der grimmige Ostnordost, der aus den eisbedeckten Wüsteneien eines unerforschten Steppenlandes der Sarmaten braust. Furchtbar kracht es durch die stille Nacht des öden Landes, meilenweit vernehmbar, wann das manchen Fuß dicke Eis der Wyssel oder der Nogat sich im mächtigen Eisgang übereinander türmt und splitternd bricht. Acht Monde Eis und Schnee, oder — schlimmer als beide — schneekaltes Wasser, das alles überzieht: eine flüssige Decke von Eismus, zu dünn, den Schlitten oder auch nur den Menschentritt zu tragen, zu dick, vom Schiff durchfurcht zu werden!

Und verteidigt wird diese Wüste des Sumpfes und des Waldgestrüpps von einem tapfern, aber unaussprechlich rohen Volk, das in dem Deutschen seinen Todfeind sieht und so stumpf ist, — ärger als das Vieh. Sie bringen alle Töchter in jedem Hause um bis auf eine. Der Christen Zahl aber ist so kläglich schwach, daß je ein Ritter mit

ein paar Knechten, in einem schmalen, nur von Holz gebauten Turm hausend, oft viele hundert Stunden keinen befreundeten Speer nahe hat und gegen Hunderte, ja Tausende von Feinden ausdauern muß, viele Tage lang, wochenlang — wie der einsame Wanderer im winterlichen Föhrenforst, umheult von Rudeln hungertoller Wölfe, — bis — vielleicht! — Entsatz ihn rettet: oder bis er, preisgegeben, vergessen von allen Glücklichen, den wütenden Wölfen verfällt.

Die ‚Reisen‘ aber, wie sie's nennen, die Kriegszüge in das Innere, sind nur möglich in der allerstrengsten Winterszeit. Denn nur dann gefrieren die unzähligen Seen und Sümpfe, in denen die Eingebornen sich verstecken, zu jeder andern Jahreszeit so unerreichbar für den fremden Feind, als das Sumpfhuhn, das nur außer Pfeilschußweite im Schilf des Moores nistet. Man sagt, dort zu Lande kann man den Krieg suchen, ohne ihn zu finden, weil er in den Sumpf entschlüpft. Nur wenige schmale Furten, die bloß der Sohn des Landes kennt, sind zwischen Seen, Teichen und Sümpfen zu beschreiten. Ein Schritt daneben ist der sichere Tod. Und wer bei solcher Fahrt auf dem Heimweg ermattet zurückbleibt, von allbezwingender Müdigkeit herabgezogen in den weichen Schnee: — ein Glück für ihn, wenn ihn die Wölfe vor den Preußen finden." — „Und Ihr glaubt, — all diese Opfer sind nicht umsonst gebracht?" — „Wahrlich nein! Sonst wär' es Frevel, sie zu fordern. Nicht auf meine Weisheit hin würd' ich's wagen: aber der gewaltige Kaiser Friedrich ist ein Mann, der denkt auf viele Geschlechter der Menschen hinaus über das Wohl und Wehe der Staaten. Und mein großer Kaiser war es, der, nachdem er sich lange gesträubt, endlich mir auf die Schulter schlug und rief: ‚Ich hatte unrecht! Eigensucht, Eitelkeit hatte meine Blicke geblendet: — ich wollte Euch im Morgenlande festhalten für mein zweites

Kaiserreich, — du, Hermann, hast ein großes Werk erdacht! Wer mit dir geht, der baut da, wo's am schwersten — und zugleich am nötigsten, — am Reich.'"

Da trat Friedmuth ganz in den Eingang des Gemaches, kaum hielt er sich noch zurück: — sein Antlitz war ruhig, fest, von edelstem Entschlusse verklärt.

„In Anagni nahm ich Urlaub vom Kaiser, nachdem ich ihn mit dem Papst ausgesöhnt: — ich allein ward von beiden zu ihrer Unterredung und dann zur Tafel gezogen. Schon hatte ich Verona erreicht, da traf mich ein Bote, der mir dies Schwert als Geschenk des Kaisers zum Angedenken an sein Abschiedswort überreichte." Der Hochmeister erhob sich und holte aus dem Waffengestell an der Wand die edle Waffe, samt der Scheide und der darüber gewundenen Schwertfessel sie auf den Tisch legend.

„Eia, welch' reiche Scheide! Und erst die breite, schöne Klinge: bester Stahl von Biscaya und Arbeit von Toledo. Und wie lautet hier das Schwertmal?"

,Mit diesem Grabscheit scharf und stark
Stich ab dem Reich die neue Mark.
Mit diesem Hammer sollst du hau'n,
Da, wo's am schwersten ist, zu bau'n.'

„Darum," fuhr der Hochmeister fort, „soll mir nur folgen, wer jeder Lust des Lebens, jedem Genuß der heitern Stunde entsagt, wer auf Weib und Kind und Heimat und Besitz und alles sonst verzichtet, was beglückt. Wer mein Genosse werden will, der darf nur der Pflicht, der allerschwersten Pflicht des Ritters, des Deutschen, des Christen leben. Nur wer ganz entsagt, für andere lebend, nicht für sich, getreu bis in den Tod, nur solche Männer kann ich brauchen."

Friedmuth trat unhörbar über die Schwelle.

„O Hochmeister," rief Walther, „wie ist das schön! Gerne zög' ich selber mit." — „Bleibt Ihr in Euren grauen Haaren in wohlverdienter Ruhe. Ihr habt dem Reich genug gedient." — „Wie ist das heldenhaft! Viel schöner als mein armes Lied." — „Sagt mir dies Lied, ich bitte, Herr Walther." Und der Sänger sprach mit starker, lauter Stimme:

„Nicht fürder fern im Palmenlande
Verschwendet edle, deutsche Kraft,
Wo in der Wüste Wirbelsande
Nicht Schwert, nicht Pflug sich Heimat schafft.

Lang hielten Wacht wir träumend weiland
Am heil'gen Grab mit treuem Speer: —
Wir fanden's endlich aus: der Heiland
Braucht keinen Schutz: sein Grab ist leer! —

Nein, wer begehrt nach Heidenstreichen,
Wer nach des Pfluges edlerm Streit:
Ein Schlacht- und Brachfeld ohnegleichen
Liegt nah' der Heimat ihm bereit.

Wo jetzt die Nogat und der Pregel
Durch herrenlose Sümpfe schleicht,
Wo kaum im Haff, vor selt'nem Segel,
Der Möven zahllos Volk entweicht,

Wo des Perkunos Steine ragen,
Von Urwaldfichten schwarz umsäumt,
Wo wilde Steppenhengste jagen
Und im Gestrüpp der Rohrwolf heult, —

Dort, statt am Jordan zu vergeuden
Des Ritters Mut, des Bauers Kraft,
Dort sollt ihr fechten, bau'n und reuden
Mit Axt und Grabscheit, Schwert und Schaft

Auf! rasche Franken, zähe Sachsen,
Ihr Schwaben klug, ihr Bayern stark:
Gen Preußenland! — Aus Sumpf erwachsen
Soll Deutschland eine neue Mark.

Gen Preußenland! — Brecht, stet im Siegen,
Mit Schwert und Pflug die Wege klar
Und hoch ob euren Häuptern fliegen,
Weissagend, soll des Reiches Aar."

Da, mit dem letzten Worte des Sängers, trat Friedmuth dicht an Herrn Hermann heran, bog das Knie, drückte die Linke, die eine weiße Rose gefaßt hielt, auf die Brust, streckte die Rechte gegen den Freund empor und sprach feierlich, mit weicher Stimme: „Hochmeister Hermann, — nimm mich auf in deine heilige Schar: — gieb mir das schwarze Kreuz. — Ich ziehe mit dir gen Preußenland. Darf ich?"

Die beiden Männer sprangen auf: Herr Hermann öffnete die Arme und zog den Knieenden an seine Brust: „Mein Friedmuth — ja! — Gewiß, ich hab's ja gewollt! — Du darfst: — du sollst."

Neunzehntes Kapitel.

Als sich der Tiefbewegte aus des Freundes Armen gelöst hatte, wankte er auf den Füßen und griff nach dem Tische, sich zu stützen. Flugs schob ihm Walther seinen Stuhl zurecht, und drückte ihn mit sanfter Gewalt darauf nieder. Besorgt füllte der Hochmeister einen der beiden Becher mit Wein, hielt ihn Friedmuth hin und sprach: „Trink! Trink und lebe! Du darfst mir nicht erliegen — vor der Zeit! Jetzt bist du *mein*!" Friedmuth trank durstig den Becher leer. „Thut feierlich Bescheid, Herr Hochmeister!" rief Walther, beide Becher wieder füllend, „der jüngste Deutschritter!" Walther holte einen dritten

Stuhl herbei und Friedmuth begann: „Habt Dank, ihr Vielgetreuen. Ich habe es bald erkannt: mir galt euer Gespräch. Habt Dank auch dafür, daß ihr das so gerichtet und gefügt. Ich hätte Trost, — wie man's wohl nennt — auch Ratschlag nicht ertragen. Ich mußte es selber finden, wenn auch ihr mir's in den Weg gelegt. Es ist das Rechte: ich fühl' es an dem Frieden, der mir die Brust erfüllt, seit ich's erwählt. Diese Lösung, ihr botet sie mir dar. Aber daß ich mich aus tiefstem Jammer wieder heben mochte, daß ich sie fassen konnte, die rettende Hand, das danke ich — nach des lieben Himmelsgottes Fügung! — meiner seligen Mutter und einem frommen Spruch, den sie mich als Kind gelehrt, den ich treulich im Herzen behalten und mir vorgesprochen habe in mancher Fährlichkeit im Abend- und im Morgenland. Heute hatte ich ihn vergessen! Ach, lange fand ich die Kraft nicht wieder. Immer wieder sagte ich mir: öde ist dein Leben, da liegt dein Glück, tot und verstummt! — Und immer fester klammerte ich die Hand um diesen Dolch. Und siedheiß, bitter schmerzend, schoß mir durch mein arm Gehirn, daß solcher Fragen ungewohnt: Warum? Warum das alles? Warum muß Frau Wulfheid, völlig schuldlos, dies erleben? Und warum müssen wir beiden uns ahnungslos so unrettbar verstricken, daß es diese holde Heilige in den Tod treibt, und jene Heißherzige in die Flucht und mich ins Elend des Herzens? Warum hat dies der Himmelsherr verhängt? Oder ist vielleicht gar keiner, wie in Akkon einmal ein gar witziger Templer uns beweisen wollte? Und alles ist blinder Zufall?"

Da schlugen die beiden Hörer voll Entsetzen ein Kreuz: Friedmuth that desgleichen und fuhr rasch fort: „Erschrecket nicht vor mir. Verabscheuet mich nicht! — Denn kaum hatte ich das gedacht, da erschrak mein Herz und ich brach

in die Kniee und gedachte, wie die liebe Mutter so oft gerade zu dieser Stunde, wann die Abendglocken von Meran heraufklangen nach Schänna, mit mir gekniet und gebetet, und wie sie mir einmal den ersten aufsteigenden Stern im Westen wies und sprach: ‚Das ist das Auge Gottes.‘ Und ich erbebte über den Frevel, den ich gedacht, und schaute unwillkürlich empor in den Himmel, den ich gelästert hatte. Da fiel mein Auge auf den Spruch, den ich vergessen: aber die Mutter hatte ihn, als ich diese Burg bezog, mit roter Farbe anmalen lassen, dort, über dem Fensterbogen der Kapelle, und ich las:

‚Wer Unrecht nimmer thut,
Der steht in Gottes Hut:
Den darf an Leib und Ehren
Nicht Leid noch Übel sehren.

Doch trag du in Geduld,
Auch Leiden ohne Schuld:
Auch sie schickt Gottes Huld,
Im Himmel sie zu lohnen
Mit sel'gen Martyrkronen.‘

Das rührte mich tief in der Seele: mir war, ich hörte der Mutter liebe Stimme diese Worte leise zu mir sprechen. Und ich betete ein Vaterunser. Und wie ich an die Bitte kam: ‚Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern‘ — da fügt' ich bei: ‚Strenger Himmelskönig — ich weiß zwar nicht, was Demuth und was ich verschuldet haben. Wir wollten nichts Böses. Straffst du aber auch schuldlose Schuld, — o vergieb sie uns jetzt, und vergieb ihr auch, daß sie aus allzugroßer Liebe für mich starb. Und höre es: aus tiefstem Herzensgrund verzeihe ich, was Frau Wulfheid etwa gegen sie und mich in dieser Nacht gefehlt.‘ Und da ich dieses Wort gesprochen hatte, da kam ein großer stiller Friede über

mich; und ohne Groll konnte ich der harten Frau gedenken, deren wilde Drohung Kind Demuth in den Tod getrieben hat. Und nun sprach ich zu meinem Herzen: ‚Dies holde Geschöpf ist in den Tod gegangen, auf daß ich ohne Schmach und Vorwurf leben kann: — wohlan, ich will leben. Aber wofür? Das Glück ist tot — da liegt's! Was soll ich thun? Wo soll ich leben? Hier, in Wulfheids Haus, in Müßiggang? Niemals! Ein Klostermönch? Ich bin so jung, ach gar so jung. Mein Arm ist stark, — ich bin zum Kampf geboren: — nicht für mich mehr will ich kämpfen, aber wofür soll ich leben?‘ Ratlos saß ich an der Leiche. Da kamet ihr und euer Gespräch hob an und der Meister sprach: ‚Wer mir nachfolgt und unter mir kämpft, der lebt und kämpft nicht mehr für sich — nur für andere: für Christus und das Reich.‘ — Da sprang ich auf, als sei ein Erzengel vom Himmel mir herabgeflogen und habe mit dem Flammenschwert gewinkt: ‚Friedmuth, gen Preußenland!‘ So hat mich Gott der Herr gerettet: durch der Mutter Spruch und durch dich, mein Hochmeister."

Zwanzigstes Kapitel.

Den Rest des Tages verbrachten die drei Freunde in der Beratung wichtiger Beschlüsse.

Besorgt hatte Walther eingewandt: „Nur einer könnte diesen Entschluß hemmen: — der Reichsministerial darf das schwarze Kreuz nicht nehmen ohne des deutschen Königs, des Kaisers Verstattung." Da streifte Friedmuth einen Ring vom Finger, mit einem schönen Amethyst, und sprach: „O Hochmeister, ich bitte, schreibe dem Kaiser und

schicke ihm seinen Ring zurück. Er ward mir dereinst gegeben, allerlei Güter und Ehren von ihm damit zu erbitten: — jetzt erbitte ich kraft des Ringes nur die eine Gunst, — allen irdischen Gütern und Ehren entsagen zu dürfen." „Er wird sich nicht weigern," sprach Herr Hermann, und nahm den Ring an sich. „Ich stehe dafür ein." Der Hochmeister schrieb nun Briefe — zwei — in der Bücherei des Schlosses. Am Abend noch sandte er gut berittene Boten mit dem einen Schreiben aus. Am andern Morgen schickte er das zweite, einen Bericht der Vorgänge, in welchen die beiden Ritter den Tod gefunden, und des ganzen Schicksals Friedmuths an den Kaiser.

Während er so emsig arbeitete, schritten Walther und Friedmuth, Arm in Arm verschränkt, durch den Schloßgarten. „Freund Walther," sprach der Fragsburger, „schilt nicht den Deutsch-Herrn-Ritter, daß mich noch eine Sorge, eine bange Frage hier festhält." — „Du bist's noch nicht: erst morgen sollst du das Gelübde leisten und den Mantel anthun." — „Ja morgen! Dann — ich habe mir's schon so ausgedacht! — Aber die holde Demuth da oben kann ich nicht in der Burggruft bergen." — „Nein, nicht neben Frau Wulfheids Gesippen wahrlich." — „Dank dir, daß du das einsiehst, gleich mir. — Glaubst du, Walther, — du bist so viel älter, weiser, als ich, — es schadet ihrem Seelenheil, — wenn sie nicht in geweihter Erde ruht?" Da blieb der Sänger stehn, legte dem Freunde beide Hände auf die Schultern und sprach: „Die Erde, darin sie ruht, ist geweiht! Sie starb als eine Siegesheldin der Liebe. Wie viele liegen auf dem Schlachtfeld eingescharrt, auf dem sie fielen, und nur die Treue hat ihnen das blutige Feld geweiht! — Ich hab' es schon bedacht," fuhr er fort, den Freund leise weiter ziehend, — „als ich mit dem Hochmeister im Garten wandelte. — Sieh dort in jener Ecke

— unter den Rosen: — sie waren deine letzten Grüße. Dort ist's so schön, wie nirgends sonst im Garten! Ein Vögelein sang heute früh noch in dem blühenden Busch: — wohl ist die Sommersonnwende schon vorbei: aber sie nehmen's nicht so streng mit dem Ablauf der Zeit, in der der liebe Gott sie zu singen verpflichtet hat: — sie singen ihm gern darüber hinaus was vor. — Ein Rotkehlchen war's: — die sind die sinnigsten von allen, sind eigentlich gar keine Vögel: gute Holdchen sind's. — Und da stehen dicht daneben, weiße Lilien: — hier, Friedmuth, wollen wir das Kind begraben."

Und so geschah's.

Noch am Abend dieses Tages waren Hezilo, der Innerhofer und seine Tochter auf die Burg gerufen worden, das Geschehene und den Beschluß des Vogtes zu vernehmen. Wohl zuckte der treue Hezilo zusammen: „Nach Preußenland!" stammelte er. „Das ist der Tod! Das ist das Grab. Sie sagen, keiner kehrt von daher zurück." „Ich gewiß nicht, mein lieber Bub'," sprach Friedmuth. „Nein — Katharina, erschrick nicht! Er darf nicht mit: — ich nähme ihn nicht, — auch wenn er wollte. Auch Oswin nehme ich nicht mit, der darum bat. Ich gehe allein. — Für euch ist gut gesorgt." „Wer wird nun Vogt?" fragte der Innerhofer bekümmert. — „Sei ohne Bangen: der Größte, Herrlichste im Reich. Du Katharina, komm: dir hab' ich ein hoch Geschäft bestimmt! Du sollst mit deiner kundigen Hand mir das Leichentuch fertigen, in dem wir Frau Demuth zum Grabe tragen." „O, wie gerne," rief das Mädchen mit feuchten Augen. „Hezilo hat mir von ihr erzählt: — wie schön sie war, — wie sie Euch gerettet hat, — wie gut sie war." „Ja, sie war gut," sprach Friedmuth. „Du aber sollst ihr die letzten Ehren von Frauenhand erweisen; du bist es wert; dein Hezilo hat

mir berichtet, wie du gern entsagt hättest, gern ihn einer andern gegönnt, um ihn zu retten. Wie du aber das Leichentuch fertigen sollst, — das sag' ich dir. Ich gebe dir auch den Stoff dazu: — in solchem ward noch nie ein Weib zu Grab getragen."

Die Nacht über brannte eine Ampel, mildes Licht verbreitend, in der kleinen Kapelle.

An der Leiche wachte und betete still Friedmuth. Manchmal richtete er das Auge von dem edeln bleichen Antlitz hinweg durch das Fenster in den nächtigen Himmel, der voll von Sternen stand: er suchte mit seinen Gedanken, mit seinem Sehnen auf einem dieser Sterne ihre Seele. Einmal kam, von dem Lichte gelockt, wohl auch vom Duft der vielen Blumen, mit denen Katharina das ganze Totenlager überschüttet hatte, durch das offene Bogenfenster ein großer, dunkelfarbiger Nachtschmetterling geflogen. Er schwebte über der weißen Stirn, die von Rosen dicht umrankt war, ließ sich, nur einen Augenblick, darauf nieder, und flog leise, leise wieder hinaus: träumerisch schaute der Trauernde seinem Fluge nach, bis der im Dunkel verschwand. Am frühen Morgen aber — hell glitzerte der Tau auf dem Gras und den Büschen des Gartens — trugen sie die holde Tote hinab aus dem Schlosse, das sie nur betreten hatte, darin zu sterben. Der Reiz des Lieblichen auf diesen sanften Zügen war nicht gewichen: aber der feierliche Ernst und die Marmorblässe des Totes hatten sie wunderbar geweiht, veredelt und verklärt: sie glich einer toten Königin, einer Martyrin, die im Siege starb.

Weiß war das seltsam lange, breite und schwere Grabtuch, in welchem, statt auf einer Tragbahre, die leichte Last geführt wurde. Friedmuth hatte das Haupt und die Schultern gefaßt, seine beiden Freunde die Füße. So schritten sie langsam die Treppe der Burg hinab in den

Hof. Hier schlossen sich die Leute von Goyen, die Knechte und die Mägde des Hauses, die Reisigen des Hochmeisters an: aber bloß bis zu der schmalen Thüre des Schloßgartens. Durch diese traten nur die drei Träger, gefolgt von Hezilo, Katharina und deren Vater. Bald standen sie an dem Grabe, das Friedmuth ganz allein am Abend des vorigen Tages aus dem Moosrasen ausgehoben und geschaufelt hatte. Keine Glocke klang: aber die Lerchen stiegen, ihre hellen Lieder schmetternd, vom Thalgrund bis zu der Höhe der Burg hinauf und sangen ganz nah' über dem Grabe.

Neben dem offenen Grabe stand der schlichte Sarg, den die Burgleute auf Walters Anordnung schon am Nachmittag vorher gezimmert hatten.

Vorsichtig ward die schmale Gestalt in den Sarg gelegt, indem Friedmuth das lange weiße Wolltuch, auf welchem die Tote getragen worden war, nun unter ihr hervorzog: er breitete es über den nächsten Strauch. Von diesem überhangenden Rosenstrauch streifte der Frühwind einzelne Blätter ab und streute sie über die Leiche, die Katharina ganz in weiße Leinentücher geschlagen hatte: noch einmal küßte er die edle Stirn. Nun führte ihn der Hochmeister sacht einen Schritt zur Seite. Er sollte nicht sehen, wie Walther und die Männer von Goyen den gewölbten Deckel mit den vier hölzernen Zapfen über der Gestalt schlossen.

Als dies geschehen war, senkten sie leise, schauernd, das leichte Gezimmer in die schwarze Tiefe. Nur noch einmal, als der Sarg dumpf aufstieß auf den Boden der schwarzen Höhlung, und ein paar gelöste Erdschollen dumpfen Tones darauf nieder rollten, schrie Friedmuth laut auf in wildem, heißem Weh und warf sich leidenschaftlich auf die Kniee, mit beiden Händen in die Tiefe langend.

Aber sofort faßte er sich wieder. Er sprang auf und schritt zu dem Strauch, über welchen er das weiße Leichen-

tuch gespreitet hatte: mit rascher Bewegung warf er es um die Schultern: — da zeigte sich ein schwarzes Kreuz auf der linken Seite: das Leichentuch war ein Mantel. Er wickelte den ganzen Leib fest in die starken Falten, bog das Knie vor Herrn Hermann und sprach: „An diesem Grab sag' ich der Welt für immer ab. In diesem Mantel will ich einst begraben sein: mein Meister, nimm mich hin.". Und Herr Hermann legte ihm beide Hände auf die Schultern, beugte sich über ihn, küßte ihn auf die Stirn und sprach: „Friedmuth von Fragsburg, ich nehme dich als Bruder auf. — Nun schwöre mir zu: willst du dem Orden treu sein?"

„Ich schwör's. Bis in den Tod!" sprach Friedmuth.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Friedlich sank die Abendsonne in dem Vigilthal, das den Eingang in das Enneberger Thal bildet, südwestlich von Brunneck, und grüßte mit warmem Lichte die ernsten Mauern des Klosters Sonnenburg.

Heute liegen sie zerfallen; nur ein halb zerbrochener, muschelförmiger Weihkessel von schöner Steinarbeit im Vorhof und ein zierliches romanisches Fenstersäulchen im ersten Stock erinnern jetzt noch an die alte Bestimmung und die alte Pracht dieser Stätte. Damals aber ragten die stolzen Mauern stattlich, beherrschend empor.

Vom fernen Hintergrunde des Thales her schauten die hohen Häupter der dunkel bewaldeten Berge feierlich herüber: die Rienz und der von Süden her eilende Gaderbach schienen Blut und Feuer dahin zu wälzen; bald flammend, bald

tief dunkelrot färbte beide Gewässer die Spiegelung des erglühenden Himmels. Das Gastgemach für Fürstinnen, andere hohe weibliche Gäste, und für den Bischof, den einzigen Mann, der, außer dem Beichtvater, das Innere des Klosters betreten durfte, war ein mit düsterer, feierlicher Pracht ausgestattetes, hochgewölbtes Gelaß.

Den Mittelgrund des Gemaches krönte ein thronähnlicher Stuhl, auf zwei Stufen, ähnlich dem „Dais", von welchem herab die Lehen vergeben wurden, in starkgezogenen, geradlinigen Formen. Eine in Welschland erworbene eherne Taube mit versilberten Flügeln, einem Schnabel von Gold, und mit Augen von Rubinen, schwebte an dünner, goldgeflochtener Kette hoch vom Gebälk über dem Stuhl, und drehte sich manchmal leise, bei dem Schalle lauter Stimmen, — wie beschwichtend, mahnend. Die steil aufragende gepolsterte Rückwand das Thrones war von schmalen Säulen aus geschwärztem Eschenholz eingerahmt, welche die Gestalten der Apostel Petrus und Paulus trugen: zwei wagrechte, ebenfalls schwarze Rundhölzer bildeten die Armlehnen.

In dem Stuhle saß in dunkelveilchenfarbenem Gewand ein hoher Greis; ein gleichfarbig Seidenkäpplein bedeckte das Haupt, von schneeweißem, dünnem Haar wie von einem Kranz umsäumt: weiß waren sogar die Brauen, unter welchen mächtige Augen hervorschauten, Augen, gewohnt seit mehr als vier Jahrzehnten Seelen zu durchdringen und zu beherrschen.

Auf dem großen viereckigen Eichentisch in der Mitte des Saales lag verstreut allerlei kostbarer Frauenschmuck und daneben eine starke Rolle von Goldblech, von der Art derer, in welchen man Urkunden aufzubewahren pflegte. Neben dem Tisch aber, die Rechte darauf gestemmt, und zu dem gewaltigen Greis emporblickend, stand Frau Wulfheid, mächtig erregt. Denn sie hatte soeben ihren Bericht, ihre Erzählung

geschlossen. Ihre Wangen brannten, ihr graues Auge loderte und lebhaft wogte ihre Brust: ungeduldig erwartete sie des Bischofs Antwort.

Dieser aber, mit halbgeschlossenen Augen das Haupt zurücklegend an die Lehne des Stuhles fragte: „Ist das alles?" — „Ja, und ich denke es ist genug." — „Hast du nichts verschwiegen, nichts übertrieben?" — „Ihr solltet wissen, daß ich niemals lüge gegen meine Feinde. Ich bin viel zu stolz dazu." — „Ich meine: nichts, was zu deinen Gunsten spricht, Tochter?" Hoch erstaunt sah Frau Wulfheid auf: „Noch mehr zu meinen Gunsten?" Sie schwieg. Nach einer Weile sprach der Greis, mit leisem Kopfschütteln: „Ich muß Herrn Friedmuth schelten." Befriedigter nickte sie mit dem Haupt: er aber fuhr fort: „Denn er hat dich schlecht gezogen. Gehorsam, Ehrfurcht hast du nicht gelernt vor deinen Obern; nach weltlichem Recht: vor deinem Eheherrn, und nach geistlichem: vor deinem Bischof." — „Ich werde Zeit genug haben, die zweite Tugend zu lernen — im Nonnenschleier. Aber vorher will ich Antwort. Ist es wirklich so, wie er und der Vogelweider sprachen? Können wirklich Mitpaten nicht heiraten nach Gottes Willen?" — „So ist es. Die großen Päpste Alexander und Innocenz haben diese Satzung festgestellt." — „Warum hast du — mein Ohm — mich nicht dessen gemahnt?" — „Wie thöricht! Ich war Jahrzehnte fern in Welschland. Wie sollte ich wissen, daß ihr einmal vor Jahren miteinander Paten gewesen, bei irgend einer Taufe?" — „Wohlan, so bleibt es dabei. Von seiner Gnade leb' ich nicht. Wie qualvoll hat mich's umgetrieben all' diese Tage — auf dem Wege von meinem Hause nach Brixen, und dann hierher, bis ich Euch endlich fand, — ob es eitel Lüge und Erfindung sei. Nun kehre ich nie zu ihm zurück." — „Gewiß nicht. Als dein Bischof würde ich es, nachdem ich um jenes Hindernis

weiß, nicht dulden dürfen, wenn du es noch so heiß verlangtest: und ob du zehnmal darum sterben müßtest." — „Aber Ihr werdet auch nicht dulden, daß er — auf meiner Burg! — mit jener Hexe lebt: Ihr werdet solches Ärgernis nicht verstatten! Denn ich klage sie an auf Zauberei! — Hört Ihr?" — „Verlaß dich darauf: die Kirche duldet kein Ärgernis und straft die Zauberei. Und ganz besonders mich hat der heilige Vater auserkoren, die in diesen Bergen leider nicht seltnen Werke der Magier und mit den Dämonen buhlenden Weiber auszutilgen: — muß es sein: auszubrennen." Sie atmete hoch auf: „Ich will mein Recht! Hört Ihr's?" — „Zweifle nicht, dein Recht, — dein volles, — soll dir werden." — „So will ich denn in dieses Kloster treten, wie Ihr mir wiederholt in diesem Jahr angeboten." — „Als du Witwe schienst und schwer bedrängt warst." — „Und zwar — wie Ihr das angedeutet — als Äbtissin. Der Platz ist ja frei, Ihr schriebt es. Denn zu dienen hab' ich nicht gelernt. Wo ich lebe, da will ich, nein: da muß ich gebieten. Ihr zögert! Wie? Nicht nur meinen Erbschmuck dort, — nicht nur mein vorbehalten Frauengut, — die ganze Fragsburg selbst mit allen Zubehörden von Wunn und Weide, von Vogteiherrn-Rechten und von andern — so lang ich lebe wenigstens — bring' ich dem Kloster zu. Ich denke, ich kaufe mich mit all dem Sach nicht billig ein in jene Würde. — Ihr überlegt? — Es wird darüber vielleicht zum Rechtsstreit kommen, aber wir werden, wir müssen obsiegen! Denn meine beiden Vettern liegen tot und der Herr von Schänna hat Anrecht auf die Fragsburg nur solang' ich seine Gattin."

„Es kommt nicht zum Streit darüber." — „Nun! Was bedenkt Ihr dann noch?" — „Ich überlegte, ob ich dir ohne Zustimmung Herrn Friedmuths den Schleier geben darf. Ich darf es: er ist nicht dein Eheherr, wie nun zu voller

Kenntnis der Kirche gelangt ist. Und da er nicht dein ehelicher Muntwalt ist, bin ich, dein nächster Schwertmag, deines Vaters Bruder, selbst dein Muntwalt. — Ich glaube selbst, — ja, ich bin ernst davon durchdrungen, — 's ist für dein Seelenheil das Beste." „Jedoch" — und sie furchte finster die buschigen Brauen, — „noch eins! Ich kann nicht Nonne werden, wenn Vorbedingung ist, daß ich Herrn Friedmuth und — ihr — seiner Zauberin vergebe: ich kann nicht verzeihen, — ich werde nicht vergeben." — „Das? — Das ist kein Hindernis. — Jedoch, bedenk' es wohl: unwiderruflich ist das Gelübde. Von den Fristen, von der Überlegungszeit kann der Bischof entbinden: — soll ich's thun?" — „Ich bitt' Euch drum, ich will, ich fordere es. Meine Entschlüsse sind von Eisen: ich nehme sie nie zurück." — „Wohlan! So lege hier in meine Hand das Gelübde ab, — der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams für immerdar." Frau Wulfheid warf noch einen kurzen Blick auf die Urkundenrolle. — „Ja, ich will's," sprach sie dann herb. „So kniee nieder! — Nein, auf beide Kniee. Ich nehme vorläufig nur dein Handgelübde, aber es gilt an Eidesstatt: — die feierliche Form folgt bei der Einkleidung." Sie gehorchte und sprach ihm die Formel nach. Dann erhob sie sich rasch. „Hier," sprach sie, auf den Schmuck weisend, „schon jenes Halsband würde genügen, den Mantel der Äbtissin reich zu bezahlen." „Äbtissin," sprach der Alte ruhig, „wirst du nicht."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

„Wie?“ rief sie heftig, zornerglühend, „Ihr habt mir’s selber angetragen!“ — „Ich hatte dich lange Jahre nicht mehr gesehen. Und vor allem — du hattest noch nicht gethan, was du mir jetzt berichtet hast.“ — „Was soll das? Was hab’ ich gethan?“ — „Schweres, sehr schweres Unrecht.“ — „Ich? Ha, jene beiden . . . —“

„Thaten dir kein Unrecht. Du selbst bezweifelst nicht: sie handelten in gutem Glauben. Ob Gott dadurch gekränkt ist und sein heilig Sakrament, das muß der Ewige selbst entscheiden, — der dies so gefügt oder doch so zugelassen hat. Du aber konntest, was du jetzt bist, Nonne werden, ohne zu vergeben. Denn du, Schwester, du hast nichts zu vergeben. Du hast vielmehr an jenem Tag, in jener Nacht . . . —“ — „Mein Recht hab’ ich gefordert! — Und da es mir nicht in Güte ward, hab’ ich’s erzwingen wollen; ist das Unrecht?“ — „Du hast nicht nur dein Recht, — Rache, wilde heiße Rache hast du gesucht mit Mordgedanken. Nein! Nicht bloß mit Mordgedanken: — mit versuchter That des Mordes! Du hast — mehr als einmal — die Waffe gezückt gegen die Fremde.“ — „Gottes Fluch schlage den Klimprer, der diese Waffe zweimal von ihr gewehrt!“ — „Mit solchen Flüchen wird man nicht Äbtissin. Bereue deine Sünden, Schwester!“ „Ich thät’s nochmal!“ sprach sie heiser. — „So bleibst du so lang’ in harter Klosterzucht, als dienende Schwester, bis du bereuest. Und zwar teil’ ich dich zu besonderem Dienst einer Schwester zu, von der du jede Tugend lernen magst: zumal die, welche dir zumeist gebricht: die Demut.“

Wulfheid zuckte bei diesem Wort: „Und wer ist diese tugendreiche Schwester?“ — „Eine Frau, die, seit zwei

Jahren hier im Kloster lebend, alle, alle in jedem Vorzug der Nonne nicht nur, nein des Weibes, überstrahlt. Und bloß deshalb hab' ich so rasch dich, obzwar du noch so völlig unvorbereitet, aufgenommen als dieses Hauses unwürdige Genossin. Denn die einzige, der ich es zutraue, daß sie vielleicht — im Lauf der zermürbenden Jahre — dein hartes Herz erweichen und Christi würdig machen kann, lebt unter diesem Dach. Ein Weib, das vor vielen Tausenden gesegnet war durch alles, was in der Welt draußen ein Frauenleben schmücken, beseligen und krönen mag. — Ich kenne jede Falte ihres Herzens — und jeden Schmerz ihres schmerzenreichen Lebens! Sie hat sich bisher beharrlich geweigert, die Würde der Äbtissin anzunehmen. Jetzt werd' ich ihr befehlen, zu gehorchen. Ihr wirst du dienen: — ihr eifre nach." — „Wer ist die Hochgepriesene?"

„Schwester Irene hab' ich sie hier genannt: in der Welt hieß sie Gioconda von Paluzzo." — Er griff nach einer roten Schnur, die von der Decke herabhing, und zog leise. Hell klang draußen vor der Thür eine Glocke. Herein trat eine hohe Frauengestalt, in der Tracht der grauen Schwestern von Sonnenburg, tief das schöne Haupt vor dem Bischof beugend. „Schwester Irene," sprach dieser, „Ihr seid Äbtissin. — Still: — ich gebiet' es. Und ich übergeb' Euch diese neue Schwester. ‚Submissa' soll ihr Klostername sein. Sie bittet Euch demütig, ihre Dienste anzunehmen. Sie ist es, von der ich gestern mit Euch sprach." Da richtete Schwester Irene die ernsten, traurigen, wunderschönen Augen auf Frau Wulfheid: sie schwieg: niemand hörte den leisen Seufzer ihrer kaum geöffneten Lippen. „Wie? Gestern schon, bevor ich kam?" fragte Wulfheid, erstaunt sich zu dem Bischof wendend.

„Ja, denn schon vorgestern erhielt ich Botschaft von

dem Geschehenen.“ — „Durch — ihn?“ — „Nein! Durch den ruhmeswürdigen Hochmeister der deutschen Herren, Hermann von Salza.“ „Seinen Freund!“ rief Wulfheid stirnrunzelnd. „Er ist mein Feind.“ — „Nein, wahrlich nicht! Er kam gleich nach deiner Flucht auf die Fragsburg. Er schrieb mir alles, was gescheh'n. In Einem Stück muß ich dich loben, Schwester Submissa: du hast nichts verschwiegen, du hast dich nicht beschönigt. Viel günstiger für dich, als du selbst, hat er, der maßvollste der Männer, über dich berichtet.“ Heftig auffahrend wollte Wulfheid erwidern: aber da legte Schwester Irene mahnend einen Finger an den Mund und sah sie mit großen Augen tief ernst, doch gütig an: da schwieg Frau Wulfheid. Ehrfurcht faßte sie vor dieser Frau. „Die Frau Äbtissin weiß von allem. Du aber höre nun: du kaufst dich nicht durch Simonie ins Kloster ein. Die Fragsburg fällt als erledigt Lehen an das Reich. Kaiser Friedrich selber wird dort Vogt. Denn der Herr von Fragsburg ward Bruder der deutschen Herren und zieht gen Preußenland.“ Wulfheid wankte. „Und?“ — Sie konnte nicht sprechen. — „Und seine Ehefrau ‚Demuth‘ ist plötzlich gestorben.“ „Ha! Sie hat sich selbst gemordet!“ brach es nun heiß aus ihr hervor. „Sie ist in Ewigkeit verdammt,“ jubelte sie. — „Nein! Denn sie that's in äußerster Verwirrung des Herzens. Ich bin gewiß, daß ihr der Herr verzeiht. — Weh aber jenem sündhaften Sinn, der sie mit wilder Wut in die Verzweiflung trieb! — — Ihr seid entlassen, beide: doch noch eins. Der heilige Vater hat geboten, daß in allen Klöstern das letzte laute Gebet nach der Abend-Cena gesprochen werde für den deutschen Orden, der bald schwer bedrängt im Preußenlande ringen wird: ein Jahr lang vorläufig. Sorgt, Frau Äbtissin, daß dies streng befolgt wird. Und außerdem betet — so gebiet' ich — dies Kloster — einen

Monat lang — für jene arme Seele, die in Verzweiflung starb. Morgen, Frau Äbtissin, haltet Euch bereit, den Mantel fürstlicher Würde zu empfangen, und feierlich Schwester Submissa einzukleiden. Dies ist mein letzt' Geschäft im Kloster. Von hier geh' ich auf die Fragsburg und weihe ein einsam Grab."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Im alten Preußenlande, hinter dem Kurischen Haff, im Osten, und dem Frischen Haff und der Danziger Bucht, im Westen, „wandert" die Düne: heute noch wie vor sechs Jahrhunderten, ja vor Jahrtausenden.

Der uralte Sand der See bildet die Grundlage des Festlandes viele, viele Meilen weit nach innen. Wohl ist diese turmhohe Sandschicht vielfach überkrustet von einer dünnen Heide-Narbe. Aber auch diese reißt gar oft die rasende, bohrende Gewalt des Sturmes auf und sie wühlt dann tiefe Furchen in den Sand, so daß man hier von Sandschluchten, wie in den Alpen von Felsenschluchten, sprechen mag.

Andere Striche sind Sumpf, sumpfige Wiesen, mit einzelnen Eichenbeständen, während aus dem Heidesand die magere Föhre, die verkrüppelte Kiefer zäh emporringt: freudlos, traurig, in schwerem, hoffnungsarmem Kampfe mit den erbarmungslosen Stürmen. Bei Elbing stehen die letzten Buchen; nur Menschenhand kann sie bewegen, weiter östlich sich zu wagen.

Mag es Sandheide sein oder Moorerde, — „Unland" bleibt es immer: so nennt treffend es der Ackersmann,

welcher der einförmigen, unfruchtbaren Öde nichts abzuringen vermag. Das Gras ist so sauer, daß selbst die Ziegen es verschmähen. Das dürre Heidekraut dient nur zum Verbrennen. In dem Wacholdergestrüpp, dem „Kaddig“, singt die Drossel nicht. Alles ist hier totenstill, unbelebt. Nur nach dem Wasser hin streicht mit trägem Flügelschlag eine Schar der immer hungrigen Kormorane — oder die heiser krächzende Nebelkrähe mit grauem Leib, schwarzen Flügeln und schwarzem Kopf. Die schmalen Rinnsale gelbbrauner Quellen gelangen selten in die See: sie versickern in den versumpfenden Teichen, voll gelben, giftiggrauen Schlammes und schwarzgrüner Binsen; oder sie verschwinden, aufgesogen in dem vertorften Moor.

Nun fehlt es ja heutzutage — nachdem deutscher Arbeitsfleiß seit sechs Jahrhunderten daran geschafft — nicht an fruchtbarstem, herrlichstem Lande, das reichlich Getreide trägt. Aber sehr vieler Boden ist doch auch heute noch: „Unland“. So niedrig liegt meist das Land, daß das Haff oder die See, stiegen sie nur um wenige Fuß, die ganze Ebene überfluten würden. Und über all' dies eintönige, zum Sterben traurige Ödland hin „wandert“ weit, weit in das Innere hinein die Düne. Alles überflutet, alles begräbt sie, vom Winde fortgetragen, in ihrem grobkörnigen Sande. Das raschelnde, trockene Dünengras vermag sie nicht zu binden. Sie steigt über Mauern, über Kirchen und Kirchtürme: leise, langsam, kaum merklich, aber unablässig, unaufhaltbar, alles unter sich bergend, ganze Dörfer, ja sogar Wälder. Auf der Frischen Nehrung standen die Dörfer Narmel und Narmedien: wo sind sie hingeschwunden?

Auf der Kurischen Nehrung verschüttet bei Sturm in einer Stunde der Triebsand, der Flugsand Reiter, Roß und Wagen. Turmhoch steigen die Dünen auf, achtzig Fuß hoch, weiß oder gelbweiß im blendenden Sonnenschein,

dunkelveilchenblau, drohend, im Schatten der Wolken: — streift dann ein Möwenschwarm darüber hin und gerät er in den Bereich des Lichtes, so glitzert die Luft wie blitzender Schnee.

Die meisten Dünen haben keinen Namen, — denn sie wechseln und wandern.

Am zähesten leisten noch die Wälder Widerstand: aber der glasharte Quarzsand zerfrißt die Rinde, den Splint: — alles vertrocknet, auch die Zweige, auch die Wipfel, die noch nicht verschüttet sind. Nach Jahrhunderten weicht die Düne weiter: dann ragen die toten Bäume aus dem Boden: fußtief im Innern voll von Moder. Dann stehen auch, nach Jahrhunderten, die begraben gelegenen Dörfer und Einzelhöfe wieder auf, — der Dünenwall ist weiter und weiter gezogen. Der Wind spielt nun mit den Trümmern, mit dem wenigen, was die Menschen bei ihrem flüchtenden Davonziehen vor dem alles bewältigenden Sande zurückgelassen hatten in den niederen, stets nur einstöckigen Hütten. Aber der Wind, der nun freien Zugang hat, deckt jetzt auch auf dem Kirchhof die Gräber auf. Er wühlt die deckende Sandschicht hinweg und rollt die Schädel, die verstreuten Knochen der Toten vor sich her, bis sie der Regen, der Schnee, das Eis, der Wind selber zerfressen, verschneit, verblasen hat. Nur schwere Grabsteine schützen die ihnen anvertrauten Toten vor solchem Geschick.

Inschriften auf solchem Gestein werden vortrefflich erhalten unter dem Schutze des trockenen Sandes, der Wasser und Luft und jeden Ansatz verwitternden Anwuchses viele, viele Fuß hoch fern von ihnen hält.

Was im großen von den ungeheuren Dünenwällen gilt, die Kirchtürme und hohe Föhren übersanden, das zeigt sich auch sonst in diesem Küstenlande manchmal im kleinen, wenn mäßige Sandhügel, flacheren Dünen ver-

gleichbar, niedrige Bauten der Vorzeit lange vergraben halten und allmählich wieder freigeben.

So ist vor kurzem westlich von Elbing eine wenig beträchtliche Sanddecke verschwunden.

In jener Gegend lag, nach allen Berichten der Vorzeit, nie eine Siedelung der Menschen. Vielmehr wird dorthin durch die Sage verlegt die Stätte einer alten, viel umstrittenen, kaum mannsbreiten Furt, die in der Zeit der deutschen Herren allein hier durch all' umgebende, Roß und Mann verschlingende Sümpfe führte.

Da fand man, nachdem Menschenhand den Rest der Sandwelle völlig hinweggeschaufelt, ein seltsam Bauwerk.

Eine kleine, niedrige Betkapelle schien es, deren altargleichen Mittelpunkt eine mächtige Steinplatte über einer Gruft bildete. Im Osten der Elbe kommen solche Bauten sonst fast nirgends vor. Im Süden Deutschlands, soweit der Strom italienischer Kultur drang, begegnen sie häufiger: denn die Heimat dieser Totenkapellen, Toten-Oratorien ist Italien.

Das Dach fehlte: der Sturm mochte es fortgerissen, die mannshohen Schneelasten des endlosen preußischen Winters mochten es eingedrückt oder benachbarte Bauern die Steine und Balken davongetragen haben, schon lange bevor der Sand es begrub. Ebenso war das Gemäuer der Vorderseite, welche die einzige schmale Eingangspforte enthalten hatte, verschwunden. Aufrecht stand die Hinterwand: nur war sie an beiden Ecken, wo die Seitenwände in rechtem Winkel anstießen, zertrümmert.

Gut erhalten aber war der mächtige, Manneswuchs weit überragende Grabstein, welcher fast die ganze Länge der nur vier Schritte in der Tiefe, zwei Schritte in der Breite messenden Grabkapelle bedeckte. — Wer hatte diesen Stein hierher bringen lassen? — So weit her!

Denn roter Porphyr war es: wie er in den Alpen,

am schönsten in dem Etschthal, vorkommt. Nur wenig war der harte und edle Stein an den Kanten verwittert, abgebröckelt. So an dem oberen Ende das Wappenschild: es waren wohl drei Sterne gewesen.

Die lange lateinische Inschrift aber, die ihm eingegraben, war zum größten Teil noch lesbar: die Reste besagten — in deutscher Übertragung — etwa Folgendes:

„. . . nach des Herrn Geburt im Jahre eintausendzweihundertsiebenunddreißig, nachdem die junge Burg Elbing von den Heiden überfallen und verbrannt . . . den Rückzug des hart bedrängten Ordensheeres, zumal das heilige Sakrament, zu retten vor der grimmen Heiden Überzahl, erbot sich freiwillig, allein hier auszuhalten, die schmale Furt des Moors verteidigend, der ehrenreiche und edle Komtur der Werderburg von Sankt Marien, Ritter Friedimuth . . . . ihm danken das Leben der Landmeister selbst, mehr als zwanzig Ritter und zweihundert Knappen . . . sogar die Heiden ehrten den Toten durch Bestattung seiner Leiche, in seinem Panzer und seinem Mantel, den fünf Pfeile durchbohrt, an diesem Orte seines Heldentodes . . . . Jahre später haben zu seinem Andenken hier dies Bethaus erbaut drei Männer und zwei fromme Frauen: der Hochmeister Herr Hermann von . . . ., der dankbare Landmeister Herr Hermann Balka, Herr Waltharius . . . ., die Äbtissin Irene und deren Freundin, die Priorin Submissa, beide des Klosters . . . . Diese beiden Frauen haben den Stein, aus des Ritters Heimat an der Athesis, gestiftet. Die Äbtissin hat ihn selbst hierher gebracht. Erkrankt von der Mühsal der weiten Reise, starb Frau Irene, einsam im Gebet an diesem Steine knieend. —

Herr Friedimuth war allen im Orden sehr teuer gewesen: nun lohnt der reiche Gott im Himmel ihm ewig seine Treue.“

Kämpfende Herzen.

Vier Erzählungen.

Reinhart und Fatme (1854). — Aus der Vendée (1855). — Ernst und Frank (1856). — Bhüat Gott auf die längere Zeit (1870).

Frau Johanna Stuttgardter

zugeeignet.

Reinhart und Fatme.

Erstes Kapitel.

Der Überfall.

— „Was giebt's hier? — Deutsche Hiebe!"
Fiesko.

Wenige Tagereisen hinter Antiochia, da, wo die letzten Ausläufer des Gebirges sich in die große syrische Sandebene verlieren, liegen einander zwei kleine Hügel in naher Nachbarschaft gegenüber, so daß sie eine Art Engpaß bilden, der von den Arabern der Umgegend ‚die Pforte der Wüste' genannt wird. Der heiße Atem dieser nachbarlichen Wüste läßt keinen saftigen Pflanzenwuchs dort aufkommen; nur die begnügsamen zähen Stauden des syrischen Heidekrauts überziehen die Höhen.

Eine schlanke Cederpalme ragt einsam auf des steileren Hügels Gipfel, ihre plastische Gestalt scharf abzeichnend in dem hellen fast immer blauen Himmel und nur manchmal träumerisch die gefiederten Blätter im Winde leise bewegend.

Hinter diesem Hügel lagerte eine Schar von etwa fünfzig Gewaffneten, lauernd und sorgfältig verhütend, daß die Spitzen ihrer Speere oder ihre hellen Helme über die bergende Erhöhung hinaus blitzten. Wann einer der Reisigen dies versah, ward er rasch und kräftig von einem der drei Ritter, die den Zug führten, zur Vorsicht gemahnt. Das

rote Kreuz auf der linken Schulter ihrer Waffenröcke bezeichnete sie als zu dem Heere gehörig, das unter dem frommen Gottfried soeben Antiochien erobert, die zu spät eingetroffenen Entsatztruppen des türkischen Feldherrn Korboga geschlagen und nun unter schweren Leiden den Zug durch die Wüste nach seinem heiligen Ziel angetreten hatte.

Nur mühevoll und äußerst langsam konnten die ‚Franken', unkundig des Weges, ungewohnt des Klimas und der Wüstenfahrt, im feindlichen Land, überall von den kühnen und schlauen Feinden umschwärmt, vorrücken.

Schon viele Tausende der Kreuzfahrer waren auf dem kurzen Wege von Antiochia den Beschwerden des Zuges und den Listen der Araber erlegen. Beutesucht, Abenteuerlust und ungemessener Kampfdurst verleiteten gar oft die Ritter, sich in kleinen Zügen von der Straße des Hauptheeres hinweg in das Innere des Landes zu wagen und selten, fast nie kamen diese Streifzügler glücklich ins Lager zurück; sie ließen sich von verstellter Flucht der saracenischen Reiter oder von scheinbar günstiger Beutegelegenheit weit von dem Heere hinweglocken, bis sie, in einen Hinterhalt der überlegenen Feinde geraten, kläglich und ohne Nutzen für den großen Zweck des Zuges untergingen. Die Macht der Christen schmolz täglich mehr zusammen und drohte, tropfenweise zu verbluten.

Deshalb verbot der Herzog von Lothringen, der ohnehin seine liebe Not hatte, das aus den trotzigen, hochmütigen Edelleuten so vieler Völker locker zusammengefügte Heer nur einigermaßen in Frieden beisammenzuhalten, diese vereinzelten Streifzüge der Ritter aufs strengste. Er hatte sogar ein von allen Fürsten des Heeres bebeschworenes Kriegsgesetz erwirkt, daß jeden der Tod treffen solle, der auf eigene Faust von dem Zuge des Heeres sich entferne.

Allein auch diese blutige Drohung schreckte die kampflustigen Ritter nicht ab; sie wußten, daß im Fall ihrer glücklichen Wiederkehr mit Sieg und Beute die Strafvollziehung an der allgemeinen Gesinnung des Heeres kräftigem Widerstand begegnete.

So war auch dieser Streifzug ohne Wissen und Willen des Oberfeldherrn unternommen worden. Vor einigen Tagen war ein arabischer Überläufer zum Christenheer geflohen und hatte dort die deutschen Ritter, auf deren Abteilung er zufällig gestoßen war, aufgefordert, einen alten Emir, der aus der von den Franken beherrschten Nähe von Antiochien mit einer reizenden Tochter und mit vielen reichen Schätzen auf Kamelen durch die Wüste in das Innere der Gebirge flüchten wolle, auf seinem Zug zu überfallen; die Schilderungen, die er von der Beute machte, hatten bald Teilnehmer für das Abenteuer gewonnen und Mustapha selbst erbot sich, sie an den besten, gelegensten Ort zu führen. Er war es auch, der mit der größten Ungeduld immer wieder hinter dem Stamme der Palme hervor nach der Richtung spähte, in der man die Karawane erwartete.

Die drei Ritter lagen auf ihren Mänteln in dem Schatten, den ihre gesattelt und gezäumt harrenden Rosse warfen, die mit wenig Behagen die trockenen Ranken des Heidekrautes benagten.

Der älteste unter jenen, ein stämmiger Westfale mit trunkgerötetem Antlitz und feistem Wanst, der am meisten unter der glühenden Hitze des arabischen Mittags zu leiden schien, war in Schlaf verfallen und schnarchte gewaltig.

Der jüngste dagegen, der kaum zwanzig Jahre zählen mochte, lag in sinnender Betrachtung seiner kunstvoll und reich gestickten himmelblauen Schärpe, deren goldene Fransen

er langsam durch die Finger gleiten ließ. Mit einem fast schüchternen Blick schaute er um sich: als er sich unbeachtet sah, preßte er die Stickerei rasch an die Lippen und strich sich dann, wie in träumerischer Weltvergessenheit, die hellen blonden Locken aus dem Gesicht, die ihm in langen Ringen bis auf die Schulter wallten.

Der dritte, ein Jüngling von etwa fünfundzwanzig Jahren, dem sein schlanker Wuchs und das kurzlockige kastanienbraune Haar ein kühnes Ansehen gaben, das der feurige Blick des dunkeln Auges verstärkte, schien die Ungeduld des arabischen Spähers oben auf dem Hügel am lebhaftesten zu teilen. Sein Anzug war nicht so zierlich wie der des jüngsten, und mehr kriegerisch knapp als der des ältesten seiner Genossen. Er griff bald an das Schwert in der Scheide, bald an den Dolch im Gurt und rief endlich, indem er klirrend aufsprang und auf einen fern am Horizont auftauchenden Schatten hinwies: „Sie kommen!“

Auf dies Wort geriet die ganze Schar in Bewegung; die Gelagerten richteten sich auf und ergriffen ihre Waffen, Mustapha aber eilte von dem Hügel herunter, winkte ihnen, innezuhalten, und warf sich auf die Erde, das Ohr fest auf den trockenen Sand pressend. Nach kurzem Lauschen sprang er auf und rief, die Gefährten beschwichtigend: „Sie sind es nicht!“

„Wie?“ rief der mittelste der Ritter, der schon im Sattel seines Brabanter Rappen saß. „Ich sah deutlich flüchtige Schatten vieler Gestalten im Norden auftauchen — da, ich sehe sie noch dahinschweben.“ — „Es ist ein Rudel flüchtiger Gazellen. Ich habe ihren leichten Galoppsprung deutlich erkannt: das ist nicht der gleichmäßige Schritt des Kamels der Karawane. Der Wüstensand trägt die Erschütterung so weit — es sind aufgeschreckte

Gazellen! Seht, der Schattenzug nimmt seine Richtung seitwärts, nicht hierher. Doch vielleicht sind sie die Vorboten des Zuges, der sie aufgescheucht haben mag." „Plagt dich der üble Höllenwirt, Reinhart!" schrie der dicke Westfale dem jungen Ritter zu, der mißmutig von seinem Tiere sprang, „daß du ehrliche Leute aus ihrem Mittagsschlaf aufschreckst mit deiner thörichten Kinderfreude auf harte Hiebe? Ach, mir träumte so schön! Ich lag im tiefsten Altkeller meines Schlosses bei Paderborn unter dem Spundloch des edelsten Fasses und sperrte den Rachen auf und ließ mir den vollen Strahl Rheinwein in die Gurgel rinnen. Und du weckst mich auf zur Glut dieses ausgetrockneten heidnischen Backofens." „Mich wundert schon lange, Herebrant, wie Ihr dazu gekommen seid, das Kreuz zu nehmen," entgegnete lachend der Gescholtene. „Was hat Euch hinter Euren alten Rheinweinfässern hervorzutreiben vermocht?" Das rote lustige Gesicht Herebrants legte sich plötzlich in finstere Falten, er schlug ein ungeschlachtes Kreuz, daß sein Harnisch klirrte und murmelte dabei: „Stauf, das verstehst du nicht. In deinem Alter, du junger Schlagetot, und bei deinem heißen Blut bedurfte es freilich nichts als dir zu sagen: ‚die Damascenersäbel der Araber sind schärfer als unsere blauen Kölner Klingen,' um dir die Haut zu kitzeln und dich vom Rhein an den Jordan zu treiben. Ich aber," fuhr er ernster fort, „ich bin hier ins gelobte Land gezogen, — es ist eigentlich recht und billig, daß Ihr's wißt, damit Ihr mich danach mögt lieb behalten oder laufen lassen — ich bin hier, weil ich ein Pfäfflein erschlagen habe!" Reinhart blieb ruhig bei diesen Worten und warf nur einen raschen Blick seiner dunklen Augen auf Herebrant. Der Blondlockige aber fuhr einen Schritt zurück und rief: „Wie? Herebrant von Tiefentrunk ein Mörder?" — „Mord?

Nein, bei Sankt Hubertus, beruhige dein blondes, bleichsüchtiges Gewissen, Arnold von Lichtenau! Ich brauchte dem Kerl nicht von hinten zu kommen, der um den Bauch nicht so dick war als ich um den Hals. Kein Mord, ehrlicher Totschlag in ehrlichem Zorn und Rausch. Zudem — es liegt bei uns im Blut. Bin ich doch nicht der Namengeber des Hauses Tiefentrunk: — ich muß trinken, weil meine Väter getrunken haben. Hätte mein Vater dem feurigen Hubertusberger nicht so zugesprochen, — das Pfäfflein möchte heute noch leben und Messe singen und ich säße nicht unter dem Palmbaum der Wüste." „Wie seid Ihr zu dem Unglück gekommen?" fragte Arnold noch immer befremdet. „Ei, in Hitze und Hast, dem bösen Gast. Ich lag zu Paderborn in der Stadt, das Pfingstfest dort zu feiern. Heiß glühte die Sommersonne auf die alten Dächer, ich floh mit ein paar Gesellen in den kühlen luftigen Keller des Bischofs; am Samstag vor Pfingsten stiegen wir hinunter und nicht mehr vom Fleck gerührt bis die Feiertage schier um waren; wir haben Messe vertrunken und Hochamt. Da kam am Pfingstmontag Abend der Burgpfaff von Paderborn und wollte uns aufstöbern, schalt uns und schmähte, und meinte, wir sollten wenigstens jetzt noch die Vesper hören. Wir blieben sitzen, lachten und tranken; ich wies auf ein riesig Altfaß von köstlichem Hubertus und sagte: ‚Pfäfflein, bis das Faß nicht leer ist, rühr' ich mich nicht vom Fleck, und ob alle himmlischen Heerscharen Vesper sängen in Paderborn.‘ Da ward das kleine Männlein ganz zornig und schrie: ‚Fahr aus, du Weinteufel!‘ und denkt euch! sprang auf das Faß zu und riß den Spundhahn heraus, daß der edle Saft armsdick auf die Kellersteine schoß; das zürnte mich mächtig, daß der Tropf die gute Gottesgabe so vergeudete; und der Wein von den drei Tagen ward auch heiß in

meinem Kopf, und ich warf dem Pfäfflein den steinernen Humpen an die Schläfe, daß es hinfiel und nicht mehr aufstand. Mir that's leid, sowie's geschehen: denn es war ein gar frommer und gelehrter Herr.

Meine Freunde aber rissen mich herauf in den Hof und gaben mir einen Gaul, und ich jagte durch die Stadt, die Meßkrämer rührten die Blutglocke, die Weiber warfen mir, als ich über den Markt sprengte, ihre Töpfe nach und alle Straßenjungen und alle Hündlein von Paderborn sprangen schreiend und bellend hinter mir drein. Aber ich spornte mein Rößlein und jagte zum Petersthor hinaus, ehe der Wärtel das Fallgitter herabwerfen konnte, und fort auf meine Burg.

Der Herzog in Sachsen nun hatte nicht viel Aufhebens gemacht von der Sache, wie er denn ein ritterlicher und gerechter Herr ist. Aber unsere heilige Mutter, die Kirche, und die Herren von der Tonsur, die gaben nicht nach; sie luden mich nach Paderborn dreimal und als ich natürlich nicht kam, da ruhten sie nicht, bis ich in des Reiches Acht und Aberacht lag und mit ihrem Kirchenbann gaben sie der Suppe das Salz. Und dauerte nicht lang, lagen die Achthelfer zu dreihundert Mann, lauter Bürger von Paderborn, vor meiner guten Burg, und wollten mich heraustreiben mit Feuer und Schwert, wie man den alten Fuchs aus seinem Bau brennt, und der fromme Bischof von Paderborn trieb selbst seine Beichtkinder zum Sturm auf meine morschen Wälle und ritt ihnen voran, den Psalter in der Linken und den Streitkolben in der Rechten. Da ging's uns nachgerade hart, mir und den Meinen; wir hatten nichts mehr zu beißen als unsere Lederwämser und nichts zu trinken als Cisternenwasser. — Pfui Teufel! — Und konnte mich doch nicht ergeben an die Kittelschneider von Paderborn. Da, zu meinem Glück, ging durch alles Land

das Geschrei vom heiligen Grab und seiner Not und wie Papst und Kaiser Bann und Acht lösten, wenn einer gegen die Heiden zöge nach Morgenland. Da nahm ich mit meinen Gesellen das Kreuz. Und der Bischof ließ mich ziehen mit seinem Segen. Doch mußte ich vorher mein Schloß und Gut mit Wasser und Weide, mit Wunn und Wald, mit Höfen und Hufen Unserer Lieben Frau zu Paderborn für den Fall meines Todes im Morgenlande verschreiben; und der dürre Saracene, der mich einmal auf seine Lanze spießt, der ahnt nicht, daß er sich den Dank des Marienstifts in Alt-Paderborn daheim erwirbt." „Alter Freund," sprach Reinhart und schritt auf ihn zu, „du bist mir nicht minder wert ob deines Unglücks; mir ist, dergleichen könnte jedem von uns begegnen. Aber das schwöre ich dir, du ehrliche Haut: der Heide, der dich totschlägt, erschlägt auch mich — oder ich ihn." Er schüttelte ihm die Hand.

Herebrant war gerührt: „Gott lohn' dir deine Treu', du wackrer Junge." Auch Arnold trat hinzu: „Verzeiht mir, Tiefentrunk: ich will Euch wohl, wenn ich auch Eure Art nicht verstehe und nicht teile; ich bin von anderem Stoff als ihr beiden." „Oho," lachte der Alte, „Reinhart wird sie nicht Wort haben wollen, die Ähnlichkeit mit mir, der junge Wanderfalk mit mir alten Rohrdommel. Du bist ein guter Bursch, aber noch gar jung; und die verfluchte Verliebtheit, die macht dich gar zu fein; willst immer hübsch gelinde fahren in dieser harten Welt und weißt noch nicht recht, was für ein starkes Ding das Blut ist im Menschen. Wie kamst du in deinen jungen Tagen schon soweit vom Nest? Bist ja kaum flügge." Der Jüngling errötete, er schien, unentschlossen, zu bedenken, ob er auf die Frage Auskunft geben solle. Endlich strich er mit einer anmutigen Bewegung die gelben Locken aus der Stirn und begann: „Und warum auch ihr Freunde, solltet ihr

nicht wissen, was mein Herz bewegt? Ich denke, meine Aufrichtigkeit soll mir nicht schaden, sie soll mir nützen in eurer Meinung; ihr werdet es hinfort leichter begreifen und entschuldigen, wenn ich träumerisch bin und achtlos meiner Umgebung. In wenigen Worten ist mein Los erzählt: mich führte die fromme Pflicht der Liebe her.

Vom Knaben auf liebte ich die Gespielin meiner Kindheit, das holdseligste Mädchen des blühenden Frankenlandes, Anna von Rineck; nachbarlich grüßten sich die Burgen unserer Väter; doch ach, unsere Herzen trennte ein unzerbrechlicher Riegel: ein Gelübde, wodurch Annas Mutter in tödlichen Geburtsschmerzen ihr Kind der heiligen Anna verlobte, wenn diese durch ihre mächtige Hand beider Leben erhalten wollte; Mutter und Kind genasen aus der Gefahr und Anna ward dem Kloster geweiht; vergebens alle Bemühungen unserer Eltern, die unsere Liebe entdeckten und mit Freude billigten, die geistlichen Bande zu lösen. Die Äbtissin wies jeden Loskauf zurück und bestand auf Erfüllung des Gelübdes; schon war Annas achtzehnter Geburtstag nahe herangekommen, der Tag, der ihr Haupt mit dem Schleier umhüllen, — sie meinen Augen auf ewig entziehen sollte. Da drang auch in unsere grünen Hügel die Predigt von dem heiligen Grab und wie der heilige Vater zu Rom Dispens und Ablaß jedem spende, der da pilgern wollt' ins Morgenland und mit den Saracenen kämpfen. Wir trugen dem Generallegaten des Papstes den Fall jenes Gelübdes vor, er schrieb nach Rom und bald kam der Bescheid zurück: ‚Die heilige Anna verzichtet auf ihr Recht zu gunsten des Heilands und seines Grabes. Der Jüngling ziehe ins Morgenland und lege die blonde Stirnlocke seiner Geliebten auf das befreite Grab zu Jerusalem. Damit sei das Gelübde gelöst und er kehre heim und freie seine Braut; diese aber harre seiner im Sankt

Annakloster und fällt er im Morgenland, so muß sie ihr Gelübde erfüllen und beider Erbe verfällt dem Stift. —' Der Kaiser erließ mir die fehlenden Jahre, er schlug mich zum Ritter und so brach ich auf ins Morgenland; in diese blaue Schärpe eingenäht trag' ich die heilige Locke der Geliebten; und ihr werdet nun die stille Sehnsucht mir vergeben, die mich so oft beschleicht; viel teure Augen härmen sich um mich daheim, und es ist billig, daß ich den Seufzern Antwort gebe, die jeder Abendwind mir aus dem fernen Franken bringt."

„Armer Junge!" sprach Herebrant, ihm die Hand reichend. „An Eurer Stelle," lachte Reinhart, „hätte ich die blonde Anna zuerst gefreit und erst nach der Hochzeit mich auf die lange Reise gemacht." „Man sieht, Stauf," erwiderte Arnold verletzt, „daß Ihr das Wesen der echten Minne nicht kennt. Sonst wüßtet Ihr, daß es mich selig macht, eine Probezeit opfernder Entsagung zu bestehen; nun und nimmer kann ja sündiger Mann wie wir die Liebe reiner Frauen verdienen. Und wird sie auch niemals mein, — ich weiß, sie liebt mich: mein war der erste Dufthauch ihrer aufgeknospten Seele: — gleichviel, ob ich die Blume pflücke oder nicht, — für mich hat sie geblüht, das ist mir genug. Doch was red' ich zu Euch! Ich weiß, Ihr verachtet die Frauen und hasset die Minne."

„Ich pflege nicht zu verachten und zu hassen, was ich nicht kenne und niemals kennen lernen will!" sagte Reinhart kurz und wandte sich von den Genossen, wieder seinen Späherplatz unter der Palme einnehmend. „Oho," rief ihm Herebrant nach, „nur nichts verschwören, du wilder Falk. Du findest auch noch die weiche, weiße Hand, die dich kirre macht und dir das stolze Flügelschlagen abgewöhnt. Die Minne ist der Engpaß, durch den jeder muß, der ein echter Mann werden will. Man muß nur nicht

drin stecken bleiben, wie unser Freund Arnold. Sie ist eine Kinderkrankheit, über die man lachen darf, wenn man sie bestanden hat, wie ich; du jedoch, du hast kein Recht, darüber zu lachen; in deinen dunkeln Augen schläft ein Funke, der giebt einen Höllenbrand, wird er entzündet. Aber sprich: weshalb hast du den rauschenden Rhein vertauscht mit dem schleichenden Jordan?" Reinhart achtete der Frage nicht: — er sah, die gepanzerten Arme auf der Brust gekreuzt, scharf nach dem Feinde aus. „Ich will's euch sagen, ihr Herren," sprach der alte Knappe, der bisher schweigend dem Gespräch der drei Ritter gelauscht und nun näher kam; „ich will's euch nur sagen. Denn von meinem stolzen Eisensohn da oben erfahrt ihr doch nichts. Er liebt die Worte nicht." — „Aber Ihr liebt sie desto mehr, Gottschalk, wenn Ihr von Eurem jungen Herrn reden könnt! Nun, nur zu, lobt ihn nur. Denn bei Euch ist von ihm sprechen und ihn loben eins." „Bin nicht der einzige darin, Ritter Herebrant," schmunzelte der Alte. „Niemand sucht die Gunst der Menschen weniger, als mein Reinhart und niemand findet sie so reich auf allen seinen Wegen. Aber er verdient es auch, mein Reinhart mit seinem goldigen Herzen! Keiner kennt ihn so wie ich; ich habe ihn erzogen von klein auf, ich habe ihm den ersten Pfeil geschnitzt, habe ihn zuerst mit heimlich aufs Pferd gesetzt und zur Jagd geführt ohne Wissen der seligen Gräfin. War eine schöne Frau, die Gräfin. Ich sehe es noch heute, wie Graf Stauf, der tapfere Ghibelline, für Kaiser Heinrich Piacenza eroberte, das die zähen Colonnas, die stolzen Guelphen, drei Monate lang verteidigt hatten. Nachdem der alte Colonna bei einem Ausfall erschlagen worden, führte seine zwanzigjährige Tochter Fiammetta die Belagerten; und als wir endlich die Mauern erstiegen, fand sie Graf Stauf auf dem höchsten Turm mit Banner

und Schwert. Er entriß ihr die Waffen und nahm sie gefangen. Acht Wochen später war sie sein Weib und saß am blauen Rhein auf Staufenberg. Von ihr hat unser Reinhart das dunkle Haar und das heiße Blut. Sie erzog ihn allein, denn den Vater verlor er früh. Von ihm hat er das weiche Herz, — das Gemüt wie ein Kind. Aber das trotzige, welsche Blut schämt sich der guten, milden Art, er will nichts hören von seiner eigenen Empfindung, er stellt sich böser und härter als er ist. Nur gegen die Weiber, — da ist er wirklich spröd und hart; hat aber auch seinen guten Grund: hat ihm noch keine von unseren hellockigen Edelfräulein gefallen wollen. Die Mutter drängte ihn oft schon zur Freite, weil sie dachte, ein holdes Weib würde ihn am leichtesten zu Hause halten und ihm die feurige Kriegslust austreiben, die ihn alle Fehden vom ganzen Reich mitfechten hieß, die ihn gar nichts angingen. Aber wann er heimkam von den Festspielen und Turnieren, wo gar manches schöne Auge den spröden Eisenritter verfolgte, der allein keiner Dame Farben und Schärpe trug und der so oft den Siegesdank mit ruhigem Herzen aus einer zitternden Fräuleinshand nahm, — wann er da heimkehrte und ihn die Mutter fragend ansah, da schüttelte er stolz die krausen Locken und wies auf die nachtlockigen Italienerinnen, die in dem Ahnensaal des Schlosses hängen, die weibliche Sippe seiner Mutter, von welschen Meistern mit glühenden Farben auf Goldgrund oder Elfenbein gar prachtvoll gemalt, weit schöner als unsere Meister es können zu Mainz; auf diese schwarzen Dominä wies er und lachte: ‚Ehe nicht eine unter diesen heruntersteigt von der Wand, siehst du keine Schwiegertochter, Mutter! Mir ist, diese Wachsgebilde aus dem Elsaß und aus Schwaben müßten zerschmelzen bei meinem ersten Kuß. Sie langweilen mich mit ihren Taubenseelen.‘

Und dann mußte ihm die Mutter erzählen von ihren Gespielinnen, den dunklen Schönen von Welschland, und ihrer glühenden Minne, wie sie wandeln unter Lorbeern, Myrten und Palmen. Die gute Frau, sie sollte gar keine Tochter begrüßen! Als sie gestorben war, stürzte sich Reinhart von Fehde zu Fehde, den Schmerz um die heißgeliebte Mutter zu vergessen. Und als in Deutschland überall Friede war, zogen wir über die Alpen, den Ghibellinen dort drüben zu helfen gegen den guelphischen Papst; wir kamen bis vor Rom am gelben Tiber, und schon freute sich Reinhart auf einen frischen Sturm gegen die Engelsburg, da erscholl die Kunde vom heiligen Grab und von der Pflicht aller Christenritter, dem Heiland zu helfen aus der heidnischen Gefangenschaft. Flugs schlossen die Ghibellinen Frieden, und wir knieten vor dem heiligen Vater, den wir mit Feuer und Schwert zu bekämpfen gekommen waren, und ließen uns das rote Kreuz anheften und zogen ins Morgenland, bloß deshalb, weil es daheim keinen Krieg mehr giebt und keine lustige Hantierung mit Schwert und Lanze." „Nun," meinte Herebrant, „wenn ihr der Streiche halber gekommen seid — da seid ihr nicht fehlgegangen. Denn diese Heiden, — sie mögen unrichtig beten, aber sie schlagen sich ganz richtig. Doch zu dieser heutigen Abenteuerfahrt hat deinen spröden Reinhart nicht die Kampflust allein getrieben." — „Was denn sonst?" — „Als der Heide zu unseren Zelten kam — Gott verdamm' ihn, daß er uns soweit in diese Glühhitze geführt hat, der letzte Schluck aus meinem Schlauch geht zu Ende! — und uns soviel von den blitzenden Juwelen und dem roten Golde des alten Emirs erzählte, blieb Reinhart ganz ruhig bei seinem isländischen Falken, den er zur Beize schirrte. Wie aber Mustapha die schöne Fatme zu schildern begann in seinen langatmigen Gleichnissen, wie sie die Perle der

Wüste sei, mit ihren purpurnen Lippen und den schwarzen Brauen, schön gewölbt wie der Regenbogen — da blitzte sein Auge oft von der Falknerei zu uns herüber, bis er endlich den Vogel auf die Querstange warf und, zuerst von uns allen, ausrief: ‚Ich reite aus gegen die Karawane, mit euch oder allein.‘ Sieh', wie er da oben späht, die Arme auf der Brust verschränkt, als wollt' er sein Herz am Pochen verhindern. Freund Gottschalk, ich glaube, diese Ungeduld gilt nicht dem Schwert und nicht den Schätzen des Emirs, sie gilt seiner Tochter!“ „Der Heidin?“ rief Gottschalk entsetzt und schlug ein Kreuz; „mögen Gott und alle seine Heiligen ihn schützen!“ — „Nun, es wäre nicht das erste Mal, daß ein Kreuzritter die Minne . . . —“

„Haltet ein, Herebrant,“ unterbrach lebhaft und mit geröteter Wange Arnold, „vollendet nicht die Lästerung! Die sündhafte Lust, die manchen aus unserer Mitte zu jenen üppigen Weibern zog, Minne zu nennen! Minne! Sie ist mir das Heiligste! Sie ist mir meine Frömmigkeit, mein Glaube selbst.“ — Und er drückte die blaue Binde innig an die Brust.

„Jetzt kommen sie!“ rief Mustapha, von der Palmenhöhe herunter — „sie sind's! — Der Boden zittert unter den schreitenden Kamelen: — schon hör' ich auch die hellen Glocken klingen: — da tauchen ihre Schatten empor am Horizont. — Auf, ihr tapferen Frankenherren, zu den Waffen!“

Und diesmal war es wirklich die erwartete Karawane, die sich nun mit auffallender Raschheit näherte. Ein Zug von etwa zwanzig Reitern, der die Vorhut bildete, schien die ganze bewaffnete Bedeckung zu sein. Es folgten in zwei dichten Reihen je fünf hochbeladene Kamele, auf deren Häuptern stattliche Federbüsche, mit silbernen Glöcklein behangen, schwankten und den gleichmäßigen, gravitätischen

und doch ergiebigen Schritt der merkwürdigen Tiergestalten mit klingendem Nicken begleiteten. Neben und vor den Kamelen schritten Führer und Sklaven unbewaffnet zu Fuß einher. Der Zug mochte nicht über sechszig Köpfe zählen, soweit man ihn bei der Krümmung des Weges überschauen konnte; denn die Karawane war eben zwischen zwei Hügeln, ähnlich dem Standort der Christen, aufgetaucht.

„Das wird leichte Arbeit!“ rief Reinhart, der schon wieder im Sattel saß und den Helmsturz herabließ. „Bleibt Ihr aus dem Kampf mit Euren Leuten, Herebrant: laßt mich und Arnold mit unsern zwanzig Reisigen den Strauß allein ausfechten: das Dritteil der Beute soll Euch doch bleiben. Auf, Gottschalk, stoß' ins Horn! Sie sollen nicht sagen, wir hätten sie ungewarnt überfallen!“ „Recht, meinetwegen!“ rief Herebrant. „Bin nicht mehr eifersüchtig auf die Gelegenheiten, Scharten in meine alten Knochen zu bekommen. Aber komm, Gottschalk, hilf mir erst aufs Pferd. Halt, erst noch ein Schluck aus dem Schlauch. — So, der Rest wird getrunken, euren Sieg zu grüßen.“ So sprechend, ließ sich der schwerleibige Westfale von Gottschalk mit Hilfe der beiden Steigbügel, deren Schaufeln den großen Schalen einer Wage glichen, auf seinen breitknochigen Hengst heben. Endlich saß er fest und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Ah! so, jetzt sitzen wir. Es dauert lange, bis man mich hinaufbringt. Aber dann kriegt mich auch so leicht keiner aus dem Sattel. Vorwärts.“

Und er folgte den beiden Jünglingen, die schon mit den zum Angriff bestimmten Reitern aus dem Engpaß hervorgesprengt waren. Sie standen nun auf freiem, gleichem Boden mit der Karawane. Gottschalk stieß auf

Reinharts Wink laut in das Horn, das einen drohenden Kriegsruf scholl.

Aber wie erstaunten die christlichen Angreifer, als plötzlich zwischen den Kamelen die bisher von dem Rücken der Hügel verdeckte Nachhut der Karawane hervorbrach: eine Schar von über dreihundert wohlberittenen und wohlgewaffneten Saracenen, die augenscheinlich unter bester Führung in ruhiger Ordnung gegen die Christen anrückten. Die Kamele hatten Halt gemacht und zu ihrem Schutz blieb, außer den Fußgängern, eine starke Reiterschar zurück.

„Das ist Verrat! Mustapha, du Hund!“ schrie Reinhart und fiel dem Pferd des Überläufers, der dicht neben ihm ritt, in die Zügel. „Aber du sollst nicht entrinnen, mit deinen Brüdern über unseren Fall zu frohlocken.“ „Thörichter Christ!“ antwortete der Saracene mit funkelnden Augen, „ich bin getäuscht wie du. Ich dachte die Karawane Ibrahims allein zu finden: sie hatten beschlossen, allein zu ziehen. Der jene vielen Reiter führt, ist mein Todfeind, mehr wie Eurer, Rodvan, vom Stamm Hasar, dem ich im Himmel nicht begegnen möchte; ich wußte nicht, daß er den Zug seiner Braut geleiten würde.“

„Seiner Braut?“ fragte Reinhart, ihm die Zügel freigebend. „Und wenn wir dir nun nicht glauben?“ rief Herebrant, heranreitend. „Wenn wir in dir einen listigen Schlingenleger sehen und dich in deiner eigenen Schlauheit erwürgen?“ — „Thut, wie Ihr wollt und könnt. Mir gilt es gleich. Mein Glück ist doch erloschen. Die Rose meines Wunsches ist verwelkt. Ich will sterben.“ „Warum?“ rief Reinhart. „Welchen Wunsch hast du gehegt? Was führte dich zum Abfall von den Deinen?“ „Jene dort!“ antwortete Mustapha glühend, auf eine Frauengestalt deutend, die in leuchtend weiße Schleiergewande gehüllt auf einem der Kamele thronte. „Wer ist

das?“ fragte Reinhart rasch. mit der Rechten an den Schwertgriff fassend. „Fatme ist's, die Tochter Ibrahims, die Perle von Serad! Sie war meines Stammes. Ich liebte sie schon als Knabe. Die Glut für sie hat mein Gehirn verbrannt. Ich warb um sie und ward verschmäht. Dem dunklen Rodvan, vom mächtigen Stamme Hasar, hat sie ihr Vater bestimmt; so scheint es, wenn sich nicht zuvor ein dunkles Orakel erfüllen wird, das der Alte, der Wunderliche, über das Schicksal seiner Tochter in den Sternen gelesen haben will. Ich verriet ihren Zug an euch, auf daß sie gefangen würde und durch eure Hilfe mein, als mein Anteil an der Beute. Vergebens! Der dunkle Rodvan giebt ihnen Geleit. Das war nicht beschlossen. Jetzt ist alles aus. Aber zu ihren Füßen will ich sterben.“

So sprechend gab er plötzlich seinem edlen Roß den Sporn und schoß, ehe ihm Herebrant wehren konnte, wie ein Pfeil über die Ebene, das krumme Damascenerschwert über dem Turban schwingend und kreischend in gellender Stimme: „Fatme, mein ist Fatme!“ So jagte er gegen die Reiterschar, deren Führer, auffallend ausgezeichnet gegen alles Herkommen der hell und bunt gekleideten Orientalen durch vollständig schwarze Rüstung, ihm ruhig entgegenritt. Ihre Klingen schlugen aneinander; hell blitzten sie einen Augenblick im Sonnenschein, noch einmal scholl das gellende „Fatme!“ aus Mustaphas Mund — dann stürzte er plötzlich wie blitzgetroffen in den Sand von dem Hengst, der ihn getragen und der nun, des Reiters ledig, weitausgreifend, mit gesenktem Hals und mit wallender Mähne hinausjagte in die Wüste.

Der Besieger Mustaphas sah auf die Leiche.

„Keine Fatme für Verräter! Vorwärts, Brüder! Wehe den fränkischen Räubern!“ —

Die Lage der Christen war verzweifelt.

„Zurück, ihr Jungen," rief der erfahrene Herebrant, „zurück in den Engpaß! Den halten wir Schwergewaffneten wie eine gute Burg wohl lange Zeit gegen dies luftige Gesindel, gegen diese Stechmücken der Wüste. Zurück, Reinhart!" — „Ich weiche keinen Schritt, diese Hunde sollen meinen Rücken nicht sehen." — „Wenn du hier bleibst, wirst du umzingelt und zerrissen von der Überzahl, wie der Eber von der Meute. Du kannst hier nicht bleiben." „Dann will ich vorwärts!" rief Reinhart. Und den Helm auf die Brust beugend, mit dem langen dreieckigen Schilde sich deckend, die Lanze fest eingelegt unter dem rechten Arm, sprengte er auf seinem brustgepanzerten Roß allen Christen voran, mitten in die heransausenden Feinde. Bald verschwand er den Augen seiner Genossen in einem dichten Schwarm der saracenischen Reiter.

„Arnold, mein Jung', jetzt, glaub' ich, gilt's nur mehr einen ehrlichen Tod. Zurück in den Engpaß flüchten, unsern heißblütigen Freund in der Klemme lassen, — Schande wär's! Da! Wir sind auch schon umzingelt und abgeschnitten vom Engpaß! Hätte ich doch den Rest Rheinwein noch ausgetrunken! Denn das war doch mein letzter Schluck auf Erden. Mir ist, ich sehe mein gut, alt Schloß bei Paderborn so wenig mehr, als du deine blonde Anna." — „Gern will ich sterben, ich sterbe für sie!" — „Gern sterben? — Müßt's lügen! Eine Weile wollen wir uns noch unserer Haut wehren."

So sprechend ordnete er die Christen, die jetzt die Angegriffenen waren, in einem engen Kreis, dessen äußerste Reihe aus den Bestbewaffneten gebildet war, die Schilde wie eine Mauer aneinanderschließend, die langen Lanzen daraus drohend hervorstreckend, blieb das kleine Häuflein eine Zeitlang gesichert gegen die leichten Waffen der Sara-

cenen, die keinen Angriff in geschlossenen Reihen versuchten, sondern sie auf flüchtigen Rossen unaufhörlich umkreisten, mit Pfeilen und Wurfspeeren einzelne Unvorsichtige aus der Ferne zu erlegen und so den Kreis zu sprengen suchten.

Herebrant ermahnte die Seinen mit lautem Zuruf, sich sorglich zu decken, — nicht durch verstellte Flucht sich zur Verfolgung der gewandten Feinde und zur Entfernung aus dem allein schützenden Kreise verlocken zu lassen. Und mancher Saracene, der sich zu keck in den Bereich seines ungeheuren Schlachtschwertes, das er dann manchmal mit beiden Händen regierte, gewagt, fiel zerspalten vom hurtigen Roß, worauf jedesmal ein lauter Jubelruf des bedrängten Häufleins erscholl. Ein solcher Jubel war es, der den schwarzgewaffneten Führer der Saracenen aus unentschiedenem Zweikampf mit Reinhart abrief; er wandte sich und sah wieder einen seiner Reiter unter Herebrants wuchtigem Streich fallen. „Wir treffen uns wieder!“ rief er drohend Reinhart zu, und jagte an ihm vorbei gegen den eingeschlossenen Kreis der Christen. Arnold von Lichtenau hatte er sich ausersehen; aus weiter Ferne schleuderte er den Wurfspeer auf den Glockenhelm des jungen Ritters, daß der Helmgupf klirrend zersprang, und Haupt und Antlitz sichtbar wurden, prächtig umflutet von den langen, goldenen Locken. Schon jagte der Saracene dicht heran, aus dem Gürtel die lange, starke Schlinge von Palmenbast reißend und sein gelenkes Tier immer enger um den Ritter tummelnd. Da stieß Arnold, sein Roß ungeduldig aus dem Kreise spornend mit der eingelegten Lanze nach ihm, sich weit vorbeugend mit Brust und Hals. Aber wie ein Pfeil war der Rappe Rodvans, herumgewendet, in seinem Rücken: die Bastschlinge flog, sich verstrickend in dem reichen Gelock, um Arnolds Nacken: mit beiden Händen fuhr er nach dem Knoten, sich zu befreien. Da traf der krumme Säbel des

Saracenen die weiße Stirn und mit dem Ruf: „Heilige Anna!“ stürzte der Jüngling vom Pferde.

„Fahr wohl! Du reine Seele,“ rief ihm Herebrant nach. „Du Heidenhund! So fängt man Wildkatzen, aber nicht Christenritter. Das ist kein ehrlich Gefecht! Bleibt beisammen, Leute, bleibt im Kreis!“

Zu spät! In die Lücke, die Arnolds Fall gebrochen, waren im Nu die Saracenen eingedrungen, der Kreis war gesprengt und rasch fielen nun die Christen, Mann für Mann, vereinzelt, vor der Übermacht: zuerst die Flüchtigen, dann auch die noch in kleinen Gruppen beisammen Haltenden. Gottschalk hielt zuletzt allein noch neben Herebrant aus: da brach sein Streitkolben: er ward gefangen. Herebrant, erschöpft und mehrfach von Pfeilen verwundet, konnte nur mühsam noch sein wuchtig Schwert regieren; er schaute sich nach Reinhart um: er sah dessen Helm noch immer hoch über dem Gewimmel der Turbane ragen, die ihn umgaben. „Halloh, Reinhart, mein braver Jung', laß uns zusammen sterben!“ So rief er und spornte sein Pferd nach jener Richtung; doch die Kraft des pfeilwunden Tieres war erschöpft: im ersten Ansatz brach es zusammen, Herebrant mit, und vor Reinharts Augen, der den Ruf des Freundes wohl vernommen, traf ihn Rodvan tödlich zwischen Helm und Brünne in den durch den Fall entblößten Hals. Laut jauchzten die Saracenen und sprengten nun alle auf Reinhart zu, der allein noch übrig war. Bis jetzt hatte er, Dank seiner guten Rüstung und seiner zähen, gelenken Tapferkeit, wie ein eiserner Turm allen Angriffen der ihn umschwärmenden Saracenen widerstanden. Jetzt aber ging's zum Ende. Längst war seine Lanze zerbrochen: auch den treuen Schild hatte er müssen fallen lassen: er konnte den von unzähligen Pfeilen und Speeren gespickten mit dem müden Arme nicht mehr halten; zwar auch jetzt

traute sich keiner der Saracenen an sein gefürchtetes Schwert: noch jeder hatte dies Wagnis mit dem Leben bezahlt.

Aber da sprengte Rodvan von der Leiche Herebrants weg auf ihn zu. „Du siehst, du bist verloren, tapferer Christ. Du bist der letzte deiner Schar: ergieb dich mir in ritterliche Haft!“ — „An dich, Wüstengeier? An keinen Sterblichen!“ — „Stolzer Franke, hüte dich! Rodvan hat deine beiden Freunde besiegt in ritterlichem Kampf!“ — „Ermordet hast du sie! Den einen mit dem Werkzeug des Henkers, den andern in wehrloser Ohnmacht. Was weißt du vom Rittertum!“ — „Dich zu treffen, du Übermütiger!“ Und ihre Klingen kreuzten sich. Rodvan ließ das Schwert fallen, aus seinem Schuppenpanzer am rechten Arm schoß Blut.

„Nimm das auf Abschlag! Der Rest kommt nach!“

Während Rodvan von den Seinen aus dem Sattel gehoben wurde, und die andern grimmig, aber scheu, auf Reinhart blickten, entstand eine kurze Pause. Reinhart richtete sich hoch in den Bügeln auf und schaute um sich; schon waren rings Bogen und Schleudern und Wurfspeere auf ihn gerichtet. Es war aus.

Da fiel sein Auge auf die Kamele, die sich jetzt, nachdem der Kampf zu Ende schien, näherten; etwa fünfzig Schritte weit sah er eine weiße Schleiergestalt auf dem vordersten der Tiere heranreiten; ein rascher Blick auf die Feinde ringsum: er schlug das Visier seines Helms auf. „Sterben muß ich. Aber eh' ich sterbe, will ich ihr Antlitz sehen!“ So sprechend spornte er sein Roß und sprengte durch die vor ihm haltenden Reiter, die erschrocken auseinanderprallten, auf den Zug der Kamele los.

Lautes Geschrei, Pfeile und Speere folgten ihm nach, aber schon hatte er das Kamel mit der Frauengestalt er-

reicht; zwei Sklaven, die sich ihm in den Weg warfen, flogen unter die Hufe seines Rosses. Er hob sich hoch in den Bügeln und riß den weißen Schleier von der Gestalt, die sich ängstlich zurückbog: ihr Antlitz ward frei: sie sahen sich Auge in Auge. Da plötzlich stürzte Reinhart, der einen Moment wie in Verzückung erstarrt war, nach vorwärts aus dem Sattel: ein Pfeil hatte ihn von hinten unter die Schulterschiene des aufgehobenen Armes getroffen. Er lag zu den Füßen des Kamels; da sprengte der glückliche Schütze heran und schwang wütend den krummen Säbel über dem erbleichenden Gesicht des Gefallenen. Doch die Saracenin war rasch auf dem Nacken einer Sklavin von ihrem Hochsitz herabgeglitten und breitete eilig ihren weißen Mantel schützend über Reinhart.

„Halt ein, Hassan, ich schütze diesen Franken!“ Der Angeredete trat grimmig zurück. „Wie? Ist das mein Dank? Den Mörder vielleicht meines Sohnes Rodvan? Den schützt Fatme, deren Schleier er zerrissen? Nimmermehr!“ Und er schwang das Schwert. „Mein Vater Ibrahim, hilf deinem Kinde!“ rief Fatme flehend zu einem hohen Greise, der, von einem der Kamele herabsteigend, herantrat; sein reicher silberweißer Bart reichte bis an den purpurnen Priestergürtel, ein Ausdruck tiefer Ruhe und hoher Milde thronte auf seiner Stirn. „Laß sie gewähren, Hassan. Gnade üben ist das Recht aller Menschen und Milde die erste Pflicht des Weibes.“ „Wohl,“ sprach Hassan finster, „so laß uns weiterziehen, unser Zug hat Eile; laßt ihn hier liegen, den Christenhund, ob ihm sein Gott helfen mag.“ Und er ging, die Reiter zum Aufbruch zu sammeln.

„Das wäre grausamer als der rasche Schlag deines Schwertes, Hassan!“ rief ihm Fatme nach. „Vater, ich heische den Christen als meinen Gefangenen; ich habe

ein Recht auf ihn: keinen von euch hat er so schwer verletzt als mich: er hat meinen Schleier gelüftet, der Mann, der unserem Stamme fremd; gieb ihn mir zur Pflege, er ist mein Sklave." Ibrahim küßte seiner Tochter schöne Stirn. „Es sei, wie du es willst, vielmehr wie es die Sterne wollen, die jedes Schicksal längst vorher gefügt; sei nicht zu grausam gegen deinen Sklaven, harte Herrin!" Fatme errötete. Ibrahim wandte sich zu seiner Umgebung: „Auf, legt die Häupter der gefallenen Gläubigen gen Osten, daß sie der Engel der Morgensonne finde, wann es wieder tagt. Schon tauchen dort die ersten Sterne auf, die Nacht wird hell und kühl für unsere Reise. Brechen wir auf!" Und er ging mit seinen Sklaven, die Toten zu mustern und, so gut es thunlich, zu bestatten.

Der bewußtlose Reinhart ward auf eines der Kamele gehoben, das am sanftesten ging. Fatme ritt neben ihm; sie hatte den Pfeil selbst aus der Wunde gezogen und diese mit kundiger Hand gepflegt; sie wandte kein Auge von seinem bleichen Antlitz; aber seine Augen blieben geschlossen in tiefer Nacht der Betäubung.

Als sie aufbrachen, sprach Ibrahim zu ihr: „Auch Rodvan ist verwundet, meine Tochter!" — „Er hat der Pfleger und der Freunde viele; des Gefangenen Pfleger bin nur ich, mein Vater." — Ibrahim schwieg. Und nun verfolgte die Karawane wieder ihren weiten Weg, voran eine kleine Vorhut, die Kamele in der Mitte; die Reiterbedeckung mit den Gefangenen und Verwundeten schlossen den Zug.

Hell leuchteten oben die Sterne des südlichen Himmels, laut klangen die silbernen Glocken der Kamele mit eintönigem Takt in die sinkende Nacht. Bei dem Engpaß der Palmen, an der „Pforte der Wüste" lagen bleich und still die Gefallenen, Christ und Saracene; von weitem her

kamen in kreisenden Zügen die Geier der Wüste, gelockt von dem Geruch des Blutes und der Leichen.

Und im fernen Frankenland, in frommer Klosterzelle, falteten sich zu dieser Stunde zwei weiße Hände: sie beteten für Arnold von Lichtenau.

Zweites Kapitel.

Heiße Liebe.

„Das Auge sieht den Himmel offen
Es schwelgt das Herz in Seligkeit."
Die Glocke.

„Du schönste Tochter Ismael, wie süß bist du zu schauen,
Des Morgenlandes Prachtjuwel, die strahlendste der Frauen!
Gesegnet der Araberpfeil, der mich vom Rosse fällte,
Weil er gefangen, mir zum Heil, dir, Fatme, mich gesellte.

Dein dunkles Haar ist wie die Nacht, Granaten deine Lippen,
O selig ihre rote Pracht in heißem Kuß zu nippen,
Wie weiß ist deiner Stirne Glanz, dein Wuchs ist gleich den Palmen,
Dein Hauch ist Duft, dein Schritt ist Tanz, dein Wort Musik der Psalmen.

Dein Aug' ist dunkelmeeresblau, und schwarz sind deine Brauen;
Du bist die allerschönste Frau in allen Erdengauen!
Wie schal, wie reizlos ist das Weib daheim im Land der Franken:
Ihr Blick ist matt und arm ihr Leib und ihre Glieder kranken.

Du süßes Saracenenkind, du Schwester der Gazelle,
Die Ceder ist dein Spielgesind', der Löwe dein Geselle!
Laß mich in deinem weichen Arm vom Mund den Hauch dir trinken,
Und Ritterpflicht und Pilgerharm versinken laß, versinken.

Wohl läßt sich in Jerusalem ein Himmelreich erwerben,
Fürs heilge Grab, für Bethlehem ruft Gottfried uns zu sterben,

Die Brüder all' mit Schwert und Spieß viel Rühmliches vollbringen,
Sich einst ums Haupt im Paradies den Lilienkranz zu schlingen: —

Du sollst ins Haar die Rosen rot mir von Damaskus flechten,
Das Leben will ich, nicht den Tod, will küssen und nicht fechten:
Was Bethlehem, was Golgatha, was heilgen Grabes Streiter, —
Wer in dein blaues Auge sah, braucht keinen Himmel weiter."

So sang im blühenden Schloßgarten der kurdischen Feste Dschabar der gefangene Reinhart; er sang zu den hellen Tönen der maurischen Laute, die er in den süßen Wochen seiner Gefangenschaft spielen gelernt. Er saß unter dem Schatten der schlanken Ceder, die, wie erstaunt über das Bild, das sie überragte, die zart gegliederte Blätterkrone leise schüttelte; die schweren Eisenwaffen, längst von dem geschwächten Körper des Schwerverwundeten gelöst, hingen in einer Felsengrotte des Gartens, von Rosen und Epheu überrankt; um den ehernen Knauf des früher schmucklosen Helmes schlang sich nun, wie ein lebendiger Helmbusch, ein blühender Rosenzweig; sein Haupt, in einen leichten Turban von weißer Seide gehüllt, lag in Fatmes Schos. — —

Als das Lied zu Ende war, ließ er die Laute aus den Händen in den weichen Rasen des Gartens gleiten und, sich rückwärts neigend, breitete er beide Arme nach Fatmes schönem Haupt aus. „Was sinnst du, Geliebte?" rief er. „Dein Auge ist verloren in ein fernes Träumen. Du achtest meines Liedes, meiner Gegenwart nicht!" — „Nicht doch, — ich sann nur nach, wie lange du, mein Stern, so leuchtend über meinem Haupte stehen wirst." — „Wie lange? Ewig, Geliebte!" — „O nein, Reinhart. Seligkeit, wie die meine, ist gleich der wundervollen Blume der Wüste: — sie blüht nur einmal alle hundert Jahre und dann — nur eine Nacht!" — „Bist du doch so

schön, so gut — wie könnte ich von dir lassen! Was soll uns trennen? Ich fürchte keine Macht der Erde!“ — „Aber ich scheue die Mächte des Himmels! Mir ist, von unserer Liebe stand in den Sternen nichts geschrieben. Gott hat uns als Feinde geschaffen, fremd einander an Glaube, Sinn und Sitte: — wir haben die Schranken durchbrochen, die er zwischen uns errichtet.“ — „O du böse, schöne Zweiflerin, was quälst du dich und mich! Der Himmel will das Glück seiner Menschen, und sind wir nicht glücklich? Muß ich dich mahnen an all die süßen Stunden unserer Seligkeit? Glaube mir, nichts soll der Mensch, als atmen und glücklich sein. Lange hab' ich mich, wie du, mit Gespenstern gequält, die nicht sind, mit den Wolkenschatten der Ritterpflicht, des Waffenruhms . . . — ich suchte, ich wußte nicht was. Deine Liebe, die helle Sonne, hat die leeren Gewölke vor meiner Seele zerstreut und ich bade selig im blauen Himmel des Glückes; dich küssen, Fatme, ist wohlgethan und alles andere Thorheit!“ Und er umschlang sie glühend und sie schwieg beglückt und beruhigt. —

„Was war ich ehedem für ein gebundener Mann,“ — fuhr er fort. „Unser Glaube, unsere Sitte hat ein Netz mit hunderttausend Maschen um uns geworfen; bei jedem Schritt fühlte ich die drückenden Fäden: ‚das ist nicht christlich‘, hieß es, wenn ich dem heißen Drang des Herzens folgen wollte in Liebe und Haß; — ‚das ist nicht Rittersitte‘ — hieß es, — wollte ich ein Mensch sein. Die blöden wasserblütigen Gesellen verstanden die Glut nicht, die in mir loderte. Da ward ich stolz und verachtete sie, die Schwächlinge von Männern und Weibern; und meine einzige Lust war, jenen auf die Köpfe zu schlagen und diesen das Liebesgeseufze zu versagen, das sie für ihre armselige Schönheit, für ihre mattherzige Empfindung als

Zoll forderten." — „Stolzer Mann! Kannst du dich denn nicht beugen? Kannst nur verachten, nicht verehren?" — „Ja, Fatme, ich kann verehren: dich bete ich an, dir beug' ich mich, und der göttlichen Macht deiner Liebe; du hast ein Herz, das in ganzen, vollen Schlägen geht, wie das meine! Du kannst dich und Welt und alles vergessen über der brausenden Begeisterung des Augenblicks. Du hast den Mut, frei und ganz du selbst zu sein. Sieh, ehe eines von jenen wohlanständigen Ritterfräulein meiner Heimat gewagt hätte, den Feind ihres Glaubens und Volkes, gegen das enge Gebot der Frauensitte, selbsthandelnd, vor der gerechten Rache ihrer Sippe zu schützen, sein Leben zu retten und zu hüten, nicht achtend der höhnischen, beleidigenden Rede der Leute, sich frei zu ihrer Liebe zu bekennen und dafür Verachtung und Spott zu ertragen, — lieber hätte jedes von diesen edelen Fräulein den Mann ihres Herzens tausendmal in der Wüste verschmachten lassen! Du aber, du hast all dies gewagt, hast mich gerettet und gepflegt mit weichen Händen lange Wochen, hast dem Zorn der Deinen getrotzt — und all dies um einen halbtoten, bewußtlosen Mann, der deine Liebe nicht erkennen, nicht erwidern konnte."

„Ich hatte dein Auge gesehen: — es war der Stern, den ich solange geahnt in dem Nachthimmel meines Lebens; ich mußte thun, was ich that; dein Auge hat mich gezwungen. Und hört' ich doch oft in deinem Fieberschlaf meinen Namen aus deinem Munde: — das war mir süßer und lieblicher als dir der Balsam, welchen ich deiner Wunde gab."

„Mustapha hatte dich mir gerühmt — die Leidenschaft malt gut! — Dein Anblick war der letzte Sonnenstrahl meines Bewußtseins gewesen; er schimmerte fort in der Nacht meiner Betäubung; mit halb träumenden Augen

sah ich deine schöne Gestalt über mir walten. Und als ich nun genas, und sich der ganze Himmel deiner Schönheit, deiner Liebe mir aufthat, da fühlte ich erst, daß die suchende Frage meines Lebens in dir gelöst sei. Du warst meinesgleichen: glühend, begeistert, stark; die Netze meiner heimatlichen Formen fielen von meinem Haupt, und frei und glücklich ward meine Seele. Und ich schwör' es dir, wie du mir alles geopfert, was die schwachen Menschen bindet: Glaube, Sitte, Rücksicht, deine ganze Vergangenheit, — so will ich dir alles opfern; nicht Christ, nicht Ritter mehr will ich sein: nur Mensch, nur dein Geliebter. Und so, losgelöst von allen Fesseln, welche die blöden Schwächlinge für unzerreißbar halten, frei von all den Ketten, die Zeit und Raum und Gewohnheit um die Menschen schmieden, schweben wir beiden, ganz allein, hoch über den Vorurteilen der Menschen, in dem sonnigen, schrankenlosen Äther unserer Liebe!"

Sie sah entzückt in sein leuchtendes Auge: sie umarmten sich in seliger Vergessenheit der Welt. Aber die Ceder über ihnen schüttelte im Abendwind ihr Haupt.

Drittes Kapitel.

Warnungen.

Oft warnt das Schicksal, eh' es strafen will.

Die Liebenden hatten sich getrennt, als die Gestirne der mittleren Nachtstunden aufgegangen waren. Reinhart geleitete Fatme an das Thor der inneren Burgräume und

wandte sich von da zurück in den Garten, die luftige Grotte aufzusuchen, in welcher er schlief.

Als er in einen schmalen von dichten Rosenbüschen eingeschlossenen Wiesenpfad einlenkte, trat wenige Schritte vor ihm eine dunkle Gestalt aus dem Dickicht, eine Waffe blitzte im hellen Mondschein und der Ruf: „Stirb, Christ!" schlug an Reinharts Ohr. Er sprang rasch seitwärts: hart an seinem Halse vorbei fuhr ein Wurfspeer sausend in die hochstämmige Platane, die am Wege stand; noch zitterte der Speer in dem zerspaltenen Baum und schon lag der Mörder bezwungen auf der Erde. Reinhart kniete auf seiner Brust und schwang den krummen Säbel, den er ihm aus der Hand gerungen, über seinem Haupt; es war Belek, der schwarze Sklave Hassans. „Wieviel hat dir dein Herr versprochen für meinen Kopf?" frug Reinhart. „Nichts. Belek ist kein Lohnmörder. Belek hörte, wie sein Herr in seinem Morgensegen und seinem Nachtgebet je siebenmal den Namen des Christen verfluchte: und Belek wollte töten, wen sein Herr hasset: aber Allah hat es nicht gewollt, sein Name sei gepriesen." „Das ist es, was die Menschen Glaube nennen!" sagte Reinhart. „Komm, Sklave, ich will dich morgen Fatmes Vater zeigen, der sie so gewaltig rühmt, seine Wüstensöhne, und will ihn fragen, ob seine milde Weisheit auch hierfür einen milden Namen weiß."

Er nahm den Widerstandslosen mit sich, band ihn an die Eingangspfosten seiner Grotte mit dem festen Seidentuch seines Turbans, legte sein blankes Schwert zu sich auf das weiche Pfühl und versank bald darauf in ruhigen Schlummer; der gebundene Mohr sah stumpf und schweigend in die Mondnacht.

Der nächste Morgen fand die Besatzung der Feste im Hofraum als Gericht versammelt, den gebundenen Belek

in der Mitte. Reinhart trat als Ankläger auf; ihm zur Seite stand Fatmes Vater, ihnen gegenüber Hassan und dessen Sohn Rodvan.

Als Reinhart den Vorfall kurz erzählt und die Bestrafung des Meuchlers verlangt hatte, sprach Hassan zu seinem Sohne gewandt. „Mein Rodvan! Sage, hat nicht eine Fliege hier gesummt vor dem Ohre der Gläubigen?" „Nein," entgegnete Rodvan, funkelnden Auges. „Nein, der hochmütige Christ hat seine Zunge erhoben: er hat eine Unthat verkündet und ihre Strafe verlangt. Und Strafe muß der feigen That werden, soll nicht ein ewiger Makel liegen auf dem Stamm Hassans von Hasar." „Mein Sohn," entgegnete Hassan, „wenn es auch Verbrechen gäbe gegen Ungläubige — es giebt nichts gegen sie Verbotenes, als die Liebe — so fehlt die Stimme des Anklägers; das Wort des Christen ist ein Mückengesumm im Rate der Moslem; ich höre keine Stimme, die sich erhebt." „So höre denn meine Stimme, du finsterer Eiferer," fiel Ibrahim ein: „meines Wortes mußt du achten: ich bin der Priester des Gottes, den du so wenig kennst. Und ich erhebe mein Wort und klage die blinde That des Werkzeugs nicht, ich klage dich, den dumpfen Sinn klag' ich an, der dies Werkzeug beseelt hat." Da sprach Hassan: — „Wohl ziemt sich's in der Sitte der Moslem, daß der Schwäher spricht für seinen Eidam; der Christ aber mag ihr Buhle sein, der Gatte deiner Tochter ist er nicht. —" Die ganze Schar der Saracenen bezeugte ihren Beifall durch Worte und Mienen.

Reinhart fuhr zusammen und griff ans Schwert.

Doch würdevoll erhob sich Ibrahim, Feuer lohte in seinem klaren Auge und wie eine weiße Flamme wallte sein langer Bart. „Ihr Knechte des Wahnes und der Wut: — euer giftiges Wort trifft euch selbst, nicht mich,

noch mein Kind! So könnt ihr mir's denn nicht vergeben, daß mein Auge, das in der Beobachtung der Gestirne Klarheit und Weite gelernt hat, auch außer den Zelten unserer Horde Menschen, Brüder sieht, daß ich an Wert und Tugend glaube, auch da, wo nicht des Propheten grüne Fahne weht? Ich kenne alle Sterne: — auf keinem habe ich die grüne Fahne entdeckt; sollen sie deshalb verflucht sein auf ewig?" — „So glaubst du nicht an den Propheten?" — „Ich glaube an ihn: aber auch an Zoroaster und an Pythagoras und an Moses und an den milden Mann von Nazareth, dem dieser Jüngling dient. In Granada, in Tolosa, wo ich der Unsern wie der Christen weise Meister hörte, lernte ich vergleichen und gleich der Biene den Honig der Weisheit saugen aus allen Blumen in dem Garten der Menschheit. Könnt ihr mir's nicht verzeihen, daß ich die schöne Lilie Menschlichkeit, mit der mein Kind den Todeswunden pflegte, gern in der Liebe rote Rose sich verwandeln sah? Nur einer unter euch darf mir drum zürnen: Rodvan der Edle, der Fatme liebt und sich in traurig Schwarz zu kleiden schwur, bis ihre Liebe seine Nacht erhelle. Er aber trägt sein Leid mit Stolz und edlem Schweigen; vergieb mir, mein Sohn, Rodvan, ich kann dir's nicht ersparen! Denn in den Sternen, jenen heiligen Büchern, die mir noch wahrer reden als der Koran, hab ich's gelesen schon über Fatmes Wiege, daß einst ein Jüngling aus dem Westen kommen werde: sein Leben — ihr Leben, und sein Los — ihr Los. Mir aber war dies sternenverkündete Schicksal ein freundlich Wahrzeichen für meinen liebsten Glauben: einst werden die Schranken fallen, welche die Thorheit der Menschen zwischen Volk und Volk, zwischen Sitte stellt und Sitte. Ja, dies junge Paar ist mir ein Sinnbild einstiger Versöhnung, eine Verheißung, daß Morgenland und Abendland, die

sich jetzt um die leere Gruft des Nazareners streiten, sich einst umarmen im Geiste jener Liebe, die da aus aller Propheten Munde spricht; dann wird Ein Hirt und Eine Herde sein."

„Weh mir," sprach Rodvan leise, „solchem Wahn soll ich die Rose meines Lebens opfern!"

„Ibrahim," begann Hassan, „du schwärmst! Weil du in Büchern und in Sternen belesener bist, als wir, schiltst du uns thöricht: du irrst, du selber bist der Thor! Es mag dein Recht im Reich der Sterne gelten, dein Glaube mag in deinen Büchern leben, — bei uns, auf Erden, gilt er nicht! Wir wollen nicht von unseres Volkes Weise lassen, von seinem Hassen, seinem Lieben, seinem Recht."

„Aber auch nach dem Recht unseres Volkes trifft den Meuchler der Tod!" rief Rodvan; „der Christ soll nicht sagen, unser Haß wähle solche Wege; man frage Belek auf der Folter, ob mein Vater, ob ich ihn gedungen habe." „Sein Schweigen würde mich nicht bekehren, wenn ich das glaubte!" fiel Reinhart ein. „Aber ich glaube es nicht, vielleicht nur darum nicht, weil ich dich nicht verachten möchte, Rodvan! Auf deinem Haupte ruht das Blut meiner Freunde: — ich fühl' es, daß ich den treuen Herebrant, den reinen Arnold noch blutig an dir rächen muß und ich bekämpfe lieber, was mutig als was feige." „Wohlan denn," rief Rodvan aufflammend, „hinaus mit mir in den Garten! Ein rascher Schwertschlag durchhaut den Knoten, der uns alle umschnürt hat; komm!" Reinhart wollte ihm folgen, doch Hassan ergriff den Arm seines Sohnes: „Mitnichten! Das Schwert Rodvans soll nicht über einem Haupte funkeln, das demnächst dem Beil des Gesetzes verfällt." „Welches Gesetz der Erde," rief Reinhart zornig, „droht mit dem Beil einem makellosen,

ritterlichen Haupt?" — „Das unsere, stolzer Christ, und kein anderes gilt in diesen Räumen! In vierzehn Tagen beginnt der heilige Monat Ramadan, in welchem der Prophet den Koran aus dem siebenten Himmel auf die Erde brachte. Du weißt es selbst, Ibrahim, bei Ausbruch dieses Krieges mit den Franken ward das Gebot verkündet und feierlich beschworen: der Tod trifft jedes ungläubige Haupt, das in dem Monat des Propheten unter einem Dache mit den Gläubigen weilt. Ihr beruft Euch auf unser Recht — wohlan, Ihr sollt es haben: — Belek stirbt, aber der Christ stirbt auch." „Das blutige Gesetz," sprach Ibrahim, „trifft nur den Christen, der mit freiem Willen das Dach der Moslem teilt. Reinhart ist nicht schuldig dieses Willens, er ist Gefangener, er muß hier weilen." „Der Christ ist frei!" schrie Hassan. „Glaubst du, wir wissen es nicht, daß schon vor vielen Wochen ein Heerführer der Ungläubigen, Graf Robert von Flandria, der die Gefangenschaft deines Schützlings erfuhr, hierher zu dir gesandt und dir sieben gefangene Saracenenfürsten der besten Stämme zum Lösegeld für ihn geboten hat? Du warst bereit zum Tausch, wir alle wollten ihn freigeben! Der Christ aber — möge sein Gott ihn dafür strafen! — der Christ zog die Knechtschaft der Freiheit vor: — frage deine Tochter, mit wieviel Küssen sie es ihm gelohnt. Der Christ aber ist unser, ist mein Gefangener; mein Pfeil hat ihn vom Rosse geworfen: und ich, wir lassen ihn frei." „Ich hab' ihn für mein Priesterteil verlangt," sprach Ibrahim. „Hüte dich, uns an dein Priesteramt zu mahnen! Wer an den Nazarener, an griechische Schwärmer nicht minder als an den Propheten glaubt, der ist kein Priester Allahs mehr. Unser, des Stammes, ist der Christ und wir, wir geben ihn frei um das gebotene Lösegeld; wollt ihr das, ihr Männer vom

Stamme Hasar?" „Ja, wir wollen es: — der Christ sei frei!" schrieen sie wild zur Antwort. Sicher hofften sie, den Einsamen auf seinem langen Weg durch die Wüste zu morden, sowie er dem Schutze Ibrahims entrückt war. „Du hörst es, Christ!" mahnte Hassan. „Auf, sattle nun dein rasches Roß und reite ledig aus den Thoren dieser Burg: sie stehen dir offen." Ibrahim aber fiel ein: „Er bleibt! — Er ist, wenn nicht mein Gefangener, mein Gast: — er bleibt." — „Gut — er bleibe noch! Doch hüte er sich, daß er zu lange bleibe! Wenn nach vierzehn Tagen der Mond den heiligen Ramadan beginnt und unser Auge erspäht ihn in unserer Mitte, so schützt ihn weder dein Priesteramt mehr noch das Gastrecht; ihr wißt es nun: — so hütet euch. Jetzt, Belek, auf zum Tode. — Du bist der Vorgänger des Christen: der Meuchler wird lebendig eingesargt." „Er lebe!" rief Reinhart schaudernd, „mir graut vor dem blutigen Wahn, den Ihr Euer Recht nennt." — „Wohl denn, er bleibe leben! Doch deute das nicht als ein Beispiel für dein Schicksal. — Auf Wiedersehen, Christ, in dieser Versammlung am ersten Tag des Monats Ramadan." Und Hassan schritt mit den Männern an Reinhart und Ibrahim vorüber. Niemand bezeugte dem greisen Priester, der langsam und ernst, aber ungebeugt aus der Halle wandelte, den Gruß der Verehrung; sein Ansehen und Einfluß war tief erschüttert durch die heutige Versammlung, durch sein ziemlich offenes Lossagen von dem Islam, durch seine eifrige Verteidigung Reinharts, auf welchen aus manchem dunkelen Saracenenauge glühende Blicke tödlichen, aber schweigenden Hasses fielen. — Nur Rodvan trat zu ihm heran und sprach:

„Du hast es nicht um mich verdient, du Übermütiger! Und doch will ich dich warnen: fliehe, fliehe bald! Ich

selbst will dir das Roß satteln, will dich geleiten durch der Saracenen Gebiet bis in den sicheren Schutz der Deinen: nur geh', nur flieh' aus ihrer Nähe: bleibst du, so wird es dein, wird ihr Verderben. Sieh', freudig war mein Leben, eh' du kamst. Ich war der unbesiegte Stolz meines Stammes, Fatmes, meiner Jugendgenossin Freundschaft, ihre Verehrung war mein, und mein, ich fühl' es, wäre ihre Liebe geworden. Mein Gewand trug die Farbe der Trauer, weil ich ihre Liebe entbehrte: doch mein Herz trug die Farbe der Hoffnung, ihre Liebe bald zu gewinnen. Da kamst du: — ein flammender Unglücksstern tratst du in den Himmel meines Ruhmes, meiner Liebe. Dein Arm hat mir die Unbesiegtheit, deine Seele hat mir die Blüte meines Lebens, hat Fatme mir geraubt: all meine guten Gestirne sind erblaßt vor deinem roten Feuer — und doch: ich habe nicht einmal die Kraft, dich zu hassen, wie du es verdienst, du Mörder meines Glückes. Ich bange für dich, wie für ein Freundeshaupt, wenn meine grimmen Brüder dein Herzblut heischen; sei so edel, Christ, wie du stolz bist. Sieh', ich, dein Todfeind, ich bitte dich: weiche, Unglücksstern, aus einem Raume, der ein heiterer Himmel des Friedens war, eh' du gekommen."

Seine Stimme zitterte; — Reinhart sah ihn an, fast mit Rührung: „Rodvan, halt inne! Du verschwendest Offenheit und Güte. Sie entwaffnen mich nicht. Fast könnt' ich gehen um deinetwillen: — aber Fatme!" — „Fatme wird sich selbst wiederfinden, wenn du ferne bist. Glaubst du, daß deine Liebe sie zum Glücke führen werde? Nimmermehr! Zu viele Schranken liegen zwischen euch, die ungestraft kein Sterblicher überfliegt; von ihrem Volk, ihrem Glauben, ihrer Heimat reißt sie deine Liebe. Und wird sie ihr Ersatz bieten? Nein, wie der wilde Bergbach die losgerissene Rose wirfst du sie einige schwanke

Augenblicke tragen und dann versinken lassen in dem tosenden Strudel deines Lebens. Der Engel, der Fatmes Glück zu bauen hat, — schon in der Wiege hat er mein dabei gedacht. Ich bin der heimatliche, der jugendtraute Stamm, um den sich diese Ranke schlingen muß, soll sie gedeihen. Gehe, und Fatme wird das selbst erkennen. Ich will — sieh', so getreu ist meine Liebe! — ich will noch jetzt vergessen, daß sie in thörichter Liebesverirrung dich geliebt, dich geküßt hat. Ich will, wie einen Traum, aus ihrem Dasein diesen Irrtum löschen; noch jetzt will ich die starke Hand ihr bieten, die allein sie rettet, sicher durch das Leben führt." — „Gutmütiger Thor! Trotz all den Schranken, die du aufgezählt, haben wir beide gefühlt, daß uns der höhere Wellenschlag unserer Herzen zusammenführt hoch über all euern ohnmächtigen Gesetzen. Wir, die wir zusammenpassen, wie Helm und Haupt, — wir sollten unserer Liebe vergessen, wie eines irren Fiebertraumes? Wer im Himmel zu Gaste saß, vergißt seiner Freuden nicht mehr. Eine Fatme löscht die Liebe ihres Herzens nicht aus wie eine herabgebrannte Kerze. Und das Weib, das einen Reinhart geliebt hat, tröstet sich nicht in den Armen eines Rodvan." — „Hochmütiger! Schon wieder leuchtet in deinem Auge, spielt um deinen stolzen Mund jenes frevle Selbstgefühl, mit dem du deine Zauber wirkst. Dieser Wahn deines Wertes ist es, der Fatme bestrickt, der Ibrahim verblendet, der oft mich selbst und meinen Haß betäuben will. Mit welchem Rechte denn überhebst du dich so hoch, daß du auf uns heruntersiehst, und selbst Fatmes Liebe, die unschätzbare, wie ein selbstverständlich, ein wohlverdientes Beutestück betrachtest?" — „Das sei mir fern! Fatmes Liebe ist ein freies Gottesgeschenk, wie Leben, Sonnenschein, Frühling: — sie kann man nur dankbar empfangen, nicht verdienen. Mit welchem Recht aber ich

mich erhebe über dich, über euch alle? Hei, ich will dir's sagen: mit dem Recht des Adlers über die Geier! Von edlerem Stamme, von besserem Stoff bin ich geartet als ihr alle. Ich bin ein Christ, ein Ritter, ein Deutscher. Kein dumpfer heißer Wüstenwind hat meine Gedanken erstickt von Jugend auf wie dir; ich bin von dem Volk, dessen König der Kaiser aller Völker ist, der rechte Arm Gottes, der die Welt beherrscht; im Lande der edlen Sitte bin ich aufgewachsen, wo edles Maß und sanfte Form und höfische Bildung walten; ihr aber, ihr seid plündernde Barbaren; eure Tugenden sind die der Wüstentiere: ein toller Mut und eine trotzige Freiheit; Räuberkunst ist all dein Rittertum; unebenbürtig seid ihr mir an Glaube, Stamm und Sitte. Kein Wunder, daß Fatme, die Perle unter den Kieseln, sich nach dem Edelsteine sehnt, fort aus eurer Mitte." „Genug des Hohns!" rief Rodvan wütend. „Welcher Widerspruch! Christ! Ritter! Deutscher! All das willst du ja verleugnen, mußt du abwerfen, Fatme zu gewinnen! Aber du rufst doch immer wieder diese Namen an! Du kannst dich gar nicht von ihnen lösen! Welcher Übermut! Für jedes stolze Wort in deiner Rede trifft dich ein tödlicher Streich von meinem Arm: — Haß dir und Rache dir!"

Und er stürzte wütend aus der Halle.

„So recht, Tiger der Wüste," rief ihm Reinhart nach. „Zeige deine Krallen, das steht dir besser an als Edelsinn. Geduld! Ich höre schon mit ehernem Fuß die Stunde heranschreiten, die unsern Zwist zu blutigem Ende bringt."

Viertes Kapitel.

Liebesproben.

„Denn die Liebe glaubt alles, und hofft alles.
Sie duldet alles und überwindet alles.“

Früh am andern Morgen trat Ibrahim an seiner Tochter Lager; er war reisefertig gegürtet und sein Morgengruß war ein Lebewohl. Auf ihre angstvolle Frage entgegnete er, noch in der Nacht sei ein fliegender Bote vom saracenischen Hauptlager gekommen: — sein überhetztes Tier stürzte tot im Hofe zusammen.

„Seine Botschaft? Ich kann sie dir nicht enthüllen. Sie würde dich nutzlos quälen und deinen Geliebten foltern. Aber diese Nachricht ruft mich und Hassan gleich mächtig, wenn auch mit entgegengesetztem Eifer, hinweg. Nun höre mich: das Schicksal Reinharts, sein Leben und sein Tod, liegt in seiner, vielmehr in deiner Hand.“ — „Wie das, mein Vater?“ — „Die tiefe Grube, die ihm die Arglist der Feinde gegraben, kann der Goldschacht für euch werden, darin ihr für immer den Schatz eures Glückes findet. Der erste Tag des Ramadan ist Reinharts Tod, wenn er ihn als Christen, er ist seine Rettung, wenn er ihn als Muselmann begrüßt.“ — „Ich verstehe dich wohl: — aber wird Reinhart . . . —“? — „Er wird es. Denn er liebt dich. Und es ist der einzige Weg, euch beide zu retten! Brauche nun die Gewalt, die du über seine Seele gewonnen. Zu seinem Heile überliste ihn. Du weißt: — kein anderer Wunsch als der eures Glückes redet aus mir. Nicht der Priester des Koran, — ich bin der Schüler der leuchtenden Gestirne und hoch, wie von dem Rand des Morgensterns herab, betrachte ich der Menschen Wahn und

Aberglauben; ich sehe nicht Franken und Muselmänner, ich sehe nur meine Brüder, Menschen überall. Nicht umsonst habe ich in Granada und in Rom, in Paris und in Toulouse und in Byzanz, in Bagdad von Menschen und von Büchern gelernt. Die reine, schöne Menschheit darzustellen, sie loszulösen von all den entstellenden Verschiedenheiten, die Glaube und Stamm und Sitte um sie werfen, das ist mein Ziel. Sage ihm . . . — doch ich brauche dich nicht zu lehren, wie du den Geliebten gewinnen sollst; deiner Klugheit, deiner Liebe anvertraue ich sein Los. Lebewohl, mein Kind."

Und rasch war er geschieden. Auch Hassan mit der größten Zahl der Besatzung brach auf. Mächtige Aufregung hatte alle Saracenen ergriffen. Ein großer Schlag in den Kriegsereignissen mußte geschehen sein oder bevorstehen. Aber trotz aller Bemühung konnten die Liebenden den Schleier nicht lüften, der, undurchdringlich ihrem Blick, von den Muselmännern über den Gang der Weltgeschicke gebreitet wurde. Seit Monden hatte Reinhart nichts mehr von dem Kreuzheer, seiner Stellung, seinem Glück oder Unglück gehört. Er hatte über dem Himmel seiner Liebe die ganze Erdenwelt aus den Augen verloren. —

Der Abend desselben Tages fand die Liebenden im Garten an der gewohnten Stätte ihres Glücks; Fatme trug ein schmuckloses, weißes Schleiergewand; sie hatte das dunkle, weiche Haar in einer schlichten Welle hinter das zierliche Ohr gelegt. Nur eine dunkelrote, volle Rose war ihr Schmuck; die edle Bildung der weißen Schläfe trat weiß und blendend hervor: Reinhart hatte sie nie so herzgewinnend schön gesehen. Er lag an ihre Brust geschmiegt und sah in ihr Antlitz, nicht ermüdend, ihre große Schönheit zu schauen. Und nun begann sie, nach kurzer Mitteilung der Abschiedsworte des Vaters, ihre heiße, schwere

Bitte vorzutragen. Bei dem ersten Verständnis ihrer Absicht sprang Reinhart sprachlos, wie in entsetztem Staunen, auf. Sanft zog sie ihn mit weichen Armen, mit einem Blick höchster Liebe zu sich nieder. Willenlos folgte er ihrer stummen Bitte, weiter zu hören.

„Sieh, mein Geliebter," fuhr sie fort, „mein Vater sprach mir von dem Zauber, von der Liebeskunst, die ich üben sollte an deinem Willen. Ich habe nur Eine Kunst: die meiner vollen Liebe, nur Einen Zauber: — die innigste Ergebung. Wenn sie dich nicht gewinnen, vermag ich nichts. Ich will dich nicht mahnen, wie auch ich dir alles geopfert, was vor dir der Schmuck meines Daseins war. Es war kein Opfer. Ich gab eine Dämmerung für die Sonnenhelle deiner Liebe. Ich will dich nicht schelten, wenn du noch andere Götter neben unserer Liebe ehrst, wenn du dich scheust, mir für ein ganzes Leben voller Glück den Namen eines Glaubens zu opfern, an dem dein Herz, ich weiß es, nicht mehr hängt. Ich will dir nur sagen: es ist der einzige Weg, der uns zum Ziele führt, der uns vereinen kann. Ihn mußt du gehen oder von mir scheiden auf ewig. Kannst du das? Kannst du von mir scheiden?" Und sie beugte sich gegen sein Antlitz und sah ihm ins Auge.

„Nie, niemals!" rief er, sie glühend umarmend. „Aber auch diesen Pfad gehen kann ich nie! Meine Ehre, mein Rittertum!"

„Deine Ehre? Du selbstischer Mann! Wo war deine Ehre, das blutlose Gespenst, dem du das Leben meines Herzens opfern willst, wo war es, als du im Fiebertraum alles, alles vergessen hattest außer meinem Namen? Als meine Hand allein den schwachen Funken deines Lebens glimmend erhielt? Wo war dein Rittertum, als du dann später, genesen, selig in meinen Armen lagst und mir

schwurst, jetzt erst seiest du ein Mensch, jetzt seiest du wiedergeboren? Verbot dir deine Ritterehre nicht, die Opfer meiner Seele anzunehmen, und will sie dir nun verwehren, Opfer zu bringen? Ich bin zu stolz, das Recht geltend zu machen, das ich an dir habe. Ich will dich nur bitten, um deinetwillen bitten, glücklich sein zu wollen, abzustreifen den Zwang unwahrer Formeln und, wie ich es dich gelehrt, ein Mensch, nur ein Mensch zu sein."

„Nein, Fatme, nein! Bei deinen Worten wächst mir ein Gefühl zu immer hellerer Klarheit. Niemals, niemals laß ich von meinem Christenglauben! Er ist die tote Formel nicht, die nie mein Herz gefangen hielt. Er ist meine Jugend, mein Leben, mein Denken und mein Sein. Ha, nun erkenn' ich erst, wie weit, wie furchtbar weit diese Liebe mich von dem Mittelpunkt meines Lebens geführt hat. Diese entsetzliche Bitte, dies Wort: ‚Werde ein Muselmann!' erweckt mich erst aus dem schweren, schwülen Traum. Hinweg, du heißer Wüstenqualm! — O nur einen Atemzug deutscher, frischer Waldluft, o nur ein Hauch kühlen Nordwindes! Hinweg, du weiche Üppigkeit!" — Und so rufend, riß er die weiße Seidenbinde von seinem Haupte: — da fiel sein Auge auf sein Schwert, das an der Wand der Grotte unter Rosenzweigen hing — er eilte hinzu, riß es aus der Scheide, küßte den Kreuzesgriff mit Inbrunst, dann schwang er es hoch ob seinem Haupte. „Nein, Fatme, ich bin ein Christ in jeder Faser meines Herzens: — ich bin ein Christ, ein Ritter, ein Deutscher, und will es bleiben!" „Entsetzliche Bewegung," sprach Fatme, „die dich ergreift! Du willst dich von mir scheiden, — scheiden um eines Wortes willen!" — „Es ist nicht ein Wort! Es ist meine ganze Vergangenheit, aus der ich geworden, was ich bin; der Boden, auf dem ich stehe, mit dem ich fallen muß. Du selbst würdest mich nicht mehr lieben,

hätte ich diesen Kern meines Selbst verloren. Was dich mir gewonnen hat vor all den Wackern deines Stammes, — was dich an mich gezogen hat mit starken Banden — es ist nicht mein armes Ich! Es ist der Adel meines Volkes, es ist der höhere Geist der Art und Sitte, der aus meinem Glauben in mich überging; den Christen, den Ritter, den Deutschen Reinhart hast du geliebt: zerstöre nicht die Säulen deiner Liebe." — „Dein Glaube ist es, der uns ewig trennt." — „Nein, Fatme. Er ist es, der uns ewig eint! Du selbst bist eine Christin unbewußt. Dein reinerer, hellerer Sinn steht sternenhoch über den Frauen deines Stammes, die Sklavinnen sind, wo sie lieben: du bist die ebenbürtige, freie Genossin meiner Seele. Demut, Reinheit und Ergebung und das sehnende Gemüt sind die christlichen Weibestugenden: — du hast sie alle! Dein edler Vater, der bei uns im Abendlande christliche, abendländische Weisheit in sich aufgenommen, hat dich erzogen in seinem, in unserem Sinne, nicht wie die Töchter eures Volkes heranwachsen in Dumpfheit. Du warst schon halb Christin, eh' du mich geliebt und unsere Liebe hat dich ganz gechristnet. Und so entscheidet diese Stunde über uns, aber anders, als du es gedacht: nicht in dir — du — du folgest mir. Trennen kann uns nichts! Aber meine Hand, stärker als die deine, zieht dich auf meine Seite des Bandes, das wir beide halten. Du kommst mit mir ins Christentum, ins Abendland."

Und starken Armes hob er sie von dem weichen Rasen empor an seine Brust.

„O Gott, mein Reinhart! Ich fühl's, ich kann nicht widerstreben, wenn du mich ziehst! Aber ist es zum Heile? Sieh, schön ist's auch in meinem Vaterland, im Schatten meiner Edelpalmen. Auch meine Jugend wurzelt in der Heimat, in dem Vaterglauben. Du reißest mich los von

meinem Lebensboden. Traust du dir zu, Ersatz dafür zu bieten?"

„Ja, Fatme, ja. Ich biete dir Ersatz; deines Gatten Liebe wird dir Vater, Volk und Glaube sein. Euer ist die Wüste, unser ist die Welt! Ich führe dich in mein Deutschland. Mein edles Weib, du wirst die Königin aller deutschen Frauen! In meinen grünen Buchenwäldern sollst du wandeln und fahren auf dem breiten Rhein, wann von der frommen Klosterglocke das Ave Maria schallt. Von dem Erker meines Schlosses sollst du schauen weit in mein schönes, deutsches Vaterland. Und wenn du dann aus meiner Liebe, aus der Welt unserer Sitte wirklich nach deiner Heimat Sehnsucht fühlst, dann führe ich dich zurück, dann bist du die Fatme nicht, die mich geliebt. Wirst du Heimweh haben?"

„Nein, Reinhart — du, dein Herz ist meine Heimat — führe du mich, ich folge dir." Sie lag an seiner Brust: — die Bekehrerin war bekehrt. — —

Reinhart aber war wie umgewandelt von dieser Stunde. Sein fester Entschluß, mit Fatme zu dem Kreuzheer und von da nach der Heimat zu entfliehen, schien wie ein Windstoß das schwüle Gewölk des Genusses, das so lang sich über seine Kraft gebreitet hatte, plötzlich zerstreut zu haben. Er legte von Stund an die leichten, orientalischen Gewande ab, hüllte sich in seine Eisenrüstung und trug das rote Kreuz auf der linken Schulter, wie herausfordernd, unter all den Saracenen zur Schau. Er benützte die größere Freiheit, die man ihm seit der gefährlichen Versammlung gönnte, — da man sein Entweichen mehr zu fördern als zu hindern wünschte — sorgfältig dazu, die nächste Umgebung der Bergfeste kennen zu lernen und Nachrichten über den jetzigen Standort des Kreuzheeres

einzuziehen. So erfuhr er denn bald, daß ein Weg von einer halben Tagereise von der Burg an eine Bucht des Meeres, Al Irm genannt, führte, wo häufig christliche, namentlich byzantinische, Galeeren frisches Wasser zu holen pflegten: — doch ließ sich auf dies Ungefähr kein sicherer Plan der Flucht bauen. Auch brannte Reinhart vor Verlangen, nach so langem Schlummer seiner Kraft wieder im Verein mit seinen Waffenbrüdern den heiligen Kampf, zu dem er ausgezogen, fortzukämpfen, sein Gelübde zu lösen, und Jerusalem erobern zu helfen. Begierig ergriff er daher einen andern Ausweg, der ihn zum Ziele zu führen verhieß. Er vernahm, daß etwa drei Tagereisen von der Feste auf dem Wege nach Jerusalem ein Kreuzesfürst mit einer kleinen Abteilung ein der Burg Dschabar ähnliches Bergschloß genommen hatte und besetzt hielt. Nach der Beschreibung konnte er nicht zweifeln, daß dieser Heerführer kein anderer war als Graf Robert von Flandern, ein alter Waffengenosse seines Vaters und Reinharts väterlicher Freund und Schützer auf der ganzen Kreuzfahrt. Zu ihm gedachte er mit Fatme zu entfliehen und durch dessen mächtigen Einfluß die Wiederaufnahme in das Kreuzheer zu erwirken. Hatte doch noch jüngst der Versuch des edlen Grafen, Reinhart auszuwechseln, die alte Treue seines Wohlwollens bewährt.

Er selbst wagte nicht, Fatme zu verlassen. Er sandte daher den alten Gottschalk, der die Gefangenschaft seines Herrn treulich geteilt, aber die Liebe zu dem Heidenkind, wie er die schöne Fatme schmähte, mit tausend Flüchen und Thränen verabscheut hatte, auf Kundschaft aus. Er sollte den Grafen von Flandern zu erreichen suchen und mit ihm Zeit und Art der Flucht genau verabreden. Wenn er ihn nicht fände, sollte er suchen, Kunde von Standort und Schicksal des christlichen Heeres einzuziehen, und

vor allem nicht versäumen, rechtzeitig, das heißt, vor dem ersten des heiligen Monats Ramadan zurückzukehren, der wie eine schwarze Wetterwolke immer näher rückte; noch waren es zehn Tage bis dahin. In sechs Tagen konnte Gottschalk leicht zurück sein. Das Paar zählte jede Stunde seiner Entfernung mit bangen Herzensschlägen.

Rodvan hatte, wenn nicht den ganzen Plan durchschaut, doch scharfen Verdacht geschöpft. Spähend lag sein scharfes Auge auf den Liebenden. Und während Reinhart allein stundenweit vom Schlosse sich entfernen durfte, fühlte sich Fatme bei jedem Schritt aus ihren Gemächern in den hochummauerten Garten bewacht. Alle Ausgänge des Burgraumes waren Tag und Nacht von Wachen besetzt. Doch schreckte dies Reinhart nicht. Er hatte schon in der ersten Woche seiner Genesung in der Felsengrotte, darin er schlief, einen großen Stein in der Gartenmauer, die ins Freie führte, leicht aushebbar befunden und denselben insgeheim so bearbeitet, daß er eine versteckte und nicht allzu unbequeme Flucht ermöglichte. Aus dieser Grotte wollte er mit Fatme fliehen, sobald Gottschalk zurückgekommen. Ohne jede Hilfe, ohne nahe Deckung durch christliche Scharen die Flucht zu wagen, war unmöglich: die Rache Rodvans hätte auf der mindestens drei Tage langen Reise die Flüchtigen gar rasch überholt. Aber Tag um Nacht verstrich und Gottschalk kam nicht zurück. Umsonst ritt Reinhart ihm meilenweit entgegen auf den Wegen, wo er ihn erwarten konnte. Umsonst spähte Fatme mit nimmermüden Augen von hoher Warte: — kein Gottschalk wollte kommen. Und immer näher kam der verderbliche Monat und immer tödlicher wuchs der Haß gegen Reinhart in den Blicken der Saracenen. — —

Der Vorabend der Entscheidung war gekommen; Reinhart sah die Sonne sinken mit ernstem, aber festem Blick.

Er grüßte das Abendrot, — zum letztenmal vielleicht! Er gedachte seiner toten Mutter, der fernen Heimat, er dachte an den blauen Rhein und wie jetzt sein Schloß wohl friedlich leuchte im goldnen Abendlicht! Sein Herz wurde weich: aber er zerdrückte die Thräne, die in sein Auge dringen wollte, als er eine weiche Hand auf seiner Schulter fühlte. „Reinhart," sprach Fatme leise, „verzweifelst du?" „Nein, Geliebte," antwortete er mit fester Stimme; „niemals, solange du mich liebst." — „O Reinhart, hättest du mich nie gesehen! Ich war dein guter Engel nicht! Du lebtest frei und fröhlich, wäre ich nicht." — „Lästre nicht unsre Liebe! Auch ist noch nicht alles verloren. Gottschalk ist treu: wenn er lebt, kommt er zurück: vielleicht schon morgen. Wäre nur Zeit, nur der morgige Tag gewonnen!" „Nur der morgige Tag?" sprach Fatme nachsinnend. „Da du sterben sollst, weil du Christ? Halt," rief sie plötzlich leuchtenden Auges. „Nur Zeit, sagst du? Ich weiß ein Mittel, Zeit, den morgigen Tag zu gewinnen." — „Welches Mittel?" „Vielleicht beschleunigt es unser Verderben. Es ist höchst gefährlich!" fuhr sie nachsinnend fort. „Aber wir haben wenig Wahl." — „Sprich, welches Mittel?" Mit einem heitern Lächeln sah sie ihm ins Auge.

„Mein Geliebter, ich habe dir mein ganzes Dasein blind vertraut: vertraue auch du mir einmal und laß mir mein Geheimnis." Besiegt von einem Ausdruck hohen Seelenadels in ihren Zügen, küßte Reinhart ihre schöne Stirn und sprach: „Ich vertraue dir." —

Und der gefürchtete Tag brach an. Mit dem ersten Sonnenstrahl stürzte eine lärmende Rotte in das Schlafgemach Rodvans, das Blut des Christen heischend.

„Müssen wir dich zur Rache mahnen?" schrieen sie. „Wer hat mehr Grund ihn zu hassen als du? Willst du den Buhlen deiner Braut beschützen?"

„Nein beim Propheten! Das will ich nicht,“ rief Rodvan aufspringend. „Er war genug gewarnt. — Das Burgthor stand ihm offen noch diese Nacht. — Wenn er geblieben ist, hat er sich selbst gemordet.“ „Er ist geblieben!“ schrie die Schar. „Er wandelte die ganze Nacht im Garten. Jetzt ruht er in der Grotte. Gieb uns Befehl, Erlaubnis, und wir zerreißen ihn mit unseren Händen.“ „Haltet ein!“ sprach Rodvan, „ihm widerfahre Recht, nicht Gewalt! Zwei von euch entbieten ihn vor Gericht. Ihr andern folgt mir in die Burghalle.“ Während sich Rodvan auf die Stufen des erhöhten Richterthrones stellte und die Saracenen mit klirrenden Waffen die Rundhalle erfüllten, trat Reinhart in die Pforte. Er war in voller Rüstung, in allen seinen Waffen erschienen. Sein stolzer Helm überragte selbst Rodvan auf den Richterstufen. Ruhig blickte sein Auge im Kreise umher. Ein Lächeln der Verachtung spielte um den feinen Mund.

Rodvan begann: „Im Namen Hassans halt' ich Gericht im Stamm Hasar. Wer bist du, Fremdling, an der Pforte dort! Du bist von unserem Stamme nicht: bist du ein Christ?“ Unbeweglich antwortete Reinhart: „Siehst du das rote Kreuz auf meiner Schulter nicht?“ — „Wohlan denn, Christ! Du wußtest das Recht unseres Volkes, was es spricht von diesem heutigen Tag, du warst gewarnt, warst frei und hast diesen Tag unter unserm Dach erwartet. Du wirst erkennen, was dein Recht ist, wie dein Richter sprechen muß.“ — „Mein Richter ist im Morgenland nur Gottfried von Bouillon! Im Abendland der deutsche König in seinem Lehenshof, zu Aachen, mit zwölf untadeligen, ritterbürtigen Lehensschöffen, meinen Heerschildgenossen. Mein Recht ist rheinisch Recht, das trag' ich überall mit mir. Und wer mich richten will, muß es nach diesem Recht. Ende darum diese Possen, Rodvan von Hasar!

Hier gilt Gewalt, nicht Recht. Brauch' deine Macht! Ihr seid nicht meine Richter: ihr seid Räuber und Barbaren." „Nieder mit ihm!" brüllte die Schar der Saracenen und stürmte mit wild geschwungenen Waffen auf ihn ein, Rodvan an der Spitze: — Reinhart erwartete sie mit Schild und Schwert.

Da rief plötzlich eine wohlbekannte Stimme von der Pforte her: „Trefft auch mich, ihr Mörder!" und Fatme stürzte flatternden Gewandes, gelösten Haares, ohne Schleier, mitten unter die grimmigen Männer. Mit beiden Armen umfing sie Reinharts Brust, wie ein zweiter Schild ihn vor den Streichen der Feinde deckend. Alle standen wie gelähmt vor Staunen: ungeheuer, überweiblich schien die That. Die meisten sahen Fatmes entschleiertes Antlitz zum erstenmal und waren wie geblendet von ihrer Schönheit. Rodvan senkte den gezückten Säbel und sprach mit tonloser Stimme: „Unselige! — Wie sie ihn lieben muß! — Was beginnst du, was willst du hier?"

„Nicht ihn retten, Rodvan! Fürchte das nicht. Nur mit ihm sterben!" „Fatme!" riefen Reinhart und Rodvan zugleich.

„Ja, sterben mit dir, mein Geliebter! Sprich, Rodvan, du gerechter Richter! Ist nicht sein Haupt dem Tode verfallen, weil er, ein Christ, an diesem Tag unter eurem Dache ist?" „Du sagst es," antwortete Rodvan, „und er soll nicht leben!" — „Wohl denn, Rodvan, schwinge dein Schwert, erfülle das Gesetz. Aber nicht an ihm allein. Erfüll' es an mir. Denn ich bin eine Christin!" „Fatme!" jubelte Reinhart, die Todesgefahr vergessend in der Begeisterung über ihre That. „Mein Weib! Mein herrliches Weib!" „Fatme! — eine Christin — du —?" stammelte Rodvan entsetzt. Ein dumpfes, drohendes Gemurmel durchlief die Saracenenschar. „Nicht mehr Fatme," sprach sie, mit tiefer

Innigkeit in Reinharts Augen blickend, der selig ihr schönes Haupt an seine Brust drückte. „Maria ist mein Name. Der Gottesmutter Namen will ich tragen, die voller Schmerzen war und voller Liebe. Du hast mir Herrliches von ihr erzählt. In dieser Nacht habe ich im Angesicht der heiligen Sterne am Quell unseres Gartens mich selbst getauft in brünstigem Gebet. Und wie ich diesen Schleier hier zerreiße, so zerreiße ich jedes Band, das mich an Mohammed gebunden. Und wie ich diesen Mann umschlungen halte, fest, untrennbar, so halte ich an dem Kreuzeszeichen, das hier auf seinem Schwerte prangt.“ Und sie löste Reinharts Schwert aus seiner stählernen Hand und hielt den Kreuzesgriff mit erhobener Rechten wie schützend, hoch vor beider Haupt. „Maria, mein Weib, niemals will ich von dir lassen!“ rief Reinhart.

Sprachlos standen die Saracenen — Rodvan bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen.

Triumphierend fuhr Maria fort: „Du siehst, Rodvan, soll hier das Recht walten, so mußt du mein Haupt, das abtrünnige, zuerst treffen!“ „Nieder mit beiden!“ scholl es in der Runde. Doch nun erhob sich Rodvan, der sich inzwischen gefaßt.

„Ruhig, meine Freunde! Verlaßt die Halle. Ich bürge euch dafür, daß das Recht walte; laßt mich mit diesem Paar allein. — Ich will's!“ Sie gingen schweigend, drohend.

„Reinhart — ein Wort mit dir allein.“

Fatme ging mit einem seelenvollen Blick auf Reinhart.

Die beiden Männer traten abseits an ein Fenster: „Jenes Weib hat eine Riesenthat der Liebe gethan. — Sie hat gesiegt. Das Recht kann nur euch beide treffen. Und sie — muß ich schonen! Denn ich glaube fast, ich liebe sie noch immer! Wenn nicht Haß ist, was hier brennt.

Aber wir beide können nicht mehr zusammen atmen auf einer Erde. Drum laß uns das Mittel wählen, das längst, wie unser Schicksal, über unserm Haupte schwebt. Stelle dich zum tödlichen Gefecht, aus dem nur einer zurückkehren soll.“ „Wohl gesprochen!“ rief Reinhart. „Ich folge dir. — Komm!“

Doch in diesem Augenblick scholl wüster, verworrener Lärm an ihr Ohr. Geschrei, Rossewiehern, Waffenklirren ertönte aus dem Hofraum; Saracenen mit wütenden Geberden stürmten herein und rissen Rodvan hinunter in den Hof, wo ihn Reinhart vom Fenster aus sofort von staubbedeckten Boten umringt sah. Eine furchtbare Aufregung hatte alle, hatte auch Rodvan ergriffen. Reinhart wollte hinunter eilen, die große Nachricht zu erkunden. Da trat ihm am Portal eine Gestalt entgegen, in härenes Gewand gehüllt, einen Strick um die Lenden, die Spuren der Geißel auf dem entstellten Leib.

„Gottschalk!“ rief Reinhart entsetzt. „Was ist mit dir? Wo warst du, woher kommst du endlich?“

„Ich komme von Jerusalem!“ sprach feierlich der Büßer.

„Von Jerusalem? Von den Heiden? Was hast du dort gethan?“ — „Jerusalem ist in der Christen Hand! Es fiel vor sieben Tagen; auf dem Tempel Salomos weht die Fahne Gottfrieds von Bouillon.“ „Jerusalem erobert — ohne mich!“ schrie Reinhart und stürzte verzweifelnd auf sein Angesicht: das Weh schlug ihn wie ein Blitz danieder.

Gottschalk rührte sich nicht, ihn aufzuheben und fuhr fort: „Den Grafen Robert fand ich nicht mehr in der eroberten Bergfeste. Sie war zerstört. Er hatte sich wieder in das Lager vor der heiligen Stadt begeben: denn lange schon lag das Kreuzheer, in sieben heißen Schlachten sich Bahn brechend, vor Jerusalem.“ „Und ich habe nichts

gethan, als ein Weib geküßt!“ stöhnte Reinhart und sprang auf. — „Die Ankunft der Christen vor Jerusalem war die Botschaft gewesen, die Ibrahim und Hassan von hier fort rief, Hassan schlug sich durch in die belagerte Stadt, Ibrahim suchte bei den Moslems den Frieden zu vermitteln, das Blutbad an der heiligen Stätte zu verhindern. Auch gelang es ihm, Waffenstillstand zu erzielen. Doch der starke Wille unseres Gottes zerschlug den Vergleich. Man rüstete zum Sturm. Schon tönten die Streithörner, noch immer wollte Ibrahim die Kämpfenden versöhnen. Mit ausgebreiteten Armen stellte er sich zwischen die Stadt und die Angreifer. Er fiel, zugleich von vorn von einem Christenspeer und rückwärts von einem Saracenenpfeil durchbohrt. — Und über seiner Leiche wütete der Kampf. Der fromme Gottfried erstieg zuerst den Mauerkranz. Genommen ward die Stadt mit Sturm! Vierzigtausend Saracenen fielen, — von Hassans Schicksal weiß ich nichts. Ich kam am Tage nach der Eroberung. Ich war geflogen, nicht gewandert, über die Berge, durch die Wüste, um Euch Hilfe zu bringen. Ich suchte den Grafen Robert. Ich hörte, er sei gerade mit dem ganzen Heer, mit allen Fürsten in den Tempel des heiligen Grabes gezogen. Sie hielten dort feierliche Messe. Auch ich habe gekniet am Grabe des Erlösers. Und als ich erwachte aus Thränen und Gebet — da — mir schaudert! — da hört' ich Euren Namen nennen.“ „Meinen Namen?“ rief Reinhart, „wer nannte mich?“ — „Fürst Bohemund von Tarent.“ — „Mein Feind! Der arge Normann! Der Pfaffenknecht! Der nannte mich nicht zum Segen!“ — „Nein, Unseliger, zum Fluch! Nach dem Hochamt des Dankes trat Bohemund auf die Stufen des Altars und verlas, im Namen des Feldherrn, die Liste all der Kreuzfahrer, die wissentlich und willentlich ihr Gelübde versäumt, vom heiligen Heere sich freiwillig ge-

trennt. Eine lange, lange Reihe! Da schlug mir Euer Name furchtbar an das Ohr! Die zurückgekehrten Boten des Grafen Robert haben bezeugt, daß sie Euch in heidnischem Gewand, ruhend in den Armen der Heidin, getroffen, daß Ihr die Auswechselung, die Rückkehr zu unserem Lager mit gottlosen Worten ausgeschlagen. Noch viele Namen wurden genannt. Ich harrte, fiebernd, auf das Ende. Da sprach zum Schluß der Fürst das Urteil: Acht und Feuertod über alle die Abtrünnigen, die bis zum Fall Jerusalems gesäumt. Ihr Wappen wird durch Henkershand zerbrochen, ihr Name soll ein Schandwort sein in aller christlichen Ritterschaft. Und ihr Haupt des Todes, wo sie ein christlich Auge sieht."

„O halt ein!" rief Reinhart. — Doch Gottschalk fuhr fort: „Als das Urteil zu Ende gesprochen war, widerhallte die Kirche von dem dreimaligen Achtruf des ganzen Heeres; kaum war dieser Ruf verstummt, da trat Bischof Gregor von Alkara auf die Stufen des Altars und sprach den Bannfluch der Kirche über die Gerichteten. Noch dröhnen die entsetzlichen Worte in meinen Ohren, mit denen er Eure Sünde, Eure Strafe schilderte! Er verfluchte Euch! Jedes Haar Eures Hauptes! Jeden Tropfen Eures Herzbluts! Jede Stätte, die Euch aufnimmt! Jede Speise, die Euch labt! Jede Hand, die Euch berührt! Und zum Schluß stieß er die brennende Fackel, die er in Händen hielt, zur Erde, daß sie erlosch, und schloß: ‚ihre Seelen aber sollen verdammt sein und erlöschen in ewiger Finsternis, wie diese Fackel!'" Da erhob Reinhart das Haupt: „Genug! Ihre blinde Wut giebt mir die Kraft wieder. Sie fordert meinen Trotz heraus. Hast du den Grafen nicht aufgesucht?" — „Herr! Wie leicht eilt Ihr hinweg von dem Wort ewiger Verdammnis! Mich, den der Schlag nicht getroffen, mich hält er noch betäubt! — Ich

fand den Grafen endlich und sprach Eure Botschaft. Er gab mir dieses Schreiben an Euch. Und ich flog zu Euch zurück. — Noch immer hat Euch die Gnade des Himmels einen Weg der Rettung für Eure arme Seele gelassen." Eilig erbrach Reinhart das Schreiben des Grafen und las: „Toller, unseliger Junge! Verdient hast Du's nicht um mich, das wissen Gott und Sankt Robert! Aber um Deines Vaters willen, der ein ganzer Mann war, und weil Du selber sonst ein frischer Gesell gewesen, will ich Dir noch einmal die Freundeshand reichen. Retten vor Acht und Bann konnte ich Dich nicht. Der giftige Normann, der Dir nie verzeiht, daß Dein Vater ihn einst in Welschland vom Gaul gerannt hat und daß Du selber in Antiochia unsere deutsche Fahne, weil sie zuerst den Wall gewann, hoch über dem Banner von Tarent aufgesteckt, hat meinen Boten, die ohne Dich heimkehrten, sogleich Deine ganze Schande abgefragt und seitdem Deinen Namen auf das Sünderregister geschrieben. Sein eigener Neffe, Held Tankred, bat für Dich: — umsonst. Du bist auch ein ganz heilloser Geselle! Aber noch einmal will ich's mit Dir versuchen. Wirf vom Augenblick an die Heidendirne aus Deinem Herzen, Deinem Leben. Fliehe noch diese Nacht nach Jerusalem. Eine Tagereise von Eurem Bergnest will ich Dich erwarten und sicher nach Europa schaffen, und zuletzt, wär's auch nur dem finstern Bohemund zum Trotz, Deinen Frieden durchsetzen mit Reich und Kirche. Du weißt, ich verheiße nichts, was ich nicht halten kann. Du bist in meinen Augen genug dadurch bestraft, daß Du hier vorgestern die heiße Sturmhetz nicht hast mitgemacht. Das war ein blutiges, schönes, christliches Werk! Aber höre wohl: — komm mir ohne Deine Heidenprinzessin, sonst schlage ich ihr eigenhändig den Kopf ab und sperr' Dich in ein Pfaffenkloster für Dein Leben. Denn Du bist

kein Mann, kannst Du den süßen Minnequark nicht los werden. Höre auf mein Wort. Es ist die Stimme der Ritterehre. Sie ruft Dich zum letztenmal. Folgst Du nicht, so thust Du, wie wer den Kopf in eine Weiberschürze steckt, wann ihn das Hifthorn ruft zum letzten Streit. Komm! Ich erwarte Dich."

Reinhart ließ das Pergament fallen. „Es ist wahr!" sprach er vor sich hin. „Zum letztenmal, ich fühl's, werd' ich gerufen."

Da warf sich Gottschalk unter Thränen zu seinen Füßen. „O Reinhart, mein lieber Herr, mein Sohn! Gebt nach! Folgt seinem Ruf. Seht, als ich in der Kapelle stand und Eure schwarze Sünde schildern hörte und den grausen Bann vernahm, als die heilige Kirche Euch auf ewig ausstieß, da war mir's, als hätte sich mein Herz auf ewig von Euch gelöst. Habt Ihr doch auch mich ferngehalten von meinem Gelübde! Mit Grauen, fast mit Haß kam ich zurück zu Euch mit des Grafen Botschaft. Aber nun, da ich Euch wieder sehe, Eure Stimme wieder höre, — da wacht die alte Liebe wieder auf. Hab' ich Euch doch groß gezogen wie meinen Sohn. Gedenkt an Eure edle, tote Mutter! Mit tausend Ängsten schaut sie jetzt vom Himmel auf Euch nieder. Sie fleht mit mir zu Euch. Laßt von diesem zauberischen Weib. Kehrt zurück zur Reinheit! Zu Eurer Ritterpflicht!" Und weinend umschlang der alte Mann Reinharts Knie.

„Laß ab, steh auf, du treuer Freund," sprach dieser, ihn gerührt erhebend. „Es ist umsonst: — nichts trennt mich mehr von meinem Weibe. Und lägen Himmel und Erde, und — mehr als beide, — meine Mutter, wie du hier, flehend zu meinen Füßen: — ich werde nun und nimmer von ihr lassen! Ausgestoßen, tödlich verfolgt bin ich von Christ und Muselmann. Nichts, nichts habe ich

mehr als Fatmes Seele. Und Treue gegen sie ist alle meine Pflicht fortan auf Erden. Graf Robert, edler Freund, Dank für dein rettend Wort — ich kann ihm nicht folgen." So sprechend zerriß er des Grafen Brief. „O Gott," stöhnte der Alte, „so zerreißt er seine arme Seele! — Und alles um eine Heidin!" „Diesen Dorn, mein Freund, kann ich aus deiner Brust ziehen!" lächelte Reinhart. „Sie ist Christin, getauft mit dem schmerzlichen Blut ihres Herzens! Sie ward Christin, nicht mein Leben, nur meinen Tod zu teilen." — Und in raschen Worten erzählte er ihm den Versuch Marias, die Gefahr dieses Tages von seinem Haupte abzuwenden oder mit auf das ihre zu laden.

Diese That bewirkte eine mächtige Umwandlung in Gottschalks Gesinnung. Mit leuchtenden Blicken des Erstaunens begleitete er Reinharts Rede und unterbrach ihn mit freudigem Ausruf: „Wie? Das hätte sie gethan? Das Heidenkind hat soviel deutsche Treue, soviel christliche Liebe in sich? So ist es nicht die blinde, sündige Glut, 's ist echte Minne? Sterben wollte sie für Euch? Und ihre Liebe hat ihre Seele herübergerettet aus der brennenden Verdammnis in die himmlische Seligkeit? Segen über ihr Haupt! Nun bin ich wieder Euer mit jedem Tropfen meines Blutes. Ich hatte beschlossen, mein Leben am Grab des Erlösers, für Eure arme Seele betend, auszuleben. Jetzt aber weiß ich's besser zu verwenden. Euch will ich dienen und helfen mit aller Kraft. Und laßt mich nur gewähren! Ich sehe einen Pfad, der uns noch alle aus der Gefahr in die frohe Sicherheit der Heimat führen kann!"

Fünftes Kapitel.

Der Ausgang.

„Und aller Ausgang ist ein Gottesurteil."
Schiller.

Reinhart eilte zu der Geliebten, mit ihr den Tod ihres Vaters, von dem ihr die arabischen Boten berichtet haben mußten, zu beklagen. Er fand sie niedergesunken auf eine Rasenbank des Gartens in heißen Thränen. Lange, lange währte es, bis er ihre Gedanken von diesem Schmerze hinweglenken und sanft zu der neuerwachten Hoffnung hinüberleiten konnte.

Der Rettungsplan, welchen Gottschalk den Liebenden mitteilte, war auf die Kunde gebaut, die er unterwegs erhalten, daß eine byzantinische Galeere, die Kranke und Verwundete aus Palästina nach den heilbringenden Inseln Griechenlands zur Genesung führen sollte, in der Bucht Al Irm, etwa eine halbe Tagereise von der Feste Dschabar, vor Anker lag und nach Mittag des nächsten Tages unter Segel gehen wollte. Gottschalk hatte das Schiff auf seinem Rückweg von einer der nächsten Berghöhen mit eigenen Augen liegen sehen und verbürgte sich, die Flüchtigen den nächsten und sichersten Weg an den Ankerplatz zuverlässig führen zu können. In einem scharfen Ritt von sechs Stunden sei auf dem ihm infolge seiner letzten Wanderungen wohlbekannten Pfad die Küste zu erreichen. Und so ward denn beschlossen, um Mitternacht von der Felsengrotte aus die kühne Flucht zu wagen. Es schimmerte den Liebenden neue Hoffnung auf Leben, Freiheit, Glück. Den Gedanken Reinharts, nunmehr doch die von Graf Robert gebotene Hand zu ergreifen, da Fatme Christin geworden, und zu hoffen sei,

daß der wackere Freund deshalb seine Gesinnung ändern würde, diesen Gedanken mußte man aufgeben, da Gottschalk — obwohl mit zögerndem Widerstreben — berichtete, wie der Graf einen grimmigen Eid geschworen habe, nimmermehr der Verführerin seines Freundes vergeben und ihr unter allen Umständen, wenn er ihrer habhaft werde, das zauberische Haupt abschlagen zu wollen.

Eben hatte Reinhart mit Gottschalk die nötigsten Vorbereitungen zur Flucht getroffen, Pferde und Wagen gerüstet, die natürliche Steinpforte der Gartengrotte erprobt, und in hoffnungsvoller Ungeduld sahen die drei Freunde die Sonne untergehen, als ein schwarzer Sklave Reinhart schweigend einen Zettel von Rodvan überbrachte. Reinhart las: „Die Botschaft des Falles von Jerusalem hat unseren Entscheidungskampf nur verzögert, nicht aufgehoben. Der Auftrag meines Vaters Hassan, der, dem Blutbad der Eroberung entronnen, ein großes Heer der Gläubigen zu neuem Kampfe führt und mir gebot, die Besatzungen der benachbarten Bergfesten zusammenzuziehen, hält mich für heute fern von Dschabar. Von Jerusalem aus zieht schon das Christenheer gegen uns heran und nahe unserem Schloß wird in den nächsten Tagen der letzte blutige Würfel fallen. Bis morgen aber, bei Sonnenaufgang, bin ich zurück und erwarte dich bei Tagesanbruch im Burghof zum letzten Kampf."

Bleich, zitternd, ließ Reinhart das Blatt fallen. Er hatte über den Berichten, über den Fluchtplänen Gottschalks völlig Rodvans und der tödlichen Verabredung vergessen. Jetzt, an der Schwelle der Rettung, fiel ihm dies feindliche Verlöbnis schwer auf die Seele. „Flieht — flieht ihr beide — und rettet euch!" stammelte er. „Ich kann euch nicht begleiten! Ich bleibe." — Er wankte und hielt sich mühevoll aufrecht an dem Stamm der Ceder, in deren

Schatten sie weilten. Entsetzt rafften Maria und Gottschalk das unselige Schreiben auf und mit schmerzlichem Liebesblick fragte Maria: „Und warum? Sage, warum mußt du bleiben?" „Du frägst?" rief Reinhart. „Meinem Todfeind hab' ich mich zum Kampf verpflichtet! — Meine Ehre ist ihm verpfändet! — Soll ich Wort und Ehre brechen und entfliehen?" — „O, Reinhart, stellt sich denn immer dies Gespenst zwischen dich und meine Liebe? Meinen Glauben, mein Leben hab ich dir geopfert! Und du opferst mich dem toten Götzen, deiner Ehre!"

„Mehr ist die Ehre denn das Leben, Kind! Wie? Rodvan, dem ich mit höhnender Verachtung die Ritterlichkeit absprach, der großmütig die Gewalt, die er über seinen Todfeind hat, nicht brauchen will, sondern alles auf die freie Entscheidung unserer Waffen stellt, — vor ihm soll ich entfliehen? Soll er sagen, Reinhart von Stauf war ein Ritter in Worten, ein feiger Bube in Thaten! Nimmermehr!"

Schmerzvoll zweifelnd sprach Gottschalk. „In der That, die Frage kann ich nicht lösen. Ich kann nicht raten, zu fliehen und nicht, zu bleiben; diesen Zweifel kann ich nicht entscheiden!"

„Aber ich," rief Maria begeistert, „ich kann ihn entscheiden! O Reinhart, glaube mir, nicht das selbsüchtige Verlangen meiner Liebe redet aus mir! Ich möchte dich, meinen Stern, nicht um den Preis der Befleckung mir erhalten. Und doch sage ich dir: du darfst, du mußt für jetzt diesen Kampf vermeiden! Rette mich! Rette die Christin vor der Rache der Heiden, die sie verließ. Rette mich und dich! Tötest du Rodvan im Zweikampf, — nie lassen dich die Seinen entrinnen: sie morden dich! Rette uns zuerst. Und dann, muß es sein, ficht diesen Zweikampf aus, in Sicherheit vor Mördern." — „Ja! Du hast

recht! mag einstweilen Rodvan meinen, was er will! Sowie ich dich in Sicherheit gebracht, entbiete ich ihn zum Zweikampf." — „O, mein Geliebter, laß uns diese Stunde noch genießen, festhalten. Sieh, die Abendsonne grüßt, scheidend, unsere Häupter mit letztem Strahl. Laß sie uns zur Zeugin nehmen und vor ihrem leuchtenden Antlitz bekennen, daß wir glücklich waren in unserer Liebe." „Ja," fuhr Reinhart fort, „glücklich sind wir gewesen. Ob unsere Freude schuldvoll war, — ich weiß es nicht. Mir ist, die Menschen werden sie so nennen. Vielleicht haben sie recht. Vielleicht ist es thöricht, vielleicht ist es frevelhafte Überhebung, so stolz fliegen zu wollen über alle die Schranken, welche Glaube und Sitte und angeborene, altvererbte Art aufgerichtet haben zwischen Volk und Volk. Vielleicht lebt sie nie und nirgend, jene Menschheit über allen Völkern, — jene Menschlichkeit, an welche dein edler Vater glaubte —. Aber wie er starb für seinen schönen Glauben — oder Wahn! — so wollen auch wir leben und, muß es sein, sterben für unsere Liebe. Diese war kein Wahn!" — „Du sprichst, als ob du keine Rettung mehr hofftest." — „Ich hoffe, solang ich atme." Und schweigend, Hand in Hand, in träumerisches Sinnen verloren, ließen sie die letzten Stunden des Abends vorübergleiten. —

Die Nacht, die entscheidungsvolle Nacht war gekommen. Still ward es in der Feste. Die Abwesenheit der meisten Saracenen mit Rodvan verödete die Räume und verhieß, indem sie die Zahl spähender Augen verminderte, leichteres Gelingen der Flucht. Um keinen Verdacht zu wecken, trennten sich die Liebenden zur gewohnten Stunde. Maria ging hinauf in die oberen Gemächer der Burg und suchte ihr Schlafgemach. Früh entließ sie ihre Sklavinnen. Um Mitternacht wollte sie rasch die Treppen hinunterschlüpfen und mit leisem Handschlag Reinhart ein Zeichen geben, der

sie am Eingang des Gartens in Empfang nehmen und eilig in die Höhle führen sollte, in welcher sich der aushebbare Stein befand. Gottschalk erwartete sie mit zwei Rossen außerhalb der Ringmauer des Schlosses an der ihm genau bezeichneten Stelle der Felsengrotte.

Alles gelang nach Wunsch.

Die Feste lag in Dunkel und Schweigen. Nur einmal glaubte Reinhart das große Burgthor sich öffnen zu hören. Die Nacht war finster und stürmisch geworden. Der schwache Neumond ging erst spät auf. Zerrissene Wolken jagten über den Himmel. Der Wind rüttelte mit Sausen an den Türmen des alten Schlosses. — Endlich kam die Mitternacht. In ihr weißes Nachtgewand gehüllt glitt Maria ungesehen, leise wie ein Geist, über die steinernen Gänge, durch Hallen und Treppen. Auf das gegebene Zeichen trat Reinhart aus dem Dickicht, faßte ihre zitternde Hand und zog sie eilig durch die Gebüsche.

Kein Wort wurde gesprochen. Mächtig schlug Marias Herz in Furcht und Hoffnung. In der Grotte angelangt, schlug Reinhart leise in die Hände, dem draußen harrenden Gottschalk ihre Nähe zu künden. Er lauschte auf Antwort, aber alles blieb still. Er wiederholte das Zeichen lauter. Ängstlich preßte er das Ohr an die Felsenspalte. Umsonst: keine Antwort erfolgte. „Wehe," flüsterte Maria, „Gottschalk verläßt uns!" — „Das thut der Getreue nicht. Er wird in der Dunkelheit den Ort verfehlt haben. Er muß ganz in der Nähe stehen: ich will hinaus und ihn suchen." — „Nein, Geliebter, laß mich nicht allein hier! Mich tötet die Angst!" Doch schon hatte Reinhart die Platte aufgehoben, war hinausgeschlüpft und hatte den Stein wieder hinter sich gesenkt. Maria stand nun in der Grotte, Reinhart im Freien. „Gottschalk," rief er leise, „wo bist du?" Und sich überall in der Dunkelheit

umsehend, trat er einen Schritt vorwärts. Da stieß sein Fuß an einen dunklen Körper. Er beugte sich nieder, der Mond trat aus ziehendem Gewölk: es war sein treuer Knappe, der vor ihm lag. „Gottschalk!“ rief er, „steh' auf! Schläfst du?“ „Nein, er ist tot!“ antwortete eine laute Stimme, und eine schwarze Gestalt trat hinter dem Vorsprung der Mauerecke hervor. „Rodvan!“ rief Reinhart und trat entsetzt zurück: — „Du hier?“ — „Ja, falscher Franke! Ehrloser Flüchtling! Ich bin hier, deine Schmach, deinen Wortbruch aufzudecken und zu strafen. Böse Ahnung trieb mich noch vor Mitternacht nach Haus. Der Haß schläft sowenig als die Liebe und hell ist das Auge der Eifersucht. Ich sah die weiße Gestalt der Abtrünnigen durch die Gänge gleiten, im Garten mit dir nach der Grotte eilen. Ich ahnte alles. Ich ließ euch gewähren: ich wollte sehen, wieweit der stolze Ritter sein Ritterwort vergäße. Ich eilte vor die Mauern des Schlosses, deiner schmählichen Flucht, nachdem sie unleugbar geworden, im offenen Feld entgegenzutreten, da stieß ich auf den thörichten Graukopf hier mit den Pferden. Er wollte mich aufhalten, euch warnen. Er hat seine Kühnheit mit dem Leben bezahlt. Du siehst, du entrinnst meinem Schwerte nicht: — es ist dein Schicksal! — Zieh! Ich bin ganz allein! — Stehe mir.“ „Rodvan,“ sprach Reinhart mit tonloser Stimme, „geh' und gieb Raum! Laß mich erst Fatme retten. Dann, an sicherer Stätte, wollen wir uns treffen! Es ist nicht gut, den Verzweifelten aufzuhalten! — Gieb Raum! Gieb Raum!“ — „Zieh', Feigling! oder ich haue dich nieder.“ — „Du willst es. Komm denn und vollende dein Geschick.“ Sie fochten. — Hell klangen ihre Schwerter aneinander. Mit Entsetzen vernahm Maria den Schall in der Grotte. „Reinhart,“ rief sie, „Reinhart!“ sich an den Felsen klammernd und umsonst

an der schweren Platte rüttelnd, „Reinhart, was thust du? komm!“

Noch einmal klangen draußen die Schwerter. —

Dann ward es still. — Atemlos lauschte Maria. Da ward die Platte von außen gehoben, Reinhart stand vor der Öffnung, das nackte Schwert in der Rechten. „Komm,“ rief er, „eile!“

Sie trat ins Freie, sie sah sich um. — Der Mond trat wieder aus einer Sturmwolke. Sie sah, daß sie an Gottschalks Leiche stand. — Einen Schritt vorwärts: — sie sah Rodvan mit blutiger Stirn zu ihren Füßen liegen. „O Himmel!“ rief sie und trat entsetzt zurück. „Über Leichen geht mein Weg. Rodvan, armer Rodvan!“ „Jetzt ist nicht Zeit, tote Feinde zu beklagen,“ sprach Reinhart finster, „komm!“ Er stand vor ihr, ehern wie sein blutiges Schwert. „Du bist furchtbar, Reinhart,“ rief sie. „Es sind tote Menschen, die hier liegen! Armer, edler Rodvan — du starbst um mich.“ — „Ihm ward sein Wille! Sein Haupt für drei meiner Freunde. Komm, es ist die höchste Zeit!“ Mit diesen Worten ergriff er das bebende Weib und hob sie mit eisernen Armen auf eines der harrenden Rosse, schwang sich zu ihr in den Sattel und vorwärts jagte das Paar wild in die Nacht und den Sturm.

Sausend schlug der Wind des raschen Rittes Mariens Schleier und gelöste Locken in Reinharts Antlitz. Kein Wort ward gesprochen. Nur vorwärts, vorwärts spornte er das schnaubende Tier. Wohin der brausende Ritt sie trug, — sie wußten es selbst nicht! Nur fort von der feindlichen Burg, und die Richtung nach dem Meere einhaltend, eilten die Flüchtlinge. Den Weg zu verfolgen, welchen Gottschalk sie zu führen versprochen, war nach dem Verlust des treuen Alten unmöglich. Und mit diesem Weg

gab Reinhart die Hoffnung auf, rechtzeitig die Meeresbucht Al Irm und das byzantinische Schiff zu erreichen. Es galt ihm jetzt nur, möglichst großen Vorsprung zu gewinnen vor der grimmigen Verfolgung, welche die Mannschaft aus Dschabar beginnen mußte, sobald sie die Flucht des Paares entdeckt, sobald sie Rodvan vermißt und als Leiche gefunden haben würde.

Manchmal hielt Reinhart den rasenden Lauf seines Rappen an und lauschte, ob er nicht im Rücken den Hufschlag der Verfolger vernehme.

Aber nichts vernahm sein Ohr als den Nachtwind, der in den Bergeichen sauste und von ferne das brandende Meer, dem sie sich in wilder Eile näherten.

Dann drückte er wohl einen brennenden Kuß auf Marias schönes Antlitz, die ihn fest umklammert hielt, sprach ein ermutigendes Wort, an das er selbst kaum glaubte, und vorwärts wieder jagte die hastende Flucht. — —

So waren sie stundenlang geritten. Der Tag begann zu grauen. Die freundliche, aber gefährliche Helle ließ nunmehr die Umgebung deutlicher unterscheiden. Reinhart sah, daß sie in die Vertiefung des Küstenthales geraten waren, das, von zwei felsigen Hügelreihen umschlossen, in das offene Meer auslief.

Mit den ersten Strahlen der Morgenröte erblickten sie von der Spitze eines der Hügel, die sie erreicht, vor sich die rauschende See, deren Morgenflut eben begann. Reinhart beschloß, eine noch höhere Felsklippe, die einen Bogenschuß vor ihnen und schon ganz im offenen Flutgebiet lag, zu erklimmen, ob nicht von dieser Warte aus die rettende Galeere vor Anker liegend zu sehen sei. Mit Mühe spornte er das müdegehetzte Tier die steile Felshöhe hinan, an deren Fuß schon die Wellen spülten und unter den Hufen des Pferdes spritzten.

Als sie den Gipfel gewonnen, bot sich ihnen der überraschende Anblick eines großen kriegerischen Lagers dar, das zu ihrer Linken lag und bisher von der Hügelreihe vor ihren Blicken verborgen gehalten worden war. Es war offenbar das Heer der Christen, das von Jerusalem aus zur Vernichtung der saracenischen Macht in diesen Gegenden herangezogen war. Mit einem aus Freude und Schrecken gemischten Gefühl sah Reinhart die wohlbekannten Fahnen im Morgenwinde wehen. Die Wappen der einzelnen Banner konnte er nicht unterscheiden, doch goldig leuchtete im Morgenlicht von den Spitzen ihrer Schafte das Kreuz.

Schon war es lebendig im Lager. Man sah die Reisigen Rosse zäumen, Waffen putzen, Befehle durch die Zeltgassen tragen. Bald hatte man das Paar auf der hohen Felsspitze entdeckt und einige Reiter der Vorhut näherten sich, soweit es die unterdessen noch gestiegene Flut gestattete. Mit schmerzlichem Blick betrachtete Reinhart die früheren Waffenbrüder, als ihn ein plötzlicher Schreckensruf Marias sich wenden ließ. — Er blickte um und sah von dem anderen Höhenzug des Thales, zu ihrer Rechten, plötzlich zahlreiche Scharen saracenischer Reiter herabjagen, deren Annäherung früher zu vernehmen das Getöse der rasch emporschwellenden Flut verhindert hatte. Bald erkannte er Hassan, der unter den vordersten ritt. Kurz nach Mitternacht war dieser mit der Vorhut der türkischen Reiterei in Dschabar angelangt, hatte die Gefangenen entflohen, seinen Sohn erschlagen gefunden. Wütend hatte er die Flüchtlinge und ihre Spur verfolgt und endlich hier, am Meeresstrand, eingeholt. Sofort hatten die Saracenen die beiden Gestalten auf der Klippe erkannt und ungesäumt jagte Hassan mit seinen Reitern in die Flut, den Felsen schwimmend zu erreichen. Mit Schrecken sah sie

Maria näher und näher herankommen. Aber von dem Christenheere, das, sowie die Saracenen sichtbar geworden waren, sich eilfertig in Schlachtordnung gestellt hatte, schien den Flüchtlingen Rettung kommen zu sollen. Die Vorposten des Lagers hatten die offenbar feindlichen Absichten der Saracenen gegen das Paar auf dem Felsen erkannt und deshalb rasch beschlossen, den Feinden ihre Opfer zu entziehen. Gleichzeitig mit Hassan heransprengend hatten sich die Christen in Booten in die Fluten geworfen und mit kräftigen Ruderschlägen bald den mühsam schwimmenden Saracenenrossen Vorsprung abgewonnen.

„Seid gutes Mutes," rief der Christen Führer von weitem aus dem Nachen Reinhart zu, „die Heiden sollen Euch nichts zu Leide thun." „Wo ist Graf Robert von Flandern?" rief Reinhart. „Graf Robert führt die Nachhut aus Jerusalem herbei. Er trifft erst gegen Abend ein." — „Wer befehligt die Vorhut? Wessen Leute seid ihr?" — „Uns führt Fürst Bohemund von Tarent!" Und mit Schrecken erkannte Reinhart die normannischen Farben und die Helmzeichen seines grimmigen Feindes: denn schon stiegen die Reisigen aus den Kähnen. „Aber wer seid Ihr da oben? Ihr tragt christliche Waffen?" Reinhard antwortete nicht: — er zog das Pferd von dieser Seite des Felsens zurück. Aber der zweite Normanne, der ans Land sprang, hatte ihn erkannt. „Bei Tankreds Schwert!" rief er dem ersten zu, „Guido! Das ist Reinhart von Stauf! Der Apostat! Der Herzog hat einen Preis von fünfzig Goldgulden auf das Haupt des Geächteten gesetzt. Und wer den von der heiligen Kirche Verfluchten erschlägt, erhält Ablaß für drei Todsünden. Den müssen wir haben!" Wild jubelten die Normannen Beifall. Ihr Führer rief Reinhart vom Fuße der Klippe aus zu, sich zu ergeben. Reinhart sah sich schweigend nach der rechten Seite um,

von wo die Saracenen herandrangen. Hassan hatte nun den Felsenhügel erreicht und stürmte die steile Klippe herauf, den Seinigen voran und den Säbel schwingend mit dem Ruf: „Abtrünnig Weib! Mörder meines Sohnes! Nieder mit der Christenbrut!“ „Maria!“ sprach Reinhart, die Geliebte umarmend, „sollen wir uns ergeben? An Hassan? An die Normannen?“ „Nein, Reinhart!“ antwortete sie, seine Frage verstehend, „frei wie wir gelebt, wollen wir sterben, Gott wollen wir uns ergeben, nicht den Menschen!“ Und sie wies hinaus auf das rauschende Meer. „Vergieb mir, Maria: ich war dein Verderben!“ — „Und ich das deine. Und unser Verderben war unsere Seligkeit!“ Fest umschlang sie mit beiden Armen seinen Nacken. „Ja, Geliebte! Nimm uns auf, du heiliger freier Ocean!“ Und mit kräftigem Spornstoß, mit eiserner Hand riß er das schnaubende Roß empor zu schwindelndem Sprung. Hoch bäumte sich das edle Tier: es weigerte einen Augenblick den furchtbaren Dienst. Aber im nächsten schoß es, weit ausgreifend, hinaus in die rauschende Brandung, die, spritzend und schäumend, über ihm zusammenschlug.

Noch einmal tauchte Reinharts ragender Helm aus dem Strudel.

Noch immer sah man seinen Nacken umklammert von zwei weißen Armen. — Da rauschte eine hohe, schaumgekrönte Welle heran und begrub Roß und Reiter für immer in ihrem Schos. — —

Die Normannen waren, als sie den Fang entwischt sahen, zu ihren Kähnen und auf diesen zu dem Christenheere zurückgeeilt. Hassan erklomm ungestört den Gipfel der Klippe und sah die Flüchtlinge versinken. Einen Augenblick starrte er schweigend, finsteren Blickes, in die Fluten, als wollte er nicht glauben, daß ihm seine Opfer ent-

rissen seien. Dann kehrte er düster zu den Seinen zurück, die ihn in einem Boote vom Felsen abholten.

Bald entbrannte in dem ganzen Meeresthal die grimmige Schlacht. Lange tobte, bis zur sinkenden Sonne unentschieden, der Kampf. Am Abend aber traf Graf Robert von Flandern mit der Nachhut auf der Walstatt ein. Da ward der Tag für die Christen entschieden. Hassan trug die grüne Fahne Mohammeds zum letzten Angriff. Er fiel und mit ihm sank die grüne Fahne.

Vergebens suchte Graf Robert, dem die Normannen den Untergang Reinharts von Stauf berichteten, als die Toten bestattet wurden, nach der Leiche seines noch immer geliebten jungen Freundes. Er wollte sie von den Gebeinen der „heidnischen Zauberin" trennen und, trotz Acht und Kirchenbann, feierlich in geweihter, christlicher Erde bestatten. Seine Leute durchforschten die ganze Umgebung des Felsens, die mit der abends eintretenden Ebbe wieder trockengelegt war.

Vergebens: — das stolze Meer gab die Liebenden, die sich ihm anvertraut, nicht wieder heraus; es hatte sie ungetrennt fortgetragen in seine ewig freien Tiefen.

Aus der Vendée.

1794.

I.

Es war ein duftiger Frühlingsabend in der grünen, buschigen Vendée; die Sonne tauchte hinter die Waldhügel, die, den Ausblick nach dem Kanal von England hemmend, die Loire begleiten, bis sie in den Ocean mündet. Der Clairon, ein silberhelles Flüßchen, durchschneidet hier das enge Thal, das von den Ausläufern des Küstengebirges umschlossen wird.

Der Tag war feucht, zum Teil regnicht gewesen und die erst im Erlöschen siegende Abendsonnne weckte aus tausend Waldblumen jenen jungfräulichen süßen Duft, der nur der Maienabende flüchtige Gabe ist. —

Da stiegen von den südöstlichen Gebirgen auf den Pässen, die aus dem innern Frankreich führen, die Vortruppen des siegreichen republikanischen Heeres herab, das zwei Tage zuvor eine Abteilung der kühnen Chouans geschlagen und zerstreut hatte, die von George Cadoudal, dem begabtesten und mächtigsten Parteigänger des Königtums in dieser Landschaft, zum Schutz der Eingänge in die Vendée aufgestellt war. Es war ein wilder, unregelmäßiger Zug, einem einheitlichen, zuchtstrengen Heer ebenso unähnlich als die aus Edelleuten, Priestern, Bauern und Jägern gemischten Haufen der Chouans, die ihre waldgrüne Heimat und ihre altererbten Gesinnungen gegen die gleichmachenden Dekrete der Einen und unteilbaren Republik verteidigten.

Der Zug, etwa 400 Mann stark, wurde eröffnet durch eine aus Schützen bestehende Vorhut, die, der Hauptmacht vorausrückend, rechts und links die verwachsenen Waldhöhen rings um den schmalen Pfad beobachtete, jeden Hinterhalt der listigen Feinde zu erspähen, ehe die Hauptmacht, die sich auf dem engen Wegraum nicht ausbreiten konnte, in das Bereich der Gefahr geriete.

Ohne Widerstand erreichte die Schar den Gipfel der Hügel und stieg ohne Hindernis in das grüne Thal des Clairon hernieder, das im Abendlichte vor ihnen lag. Die Hauptmacht folgte; den Schluß bildete ein Haufe von Sansculotten und Marodeurs, deren kriegerische Haltung der Fahne der Republik wenig Ehre machte.

Drei Offiziere ritten langsam vor der Hauptmacht. Der älteste und höchste unter ihnen, ein Oberst, trug den damals gewöhnlichen schwarzen Civilanzug des mittleren Bürgerstandes und eine Jagdkappe von schwarzem Tuch. Nur der Degen an der breiten dreifarbigen Binde bezeichnete den Soldaten, den Offizier. Seine Züge, in denen mehr Betrachtung und Gedanke als Leidenschaft lag, stimmten zu dem Eindruck seiner Kleidung. Haar und Bart hatte er, nach Sitte der damaligen Freiheitsmänner, kurz geschoren, gleich den Republikanern Roms; aber sein blaues Auge ließ nicht auf romanische Abkunft schließen.

Der Offizier zu seiner Linken war ein Mann nur mittleren Wuchses, doch von nervigem, straffem Bau. Er trug eine verschossene blaue Soldatenjacke, lederne Hosen bis ans Knie, indes die Beine unbeschuht und unbestrumpft an den Weichen des Pferdes baumelten, dessen ganzes Reitzeug in einer über den Rücken geworfenen Wolldecke und einem Stricke statt des Zügels bestand. Über die Brust hatte er eine zerfetzte dreifarbige Schärpe geschlungen, die ihm ein langes Messer ohne Scheide trug. Den Kopf und einen

Teil des Gesichts bedeckte eine rote Feldmütze, aber doch nicht tief genug, eine frischgeschlagene Schramme zu bergen, welche sich vom linken Auge über die Nase nach der rechten Wange zog. Es lag etwas Theatralisches in der absichtlichen Wüstheit, in der Vernachlässigung seines Anzugs und seines Gebahrens.

Der dritte Reiter stach bedeutend von seinen Kameraden ab. Er ritt einen edlen Araber mit jenen schlanken Fesseln und dem feingebogenen Hals, durch welche die Rasse als die Aristokratie unter den Pferden erscheint. Er trug die volle Uniform der Revolutionstruppen; doch hatte er an dem dreieckigen Hut die Federnverbrämung des ancien régime beibehalten und der feine Kavalierdegen mit dem goldenen Griff mochte sich wundern, daß die Farben einer seidenen Trikolore freundnachbarlich ihn berührten; mehr noch als diese äußeren Zeichen verrieten das vornehm geschnittene Profil und die weiße Hautfarbe die adelige Abkunft. Das Stutzbärtchen, das gewiß früher diese schmalen Lippen bedeckte, war als ein Opfer der Sitte der Republik gefallen, aber das schöne kurzlockige dunkelbraune Haar schmückte noch immer sein edel gebildetes Haupt.

Die Sauberkeit der ganzen Erscheinung mochte besonders der Sorgfalt des alten Dieners zu danken sein, der dicht hinter ihm schritt und dessen Auge oft wie mit väterlicher Liebe und mit einem gewissen Stolz auf der feinen, höfischen Gestalt ruhte. Jetzt, als der Weg beim Herabsteigen von den Höhen besonders steil und schwierig ward, trat er vor, schob das Pferd des Sansculotten ziemlich rücksichtslos auf die Seite, ergriff den Zaum des Arabers und leitete so seinen jungen Herrn auf die gangbarste Fährte des Reitpfades. „Laß, Bertrand; du weißt, Oriel geht sicher wie eine Gemse und du bist dem Bürger

Froissard im Wege." — „Ah, Monsieur le Vicomte — Monsieur Hektor, wollte ich sagen" — verbesserte der Diener rasch mit einem verlegenen Blick auf den Oberst. „Thu' dir keinen Zwang an, Bertrand," lächelte dieser. „Du kannst es nicht über das Herz bringen, das ‚Bürger Chatillon', also bring' es auch nicht über die Lippen." — „Du mußt ihn entschuldigen, Gracchus, er ist zu alt geworden in der alten Form, um sich so leicht der neuen zu gewöhnen. Treue ist seine Haupteigenschaft: — Treue gegen die Menschen und gegen die Dinge." „Ja, die Treue," rief Froissard mit spöttischem Ton, „ist ein gut Ding, Bürger Papillon. Bewahrt sie nur der Republik fester als dem Königtum." „Froissard!" fuhr Hektor auf. „Euresgleichen könnte mir diese Treue schwer machen, wenn Ihr etwas anderes in mir erwecken könntet als Verachtung." „Hoho, junger Kavalier, das forderte Blut, wär' ich eine Adelspuppe wie Ihr. Aber wartet nur! Die Canaille hat auch ihre Waffen: wir sind Euch wie die Guillotine: Ihr verachtet uns, aber wir bringen Euch um." „Friede, Kameraden!" sprach der Oberst. „Zwist unter den Offizieren wäre unser sicheres Verderben in diesem Lande, wo nur wachsames Ineinandergreifen uns schützen kann vor einem allgegenwärtigen Feinde. Ihr wißt, wie schwierig unsere Aufgabe. Nach unserem Sieg an der Charente hat sich der Rest der Chouans, etwa dreitausend Mann, unter Charette und andern bedeutenden Führern geflüchtet und zwar vermutlich in das Thal des Clairon, auf Schloß Sombreuil Wir wissen noch nicht, ob sie sich von da ins Gebirge werfen und mit George Cadoudal vereinen oder ob sie nach der Küste sich wenden wollen, nach England zu fliehen. Beides muß verhindert werden. Denn nur durch ausnahmlose Zerstörung jedes kleinen Schößlings läßt sich der verderbliche Stamm brechen, der

seine zähen Wurzeln nach allen Provinzen Frankreichs ausbreitet. General Hoche mit der Hauptmacht wird die Flüchtlinge von der Verbindung mit Cadoudal abdrängen und gegen das linke Ufer des Clairon, wo Schloß Sombreuil liegt, vorrücken, indes wir sie umgangen und das rechte Ufer gewonnen haben, ihnen den Weg nach der Küste zu verlegen. Wir müssen sie verhindern, auf das rechte Ufer des Flusses überzusetzen und sie auf dem linken so lange festhalten, bis General Hoche sie erreichen und vernichten kann."

„Freilich schwer genug," rief Froissard, „den Fuchs im eigenen Bau zu fangen. Sie kennen jeden Busch dieser Wälder, jeden Fels dieser Berge. Aber mich sollt' es freuen, den Grafen Alfons de Sombreuil auf den Zinnen seines eigenen Schlosses zu hängen."

„Ihr könnt ihm die Schmarre von der Charente nicht verzeihen," lachte der alte Bertrand. „Aber es geschah Euch recht. Ihr habt seinen schönen Rappen erstochen, das machte ihn wütend. Das edle Tier that mir leid."

„Weiß Gott — oder vielmehr wüßte Gott, wenn's einen gäbe — die Rosse dieser Aristokraten sind so stolz wie ihre Reiter. Es ist mir immer, als ob solche Bestie mich verachtet. Als ich den Rappen mit der hochmütigen Fußbewegung einhergaloppieren sah, hätte ich das Roß wie den Reiter zur Guillotine schicken mögen. Da sprang ich hin und stieß der Märe die Pike in den Bauch und der Schurke hieb mir den Degen übers Gesicht. — Aber wir sind am Ziel!"

Der Zug war im Flußthal angekommen; die sechs oder sieben Hütten, sonst von Bauern und Fischern bewohnt, waren verlassen. Jenseit des Flusses, eine viertel Stunde etwa entfernt, auf einem Hügel lag Schloß Sombreuil. Die Brücke war abgebrochen, die Kähne, die sonst

den Übergang vermittelten, verschwunden und ebenso die Stangen, die dazu dienten, die Furten des kleinen, aber tiefen und reißenden Flusses zu bezeichnen. Die Mannschaft verteilte sich längs dem Ufer und in dem verlassenen Dörflein. Froissard traf die Wache; der Oberst und Hektor quartierten sich in dem wohnlichsten der Häuser ein, das von einem Blumengärtchen umgeben war und überall die Spuren eines fleißigen Wirts zeigte, ja die unverkennbaren Spuren einer Frauenhand trug.

Hektor überließ es der Sorge Bertrands, der überall im Hause umherwirtschaftete, Quartier zu machen, und legte sich, in seinen Mantel gewickelt, auf die schlichten Bretterstufen, die von dem Garten an die Hausthür emporführten und von wo er das kleine Thal überschauen konnte. Es war nun dunkel geworden: die ersten Sterne gingen auf: die Stimmen der Tiere in Baum und Wiese verstummten und über der Landschaft lag tiefe Stille, die nur selten von einem Ruf der Wachen am Fluß, von dem fernen Klirren einer Waffe unterbrochen wurde. Hektor versank in sinnende Betrachtung, die seinem Gesicht einen wehmütigen Ausdruck lieh. Eine Hand legte sich traulich auf seine Schulter. „Du träumst, Hektor," sprach eine milde Stimme, „wovon träumst du?" Er sah auf; der Oberst stand bei ihm. „O Guillaume, wovon als von ihr!" — „Von der Freiheit?" — „Nein, von Hortense, der weißen Rose von Vaucluse. Du glaubst nicht, wie mächtig diese grünen Waldhügel, diese Thäler und Schluchten mich mahnen an die Auen meiner Jugend, wo das Schloß meiner Väter stand, in der blühenden Provence, und an sie, welche die Rose jenes Gartens, die Blüte meines Lebens war." — „Das sind gefährliche Erinnerungen, Hektor. — Überhaupt ist dein Sinn nicht mehr derselbe, seit wir Paris verlassen und diese Vendée be-

treten haben. Ich fürchte, dein bewegliches Herz ist nicht tief genug vom Golde der Freiheit befrachtet: es treibt auf den Wellen neuer Eindrücke."

„Neuer Eindrücke? nein, Guillaume. Die Empfindungen, welche diese Wälder in mir wecken, sind die ältesten meiner Seele. Wie jetzt dort das alte Schloß, so habe ich alle Abende meiner Knabenzeit das graue Chatillon im Sternenschimmer liegen sehen, wann ich heimkehrte von der Jagd, aus den Wein- und Olivenhügeln von Carcassonne. Dann ritt Bertrand neben mir und sang mir die alten Lieder der Provence und erzählte mir von meinen Ahnen, den ritterlichen Chatillons, die den weißen Falken im blauen Schild den Schlachten der Capets schon und der Valois getragen. Diese schilfigen Ufer mahnen mich an die Niederungen der Durance, wo ich mit Hortense de Bellaflor den scheuen Reiher beizte. Wie zierlich trug sie den Sperber auf der kleinen Hand! — Es war ein Maiabend wie heute — sie war schöner und freundlicher als je — ich hatte ihr nie von Liebe gesprochen, ich scheute mich, — sie war ja ein Jahr älter als ich —; sie hatte eine spanische Romanze gesungen vom Cid Campeador — da fiel ich ihr zu Füßen und bat sie, mir eine Gefahr, eine Heldenthat für sie aufzugeben, ich könne nicht unverdient ihre Schönheit schauen, ihre süße Stimme hören. Da lächelte sie und löste mit spielender Hand eine weiße Schleife von meinem Mantel und sprach: ‚Wohlan, ich nehme Ihren Ritterdienst an, Hektor! Von nun an vollbringt, was die Dame von der weißen Schleife von Euch begehrt.'"

„Schwärmende Kinder!" lächelte der Oberst.

„Das sind nun fünf Jahre. Mein Vater schickte mich in die Pagerie nach Paris. Da lernte ich dich kennen, du lehrtest Philosophie und Geschichte. mein Lehrer ward

bald mein Freund. Du legtest den Schatz deiner großen Gedanken, deiner Freiheitsbegeisterung in meine Brust und erwecktest mir eine neue Welt in Rousseau, in den großen Philosophen. Du wecktest in mir die Liebe zur Menschheit, den Drang, Glück und Freiheit von Frankreich aus über alle Länder zu verbreiten, das natürliche Recht der Gleichheit allen Menschen wiederzugeben. In dem Weltmeere dieser Ideen versank alles, was mir früher teuer gewesen, mein Stand, das Schloß meiner Väter, selbst meine Liebe. Als ich aus der Pagerie trat, war der Kampf mit der Tyrannei begonnen; mein Vater war tot. Ich sah die Genossen in Scharen dem wankenden Thron zu Hilfe eilen: aber ich war dein Schüler geworden und das Schwert von Chatillon ward gegen die Bourbons gezückt. Man zerbrach mir mein altes Wappen, man nahm mir alles, bis auf dies Schwert: — aber ich wankte nicht, ich folgte dir und der Freiheit blind durch alle Gefahren, ja durch Ströme von Blut. Deine starke Logik baute mir Brücken über alle Abgründe; ich begriff, daß nur das Blut der Tyrannen die Schuld der Tyrannei sühnen, die Wurzeln der Freiheit tränken könne. Und in Paris, wo jeder Tag neue Gefahr, neue Aufregung brachte, wo die Republik stündlich ihr junges Leben gegen Gewalt und Verrat schützen mußte, — da ertrug ich alles, selbst die Roheit unserer eigenen Partei, selbst die dumpfe Bestialität eines Froissard. Aber hier in diesen Wäldern ist alles anders. Hier ruht der langgequälte Verstand, die Seele tritt wieder in ihre Rechte, das Gemüt wird beredt; die Vergangenheit, meine Vergangenheit redet zu mir aus diesen grünen Bergen. Die Begeisterung dieser Jäger und Fischer für ihr Recht macht mich irre an unserm Recht und ich muß oft denken: die Chouans sind Helden und wir sind Henker."

Der Oberst faßte bewegt die Hand des jungen Mannes.

„Nein, Hektor, werde nicht irre, wanke nicht! Es wäre mein Unglück, es wäre mehr: es wäre der Sturz meiner Idee. Du weißt nicht, was du mir bist; dein Haupt trägt mir die Weihe des Symbols. Ja, denn ich ringe um deine Seele mit dem Geist der Vergangenheit und der Ausgang des Kampfes ist mir ein Gottesurteil. Du weißt, wie ich geworden, was ich bin. Mein Vater war Kaufmann in Straßburg, ich sollte die Firma fortführen: — ich fügte mich. Des Tages habe ich Conti gezogen und in den Büchern gerechnet, aber nachts habe ich studiert. Und als mein Vater Bankerott machte und sich erschoß, habe ich mit vierundzwanzig Jahren die Mutter, die Schwester erhalten als Professor an der Pagerie. Ich habe nie eine Jugend gehabt, nie eine Liebe: die Logik Rousseaus war mein Genuß, die Freiheit meine Verlobte; ich hatte entdeckt, daß die Menschheit geirrt hatte, daß sie alle Wurzeln des Geschichtlichen ausrotten, daß sie neu beginnen muß, soll sie nicht verfaulen in Laster und Tyrannei. Ich habe an mir erfahren, was der Wille kann: er muß es in allen können. Mit Grundsätzen kann man eine Welt in Gedanken, warum nicht auch eine Welt in Wirklichkeit bauen? Die Vergangenheit oder der Wahn, die Heilighaltung der Vergangenheit ist ein gefährlicherer Feind unserer Republik als der feindliche Bund aller Könige Europas. Aber jeder Mensch kann seine Vergangenheit Lügen strafen, wenn er nur will. Meine Gegner in Philosophie und Geschichte, die Engländer, die Deutschen bestreiten dies: — aber es ist die Frage nicht meines Lebens nur, es ist die Lebensfrage Frankreichs. Da fand ich dich: dein aufopfernder edler Geist, dein freier Sinn hat mich entzückt; in dir will ich den Verehrern der toten Vergangenheit einen lebendigen Gegenbeweis aufstellen; du, der geborene Edelmann, sollst durch die verwandelnde Kraft

deines bloßen Willens, deines kühlen Verstandes der glühendste Republikaner werden. Ich selbst habe ein kleineres Beispiel davon geliefert, meine Natur neigt zu theoretischer Arbeit, zur Wissenschaft: — aber ich sah, das Vaterland hat Überfluß an Philosophen und Mangel an Soldaten: wohlan, ich bezwang die Natur und ward, meiner Vergangenheit zum Trotz, Soldat, Offizier."

„Und ein tüchtiger Offizier."

„Den größern, glänzenderen Beweis sollst du liefern, Hektor; laß mich nicht zu Schanden werden."

„Nein, Guillaume, gewiß nicht. Führe mich gegen meine ausgewanderten Genossen, die Vaterlandsverräter, die sich von preußischen Bajonetten wollen zurückführen lassen: — meines Vetters, meines Bruders Blut will ich vergießen in solchem Krieg. Aber es geht mir gegen das Herz, diese Bauern und Jäger hier mit überlegener Macht zu fangen und zu erschießen, die in ihren Bergen und Wäldern für ihren alten Gott, für ihren König und ihre Grundherren mit rührender Treue kämpfen und sterben."

„Glaubst du, Hektor, mir wird es leicht? Ich bin kein Froissard! Aber dem Heil der Menschheit muß auch dies Opfer fallen. Diese Thäler haben jahrhundertelang das Glück gehabt, unter einer milden und tüchtigen Adelsherrschaft zu stehen: kein Steuerpächter hat sie ausgesaugt, kein verdorbener Hof vergiftet. Sie haben den Fluch der Tyrannei nicht hassen gelernt, wie sollten sie die Freiheit lieben? Sie kämpfen für ein patriarchalisches Glück, das einzige, das sie kennen. Wir aber bringen ihnen ein höheres, ein politisches Glück: Geist, Bildung, Freiheit und zwar, wenn es sein muß, mit Gewalt. Denn wie wir alle Menschen sind, Ein Begriff, so soll auch die ganze Menschheit nur Ein Glück haben: die Freiheit!"

„Brav, Oberst!" schrie Froissard, der unbemerkt heran-

getreten war. „Ja, wir bringen die Freiheit! Wir wollen es ihnen austreiben, Unterschiede zu machen, die die Natur nicht kennt. Wird der eine als Bauer geboren aus seiner Mutter Leib, der andere als Edelmann, der reich, jener arm? Nein, beim Teufel, als Mensch wird jeder geboren, und Menschen sollen wir alle sein, nichts weiter. Die Natur hat Eine gerade Linie gezogen, gleich für alle: was um einen Kopf darüber hinausragen will, muß um eben diesen Kopf kürzer gemacht werden. Übrigens ist meine Wachtzeit um, an Euch ist die Reihe, Bürger Chatillon. Denn Bürger Gracchus ist Oberst und hält nicht mit im Dienste, dieser Unterschied muß sein. Merkt die Parole: France und fraternité."

Hector stand schweigend auf und ging mit Bertrand auf seinen Posten an dem Ufer, wo die Wachtfeuer brannten.

II.

Schloß Sombreuil lag einige hundert Schritte weit von dem linken Ufer des Clairon auf einem buschigen Hügel. Es war in der frühen Gotik des XII. Jahrhunderts gebaut mit der einfachen, wenig belebten Schönheit dieses Stiles; der Spitzbogen wiederholte sich an allen Fenstern und Thüren und zwar in der älteren, dem Romanischen noch näheren Form mit der mehr runden als keilförmigen Spitze: ebenso kehrte das Achteck wieder bei allen Türmen, Erkern und Zinnen. Nur die oberen Gemächer des östlichen Turmes waren, weil zum Wohnraum der Grafenfamilie bestimmt, in wohnlichem Stand erhalten und daher auch mit einzelnen Neuerungen versehen worden.

Die unteren Geschosse aber, für das Gesinde und weiland für die reisige Besatzung bestimmt, mochten jahrhundertelang keine große Änderung erfahren haben.

In der weiten Halle des Erdgeschosses waren am Abend unserer Erzählung einige der flüchtigen Royalisten versammelt. Man brannte kein Licht, um nicht die Aufmerksamkeit der Feinde zu wecken. Auf einer Erhöhung im Hintergrunde der Halle — dem sogenannten »dais«, von welchem herab dereinst der Burgherr die Wahrzeichen der Lehen an seine Vasallen vergeben hatte — saß auf einem Armstuhle mit hohem, gotisch geschnitztem Rücken ein stattlicher Greis, dessen graue Locken bis auf die Schultern seines Wamses von veilchenfarbenem Sammet herunterflossen. Die Linke hing matt von der Seitenlehne des Stuhles, indes seine Rechte auf dem Haupt eines schönen, in Trauer gekleideten, jungen Weibes ruhte, das zu seinen Füßen kniete und mit unendlich wehevollem Ausdruck ihre großen dunklen Augen zu ihm aufschlug; zu seiner Rechten stand ein Mann, den Tonsur und Cingulum als katholischen Priester bezeichneten. Ein Mann von etwa dreißig Jahren in der Offiziersuniform der bourbonischen Edelgarde, der den linken Arm in der Binde trug, maß mit ungeduldigen Schritten den Saal. Auf dem Boden lagen Büchsen, Pistolen, Säbel, Pulverhörner und Waffen aller Art zerstreut. In der Nische des großen Bogenfensters standen mehrere Männer in der grünen Jägertracht der Chouans. Alle waren — leichter oder schwerer — verwundet und blickten schweigend nach dem fernen Ufer, wo die roten Wachtfeuer der Feinde glühten.

Der Greis unterbrach die Stille: „Was ist beschlossen?“ fragte er den Offizier. „Sprich, Alfons; dieses Schweigen ist schrecklicher als das ausgesprochene Verderben.“ — „Wir können nichts beschließen, Graf Bellaflor, bis Martinet

zurück ist. Ist es General Hoche selbst, der dort am Flusse lagert, so müssen wir zu Cadoudal in die Sümpfe fliehen. Ist es nur ein zufälliger Streifzug, so müssen wir seine Entfernung abwarten und dann über den Fluß und nach England eilen."

Er verschwieg die dritte gefährlichste Möglichkeit, die er besorgte, daß jener Streifzug kein zufälliger, sondern absichtlich ausgeschickt sei, um ihre Flucht nach England abzuschneiden, bis General Hoche sie auf dem linken Ufer des Clairon erreichen und vernichten würde. Nur eine Erwägung bewog ihn, dies Schlimmste noch nicht anzunehmen, nämlich die, daß ein absichtlich gegen sie gerichteter Streifzug doch wohl geradeswegs das Schloß überfallen haben würde. Er setzte seine unruhigen Gänge fort, bis rasche Schritte auf der Außenflur die Spannung aller erregten. Da eilte zur Saalthür herein, die gewichtigen Eichenflügel offen lassend, eine hübsche Bäuerin in der schmucken Tracht der Vendée. „O gnädige Herrschaft," rief sie in lauter Freude, „er ist da! Er ist gesund wieder da, mein lieber kleiner Mann, mein Martinet." Und ihr auf dem Fuße folgte der lang erwartete Späher, das Wasser aus seinen triefenden Kleidern schüttelnd. Es war eines jener köstlichen Bauerngesichter, die mit größter Treuherzigkeit einen Zug schalkhafter Schlauheit vereinen.

„Ah Monseigneur, ah Comtesse, ah meine kleine Frau! Das war der beste, aber der gefährlichste Spaß meines Lebens. Jeannetton, gieb mir einen Schluck Wein und eine trockene Jacke, — ich bin halbtot vor Kälte und Hunger, — wenn es die gnädige Herrschaft erlaubt. Wisset vor allem: es ist nicht General Hoche, sondern Oberst le Gray, den sie Gracchus nennen, mit etwa vierhundert Mann." „Also zu Cadoudal können wir nicht mehr!" riefen einige der Chouans. „Nein," fuhr Martinet

fort, „denn zwischen ihm und uns steht General Hoche und rückt in Eilmärschen gegen uns. Sie glauben nämlich, alles, was nach dem Tage an der Charente von uns übrig gewesen, habe sich hierher geworfen. Sie wissen nicht, daß sich, was noch rüstig war, unter Charette über die Berge zu Cadoudal gewendet hat. Das ist auch der Grund, weshalb sie nicht sofort das Schloß anzugreifen wagten." „Und unsertwegen", rief der Greis, „seid ihr mit uns ins Verderben gegangen, anstatt mit den anderen in Sicherheit." — „Ah, Monseigneur, wir durften Euch doch nicht allein lassen mit der Comtesse und dem verwundeten Herrn. Aber mit dem Verderben hat's noch gute Wege. Wenn Charette zu Cadoudal entrinnt und ihn von unserer bösen Lage unterrichtet, so werden sie gewiß das Äußerste wagen, uns herauszuhauen." „Unmöglich!" sagte der alte Graf. „Hoche ist ihnen dreifach überlegen." „So müssen wir nach England!" rief der Kaplan. „Freilich, freilich," meinte Martinet mit einem verlegenen Lächeln. „Hat Oberst Gray fest Quartier gemacht längs dem Fluß?" fragte Alfons rasch. „Ja, allerdings ziemlich fest!" erwiderte Martinet verhalten. — Alfons biß auf die Lippen; er sah geschehen, was er fürchtete: jener Streifzug galt ausdrücklich dem Schloß Sombreuil: — sie waren im Netz. Niemand bemerkte seine Miene als Martinet, der allein außer ihm die Situation ganz überschaute. „Doch deshalb," rief er mit verstellter Munterkeit, „den Mut nicht verlieren! Ich habe einen köstlichen Plan, ich schaffe die gnädige Herrschaft doch noch über den Fluß und nach der Küste." „Laß hören," sagte Alfons hoffnungslos. „Nämlich so. Die Sansculotten glauben, wir sind ein Haufe von ein paar Hundert. Nun haben wir noch zwei alte Böller auf dem Schloß, die bei Todesfällen und anderen Freudenfesten losgebrannt werden. Diese

schleppen wir Chouans an die untere Furt, unterhalb des Dorfes, und feuern sie gegen die dortigen Posten am Engpaß ab, als ob wir dort mit Macht und Kraft den Übergang erzwingen wollten; der ganze Streifzug wird sich auf diesen Punkt werfen und die Wachen vom oberen Teile des Flusses abziehen; aber oberhalb des Dorfes, am Brombeerhügel, ist die seichteste Furt, und indes wir unten am Engpaß die Feinde beschäftigen, watet die Herrschaft oben gemächlich über den Fluß und hat einen Vorsprung von ein paar Stunden gewonnen." „Indes am Engpaß soviel treue Herzen für uns verbluten!" rief der alte Graf. „Pfui über uns, wenn wir das duldeten." „Nun, was ist's denn weiter?" rief Martinet, fast ärgerlich, das Aufopfernde in seinem Plan entdeckt zu sehen. „Hat nicht die Herrschaft und die frühere Herrschaft von jeher für und mit uns gelebt, und sollen wir nicht einmal ein wenig sterben dürfen für die Herrschaft? Sie sind nicht nach Paris gezogen, Sie nicht und ihre Väter nicht, und haben nicht am Hof das Blutgeld unserer Grundzinse verbraust, wie Sie's wohl gekonnt hätten, gleich den anderen, sondern hier, im grünen Land, im alten Pays, sind Sie geblieben, haben sich mit uns gefreut über ein gutes Jahr und uns fortgeholfen über ein schlechtes: — wir gehören zusammen, die Herrschaft und wir, wenn's erlaubt ist, sozusagen, und darum . . . —"

„Darum gehören wir auch im Tode zusammen, treuer Martinet," rief der alte Graf Bellaflor und erhob sich vom Stuhl. Hortense sah mit Bewunderung an ihrem greisen Vater empor: — sein langes weißes Haar wallte auf seine Schultern und sein sonst mildes Auge sprühte kriegerisches Feuer. Er trat vorwärts und ergriff ein zerfetztes Banner, das in einer Eisenröhre an dem Pfeiler steckte: „Ich sehe, Alfons, an deinem finstern Blicke, daß

jenes Streifkorps unsertwegen gekommen ist. Wohlan, wir wollen sie erwarten. Noch einmal soll das Panier von Sombreuil im Kampfe wehen und der Heldengeist deines Gatten, Hortense, deines Bruders, Alfons, wird uns umrauschen. Wir wollen dieses Schloß verteidigen bis auf den letzten Herzschlag." „Und die beiden Frauen?" mahnte der Kaplan. Da faßte Hortense, fortgerissen von der Begeisterung ihres Vaters, seine Hand. „Sorge nicht um uns, Vater: es liegt ein Centner Pulver im Keller." „Heldenmütige Tochter!" rief der Greis. „Ja, ein Donnerschlag soll von Schloß Sombreuil her erdröhnen in allen Bergen der Vendée und Rache, Rache wird das Echo sein." „Ich weihe eure Waffen mit dem Segen der Kirche," sprach der Kaplan. „Seid ihr bereit, Freunde, mit uns zu sterben?" rief Alfons, indem er die Fahne aus der Hand des Greises nahm und entfaltete.

„Ja, wir wollen sterben mit Euch!" riefen die Chouans einstimmig.

Martinet aber brummte: „Ja! Meinetwegen! — Aber zuvor soll mir noch mancher der Vernunftanbeter von unserm Schloßberg herunterpurzeln. Zwar, zu halten ist es nicht lange, das gute alte Haus: denn die Eisenbeschläge des Burgthores habe ich für die Stallthüre verwenden müssen, im Schloßgraben stehen, statt des Wassers, die Nelkenbeete der Frau Comtesse und in den Ringmauern sind Löcher, daß Mond und Sonne durchscheinen und die Dorfkinder darin Verstecken spielen. Aber François und Collin und ich, wir haben noch selten gefehlt mit der Büchse: die ersten, die heraufkommen, sollen nicht wieder hinunter."

Und er begann, die Gewehre zu laden, die auf dem Estrich lagen, indes die Chouans im Vordergrund und die Grafenfamilie auf der Erhöhung der Halle zu einem kurzen Mahle, dem letzten, das sie zu halten gedachten,

sich niederließen und dann, nachdem sie Wachen ausgestellt, Schlaf zu gewinnen suchten.

Jeannetton brachte, nachdem sie die Herrschaft bedient, auch ihrem Manne zu essen: „Aber sage, Herzens-Martinet, wie hast du denn all die schönen Neuigkeiten erfahren, die du uns gebracht, und bist doch mit heiler Haut davongekommen?“

„Das will ich dir sagen, Schatz. Als wir neulich von der bösen Schlappe an der Charente zu Euch Frauen zurückgekommen waren, eilte ich gleich wieder in die Berge, um zu sehen, in welcher Richtung uns der Feind bedrohe. Bald bemerkte ich von weitem den Streifzug und erfuhr von den Nachzüglern, denen ich Tabak und Branntwein verkaufte, allerhand; unter anderm auch, daß sie das rechte Ufer des Clairon besetzen wollten. ‚Da bekommen wir Gäste!‘ dachte ich, und als aufmerksamer Wirt eilte ich voraus in unser Dorf, in unser kleines Haus: — denn, dachte ich, Jeannetton ist eine gar saubere Hausfrau und gewiß gefällt es den Herren am besten bei uns. Ich versteckte mich also im Keller zwischen den Fensterbalken, weißt du, die unter der Hausthürtreppe münden. Richtig! Bald kam ein junger Offizier mit einem alten Diener — du, der rumorte weiter nicht im Hause umher! Er erwischte glücklich unser letztes Huhn und drehte ihm den Hals um — dann kam gar Oberst Gray selbst und sie redeten auf der Treppe eine Masse Zeug, was ich teils nicht verstand, teils aber gut brauchen konnte. Aber hör' —: Eins ist schnurrig — der junge Offizier kennt Madame la Comtesse und ist sterblich in sie verliebt.“ „Was, der Sansculotte?“ rief Jeanneton entrüstet. „Nein, beruhige dich, Schatz! Er hat Hosen an: und ganz feine; er ist so ein abtrünniger Graf: sie trauen ihm darum nicht recht drüben.“ — „Ein Graf? Wie heißt er?

Nannte er denn die Frau Gräfin beim Namen?" — „Ja freilich nannte er sie: aber nicht bei ihrem Witwennamen, sondern er nannte sie, wie sie als Fräulein hieß, in der Zeit, da du ihre Zofe warst in der Vaucluse: — er nannte sie Hortense, die weiße Rose von Bellaflor." „Und er?" rief Jeannetton hastig. „hieß er nicht Hektor, Vicomte de Chatillon?" „Ja, Hektor heißt er: — aber sieh, kleine Frau, du kennst ihn ja auch, den schmucken Offizier? Muß ich auch noch die letzten sechs Stunden meines Lebens eifersüchtig sein?" „Ach, sei still, du dummer kleiner Mann, das muß die Comtesse wissen." Und sie eilte zu Hortense, die an der Seite ihres Vaters ruhte. Sie schlief nicht und war im Augenblick bei Martinet, der ihr alles noch einmal ausführlich erzählen und beschreiben mußte.

„Es ist kein Zweifel," rief sie zuletzt, und drückte die Hand aufs pochende Herz, „es ist Hektor! Was sagte er weiter? Sprich!" — „Weiter hörte ich nichts. Ein dritter Offizier kam dazu, da schwiegen sie. Aber es war sehr gut, daß der kam: sonst hätte ich aus meinem Versteck nicht herausgekonnt, wie die Maus nicht aus dem Loch, solang die Katze davorsitzt." „Wieso?" fragte Jeanneton. „Ei nun, ich wußte das Losungswort nicht für die Nacht, ohne das sie niemand passieren lassen. Monsieur Froissard hatte die Güte, es mir, d. h. eigentlich dem Vicomte zu sagen. Da schlich ich zur Hinterthür aus unserm Haus und kam unangefochten an die Furt am Brombeerhügel oberhalb des Dorfes. Dort hatte der alte Bertrand Wache, weißt du, der Ceremonienmeister in unserm Hause; er ließ mich auf die Parole hin passieren und als er sich umwandte, tauchte ich ins Wasser, schwamm still wie eine Otter herüber et me voilà." „Freunde," flüsterte Hortense, von einem Gedanken ergriffen, der ihre bleichen

Wangen erglühen machte, — „ich sehe eine Hoffnung, die uns alle retten kann. — Ihr müßt mir beistehen, aber schweigt vor meinem Vater, vor meinem Schwager, bis alles gelungen: sie würden nie einwilligen."

„Auf uns könnt Ihr zählen," antworteten beide.

III.

Die Mitternacht fand Hektor nicht mehr auf dem rechten Ufer des Clairon, bei dem Lager der Republikaner, sondern auf dem linken. Oriel war an einen Baum des Brombeerhügels gebunden, Hektor ging in seinen Mantel gehüllt, den bloßen Degen in der Faust, vorsichtig spähend, um den buschigen Hügel; der Mond brach manchmal durch die ziehenden Wolken.

„Noch niemand da? War es ein Traum? Aber nein, ich wache: ich halte die weiße Schleife in der Hand, sie zerfließt nicht bei meinem Kuß! Hätte ich nur Bertrand hier, ihn noch einmal zu befragen. Wie war es doch? Er stand auf Posten, als plötzlich ein Bauer, aus dem Wasser auftauchend, auf ihn zuschritt; er wußte die Parole, winkte ihm, zu schweigen und flüsterte: ‚Sage deinem Herrn, dem Vicomte Hektor de Chatillon, die weiße Rose von Vaucluse erwarte ihn um Mitternacht jenseit des Flusses am Brombeerhügel, es gelte Tod und Leben'; und er reichte ihm die weiße Schleife und war wieder im Wasser verschwunden. — Und Bertrand brachte mir Botschaft und Pfand: — ich kann nicht zweifeln, es ist Hortense, nur Hortense kann es sein! Aber wie käme sie hierher aus der fernen Provence? Ist es eine Falle der

Chouans? Sie sollen ihren Mann finden. Aber Verrat und Hortense kommen nicht zusammen, wie die Hölle nicht zum Himmel. Doch horch, ein Geräusch! Wer da?"

Eine dunkle Gestalt tauchte aus dem Gebüsch am Wege: — es war eine Frau, ein schwarzer Seidenmantel mit Kapuze und Schleier bedeckte die Erscheinung: — sie schlug den Schleier auf und Hektor erkannte im bleichen Mondlicht Hortense.

„Hortense — Sie hier — welch ein Wiedersehen!" — „Ja, Vicomte, ein unselig Wiedersehen! Wir sind verwandelt, beide verwandelt seit den Tagen von Carcassonne!" — „Verwandelt? Sie vielleicht, Hortense: — nicht ich, mein Herz schlägt für Sie jetzt, wie damals, wie immer! Ich frage nicht, wie, warum Sie mir hier erscheinen: ich weiß, die Engel sind allgegenwärtig und ich liebe dich, Hortense, wie ich dich stets . . ." — „Schweigen Sie, Vicomte, ich darf diese Sprache von Ihnen nicht hören." — „Nicht hören, weil Sie Gräfin geblieben und ich Offizier der Republik geworden? O, Hortense, Sie thun mir unrecht mit Ihrer Verachtung. Es war nicht Zwang, nicht Todesfurcht, was mich zu dieser Fahne führte: es war der freie Wille meiner Begeisterung; ich bin edler als da ich von Adel war, ich bin deiner würdiger als damals, Hortense. Ich beschwöre dich, höre mich an." — „Ich darf nicht, Hektor, ich bin Gattin, ach nein, ich bin Witwe, und der Geist meines gemordeten Gemahls schwebt zürnend in dieser Stunde über unserm Haupte." — „Vermählt? Verwitwet? Wie konnten Sie . . .? — — Doch ich habe kein Recht zu dieser Frage: — Sie haben mich nie geliebt! — Ich konnte Ihr Herz nicht verlieren, ich habe es nie besessen!" — „Halt ein, Hektor! Vermehren Sie nicht grausam die Qual dieser Stunde. Glauben Sie, Hortense hätte damals ohne Zürnen das Geständnis Ihrer

Liebe angehört, wenn sie nicht leise sie erwidert? Sie hätte jetzt Zuflucht bei ihrem Feinde gesucht, wenn sie ihn nicht einst geliebt hätte?" — „Sie machen mich selig; Hortense, und elend in einem Augenblick! Sie liebten mich und Sie haben einem andern angehört und Sie sind meine Feindin?" — „Gott, die köstlichen Minuten verrinnen, an denen so viele Leben hangen! Hören Sie denn: ja, ich habe Sie geliebt in dem Thal unserer Jugend. — Sie gingen nach Paris — die Revolution brach los: wir hörten bald, daß Vicomte de Chatillon bei den Feinden des Thrones stand — oh, Hektor, wie konnten Sie so sich, und ach! wie konnten Sie meiner so ganz vergessen! Sie kennen die Grundsätze meines Vaters: — nie hätte er sein Kind dem Republikaner gegeben. Da kam der Graf Castor de Sombreuil aus der Vendée: — er war einer der ersten Helden des Königtums: — er warb um mich — er war zwanzig Jahre älter als ich, aber mein Vater wünschte die Verbindung — und Sie, Hektor, hatten mich vergessen, mich aufgegeben, — ich ward die Seine. — Im ersten Jahre unserer Ehe wurde er gefangen: die Guillotine war sein Los!" „Unselige!" rief Hektor. „Ich war ihm mit meinem Vater hierher gefolgt. — Mein Schwager führte den thränenvollen Krieg mutig fort: — da wurden sie kürzlich an der Charente geschlagen, wir sind umzingelt auf Schloß Sombreuil und uns alle erwartet der Tod. Da entdeckte ich Sie durch einen Zufall im feindlichen Lager: — und hier flehe ich Ihre Großmut an: — retten Sie mich." — „Hortense, Geliebte! Du bist schon gerettet. Folge mir ins Lager und ich schütze meine Braut gegen die Welt." — „Nicht so, Hektor! Nie kann ich die Ihre werden, nie mein Schicksal von meinem Vater trennen und den Meinen." „So sprechen Sie!" rief er gereizt: „Was verlangt die Gesandtin der Chouans?" „Lassen

Sie morgen Mitternacht den Posten an dieser Furt unbesetzt, lassen Sie uns den Fluß passieren und nach England fliehen!“ — „Unmöglich! Hortense, was verlangen Sie von mir? Ich habe der Republik geschworen: soll ich ihr meinen Eid brechen, soll ich, als Offizier ausgeschickt gegen die Chouans, deren Flucht unterstützen?“ — „O Männerherz, das sich rühmt, ein Weib zu lieben und aus gereizter Eifersucht dies Weib sterben, verzweifeln läßt! Hektor, geben Sie mir die Schleife zurück! Sie sind nicht der Ritter, dem sie gebührt; muß ich Sie mahnen an Ihr Versprechen, alles zu thun und zu opfern für Ihre Dame?“ — „Alles thun, Hortense, außer: das Verbrechen, alles opfern, ausgenommen: die Ehre. Ich kann nicht das Heer der Feinde der Republik entrinnen lassen: ich kann nicht retten, was ich verderben soll.“ — „Das Heer der Feinde der Republik! Schnöde Ausflucht Ihres Hasses! Sind Sie wirklich ausgesandt, zwei Frauen, einen Greis, einen Priester und ein paar zu Krüppeln geschossene Helden zu vernichten, so vollenden Sie Ihr Werk und halten Sie Ihren Schwur der Guillotine.“ Sie wandte sich zum Gehen. „Bleiben Sie, Hortense, bleiben Sie! Es ist also nicht der Heerhaufe des Charette, der mit dreitausend Mann von der Charente entfloh, was dort in Schloß Sombreuil liegt und dessen Rettung Sie von mir verlangen?“ — „Charette hat sich längst zu Cadoudal gewandt; wir sind vier wehrlose Menschen mit wenigen Dienern.“ — „Und Sie wollen nicht die Meine werden, Hortense?“ — „Niemals, Hektor! Ich kaufe mein Leben, selbst das meines Vaters nicht um eine Lüge. Die Witwe Castors, der auf der Guillotine fiel, wird nie das Weib eines Republikaners.“ — „Ist das Ihr letztes Wort, Hortense?“ — „Mein letztes.“ — Hektor preßte beide Hände auf das Gesicht; seine Brust hob sich in gewaltigem Kampf. Endlich

rief er: „Wohlan, Gräfin Sombreuil: wer morgen um Mitternacht die Furt passiert, findet keinen Posten, aber einen Beschützer.“ „Dank, Hektor,“ rief sie, „Dank und Segen.“ Sie schieden ohne Abschied. Hektor stieg aufs Pferd und hatte bald das andere Ufer erreicht. Die Gräfin wandte sich, um nach dem Schloß zu eilen; da rief ihr aus dem Gebüsch eine Stimme zu: „Halt, Frau Gräfin, nicht so rasch! Nehmen Sie mich mit!“ Erschrocken wandte sie sich um: doch es war Martinet mit seiner treuen Büchse. „Du hier, Martinet? Ich verbot dir, mir zu folgen.“ — „Ja, Frau Gräfin, ich bin Ihnen auch eigentlich nicht gefolgt: — ich bin Ihnen vorausgeeilt und war vor Ihnen hier, um zu sehen, ob alles sauber sei. Verzeihen Sie meine Indiskretion, aber ich hätte Monsieur le Vicomte totgeschossen auf dem Fleck, wenn er nicht so galant gewesen wäre, schließlich nachzugeben.“ Und er geleitete sie nach dem Schloß, das alte Liedchen summend:

„Vergeblich all das Droh'n und Müh'n,
Ihr zwingt und fangt uns nie:
Solang im Land ein Busch noch grün,
Lebt die Chouanerie.“

IV.

Am andern Morgen wurde von ausgeschickten Streifwachen dem Oberst Gracchus gemeldet, was wir schon wissen, daß nämlich Charette mit den Seinen die Aufstellung des General Hoche umgangen und sich zu Cadoudal gewandt habe und daß nur Frauen und wenige Verwundete, die den höchst gefährlichen und erschöpfenden Eilmarsch über die

unwegsamen Bergspitzen nicht hätten mitmachen können, im Schloß Sombreuil verweilen könnten.

Sofort entspann sich unter den Offizieren lebhafter Streit, indem Froissard darauf drang, über den Fluß zu gehen und die Bewohner des Schlosses abzufangen, während Hektor dem Obersten vorstellte, wie ihre Aufgabe gewesen sei, das Entwischen eines großen Chouanhaufens zu verhindern, nicht ein paar Wehrlose zu verderben, und daß es daher jetzt viel wichtiger sei, Charette mit aller Macht zu verfolgen und vor seiner Vereinigung mit Cadoudal zu vernichten, als hier kostbare Zeit zu verlieren mit einer ruhm- und nutzlosen Unternehmung. Als sie allein waren, erinnerte er ihn auch, daß die Gefangenen unfehlbar der Guillotine verfallen seien und daß man nicht auch noch dies Blut unnötigerweise auf das junge Haupt der Republick laden dürfe, das genug zu tragen habe an den notwendigen Todesurteilen.

Guillaume schwankte. Aber einerseits der Eifer, die Scharen des Charette aufzureiben, und andererseits die Einsicht, daß er ohne Gegenbefehl die Stellung am Clairon nicht aufgeben dürfe, die er auf Weisung seines Feldherrn eingenommen, bestimmten ihn endlich, einen dritten Plan zu verfolgen, wodurch er beide Zwecke zu erreichen hoffte. Er selbst mit etwa dreihundert Mann brach auf, den flüchtigen Charette zu verfolgen, und ließ den Rest unter den beiden Kapitäns am Clairon zurück mit dem Auftrag, ruhig in der alten Stellung zu bleiben, bis er ihnen von General Hoche Ordre senden werde, Schloß Sombreuil liegen zu lassen oder zu nehmen. Beim Abschied bat sich Hektor den oberen Teil des Flusses als sein Wachgebiet aus, Froissard erhielt den unteren Teil nebst dem Dorfe. — Kaum aber war der Oberst abgezogen und Hektor auf sein Gebiet gegangen, wo er, die Soldaten nach seinem

Plane verteilend, den Posten bei der Furt am Brombeerhügel an Bertrand übertrug, als Froissard sowohl seine eigenen Leute als, unter der Hand, die Abteilung Hektors für seine Absichten zu bearbeiten begann, was ihm um so leichter gelang, als der beste Kern der Truppen mit dem Oberst abgezogen, nur die sansculottische Hefe zurückgeblieben und Hektor viel zu sehr mit eigenen Gedanken beschäftigt war, um auf die Katzenschritte Froissards zu achten. Dieser beschied alle Soldaten, die nicht auf Posten standen, auf den Abend zu sich in das Haus, das die Offiziere bewohnten, zu einem Gelage: — Hektor und Bertrand fehlten. Froissard, der sich ohnehin bei den Zurückgebliebenen großer Beliebtheit erfreute, weil er ihre Gesinnung teilte und ihre Sprache meisterlich zu reden verstand, bewirtete sie mit Branntwein bis tief in die Nacht, und als sie endlich alle und er selbst zur Hälfte berauscht waren, stellte er sich auf das leergetrunkene Faß und hob an: „Kameraden, ihr wißt, wie ich dazu gekommen, euer Offizier zu sein: — nicht, weil ich mehr wüßte und könnte als ihr, bewahre! — Sondern weil ich vor andern Gelegenheit gehabt, meine Liebe zur Republik zu bewähren. Ihr wißt, ich bin der Sohn von armen Handwerkern aus der Nähe von Marseille. — Eines Abends kam ich nach Hause von der Arbeit: da jammerte meine alte Mutter, meine Schwester Fleurette sei von dem Diener des Gerichtsherrn verhaftet worden, ohne Grund, ohne Angabe eines Grundes! Kameraden, ich hatte nicht viel gelernt: aber ich wußte, daß alle großen Herren Schurken sind — und meine Schwester war achtzehn Jahre und hübsch. Kameraden, ich lief auf das Schloß des Gerichtsherrn — ich fragte nach meiner Schwester — die Bedienten lachten und sagten, sie sei eine Diebin: — sie habe das Herz des Präfekten gestohlen. — Da rannte ich zum Oberpräfekten und verklagte den Präfekten: —

aber der Oberpräfekt war der Onkel des Präfekten und der Oberpräfekt ließ mich einsperren — acht Monate lang! — Da, im Kerker, hab' ich die glühende Liebe zur Freiheit gelernt. — Plötzlich ging der Teufel los in Marseille: — das Volk erschoß die Großen, die Reichen, und half den Kleinen, den Armen. — Mein Kerker flog auf, ich wußte nicht wie: — Ich eilte heraus, durch die brennenden Straßen, einen Brand in der Linken, in der Rechten ein Messer, da: dies Messer, — es ist dasselbe — ich führte das Volk, weil ich den Präfekten am wütendsten haßte. — Kameraden, sein Schloß lag auf einem Hügel: wie dort Schloß Sombreuil — wir überfielen, wir erstürmten das Schloß — ich warf den Brand in die seidenen Vorhänge — meine Schwester fand ich nicht mehr, aber den Präfekten fand ich und schnitt ihm den Hals ab: — und wir fanden seine schönen Töchter und den süßen Wein von Burgund in seinem Keller und Gold und Schätze und Freude die Fülle — und das Volk von Marseille machte mich zum Offizier auf den rauchenden Trümmern des Schlosses." „Vive Kapitän Froissard!" brüllten hundert Stimmen. — „So hätten wir's auch gemacht, wären wir dabei gewesen! — So ein Schloß möcht' ich auch verbrennen." — „Nun seht, Kameraden, wie ich's gut meine mit euch: — heut früh im Kriegsrat hab' ich euch dasselbe Pläsir verschaffen wollen." „Wie so, wie das?" schrieen die Trunkenen. — „Nun, das alte Grafenschloß da drüben, das reiche Sombreuil hätte ich euch gegönnt! — Der aristokratische Raub von Jahrhunderten ist darin aufgehäuft und Wein und Weiber von der Provence sind dort versteckt und diese elenden Chouans, die uns an der Charente entkommen sind. Ich riet dem Obersten, euch zum Plündern hinüberzuführen: — aber der verkappte Vicomte verhinderte es und nun will der Oberst erst noch einmal anfragen beim General,

ob er auch thun dürfe, was ihm längst befohlen ist. Das verdankt ihr dem Herrn Vicomte!" „Nieder mit Chatillon, nieder mit dem Verräter!" rief der Haufe. — „Ich sehe alles, wie es kommen wird. Der General wird befehlen, die paar Flüchtlinge laufen zu lassen und dem Cadoudal, diesem Teufel, wieder nachzusetzen durch alle seine Berge und Sümpfe und die tapfere Armee hat nicht einmal eine kleine Erholung. Schloß Sombreuil mit seinen Schätzen wird im Namen der Republik von den Financeschreibern versiegelt und ihr geht leer aus." — „Nein! — Das wollen wir nicht! — Wir warten die Rückkunft des Obersten nicht ab! — Führe du uns, Froissard! — Führe uns gleich gegen das Schloß! — Wir wollen's plündern: — vive Froissard!" — „Nun, ihr zwingt mich, Kameraden? Drauf denn in Teufels Namen!"

Und der wilde Schwarm stürzte wütend gegen den Fluß unterhalb des Dorfes; Froissards Pferd entdeckte die Furt, bald stürmten sie eilig, aber in aller Stille, um ihre Opfer nicht zu warnen und zu verscheuchen, auf dem untern Wege nach dem alten Schloß. —

Hektor aber hatte einen schweren Tag verbracht. Er führte einen harten Kampf in sich; das Angeborene und das Angenommene befehdeten sich auf Tod und Leben in seinem Herzen. Und er sah wie die Republik und Guillaume Schritt für Schritt den Boden verloren, wie die Vergangenheit und Hortense immer siegreicher in den Vordergrund drängten. Was war die kalte Logik Guillaumes gegenüber der süßen Sprache der Geliebten, was der Enthusiasmus für die Menschheit, zu dem ihn des Freundes überlegener Geist fortgerissen, gegenüber den wiedererwachten Erinnerungen seiner Jugend! Und doch wollte er sich durch süße Selbstsucht nicht einen Augenblick von seiner herben Pflicht abbringen lassen. „Ich will nicht der Fahne meiner

Wahl treulos werden, wie der Fahne meiner Geburt: ich falle, wo ich stehe." — Nach diesem Sieg über sich selbst konnte er um so leichter die Rettung der Geliebten und ihrer Freunde vor seinem Gewissen entschuldigen: er erwartete nun die Stunde der Gefahr mit jenem begeisterten Mut, den aufopfernde Selbstüberwindung gewährt.

Bertrand, von allem unterrichtet, zeigte den höchsten Eifer, das schöne Fräulein von Vaucluse, wie er sie noch immer nannte, zu retten. Er machte seinen Herrn auf die Umtriebe Froissards und die böse Stimmung der Soldaten merksam, aber der Aristokrat verachtete den dumpfen Gegner viel zu sehr, um ihn zu fürchten. Es war ihm sogar lieb, daß jene Einladung die Soldaten nach dem Dorfe gelockt und von der obern Furt entfernt hatte. Es fiel ihm nicht ein, daß Froissard im Sinne des Hasses die Grenze des Gehorsams ebensowohl überschreiten könne, wie er selbst das im Sinne der Liebe thun wollte.

Endlich kam die ersehnte Stunde heran; die Nacht war dunkel, aber heiter und windstill: das Schilf am Ufer stand regungslos, wie in banger Erwartung. Gegen Mitternacht setzte Hektor zu Pferd durch die Furt, um die Flüchtigen am jenseitigen Ufer zu empfangen; Bertrand sollte das rechte Ufer beobachten. Hektors Herz schlug hoch in Schmerz und Spannung. Endlich entdeckte er einen Zug von schwarzen Gestalten, die sich leise auf dem buschigen Wege dem Brombeerhügel näherten. „Eure Losung?" fragte er leise. „Hortense und Hektor", erwiderte Martinet, der den Zug führte. Ihm folgten Alfons und ein Chouan: der alte Graf, die beiden Frauen und der Kaplan bildeten die Mitte: drei Chouans schlossen den Zug; alle Männer waren wohl bewaffnet.

„Monsieur Hektor," flüsterte Alfons, „wir danken Ihnen das Leben: aber ich wüßte keinen Menschen, dem ich es

weniger gern dankte.“ Hektor fuhr auf, die Faust am Degen. — Da fühlte er den Druck einer weichen Hand auf der seinen: — „Hektor, — bezwingen Sie sich — Ruhe! — Ich fordere auch das noch! — Sie aber, mein Schwager, — halten Sie ein: — Sie wissen nicht, wie hohen Edelsinn Sie beleidigen.“ Alfons schwieg, Hektor neigte sich und küßte ihre Hand. „Hektor,“ sprach der Greis, „Ihr Wappen hat man zerbrochen, aber Ihr Herz blieb unversehrt. Sie sühnen Ihre Schuld am Adel Frankreichs, indem Sie seine Perle retten: — meine Tochter.“ „Eilen wir!“ unterbrach Martinet. „Zeit verloren — Leben verloren!“ „In Gottes Namen denn!“ mahnte der Kaplan. Hektor hob die Gräfin auf den Rücken des treuen Oriel und führte diesen am Zügel sicher durch die Furt: — die anderen folgten schweigend; — kaum aber hatten sie, von Bertrand empfangen, das Ufer betreten, als Alfons, rückwärts zeigend, rief: „Ha, was ist das?“ Eine rote Feuersäule stieg glühend in den nächtigen Himmel. „Das ist Schloß Sombreuil!“ rief Martinet, „es steht in hellen Flammen.“ „Unvorsichtige,“ fragte Hektor, „habt ihr es angezündet, ehe ihr es verlassen? Das weckt die Aufmerksamkeit.“ „Nein, wir nicht!“ antworteten die Flüchtlinge einstimmig. „Dann ist es Froissard mit den Sansculotten!“ rief Bertrand. „O, Monseigneur, ich habe Sie gewarnt!“

„Still!“ rief Martinet und warf sich lauschend mit dem Ohr auf die Erde. — „Sie eilen vom Schlosse hierher: — es sind wohl hundert: — ein Pferd galoppiert voran.“ „Flieht,“ rief Hektor, „ehe es zu spät ist. Wir decken euch den Rücken.“ „Weh dir, Frankreich,“ rief Alfons grimmig, den wunden Arm erhebend, „wenn wir wieder kommen!“ „Leb wohl, Vendée, wir kehren wieder,“ rief Martinet. „Dank, Hektor!“ rief Hortense, die auf Oriels

Rücken davonsprengte. „Leb' wohl, Hortense, auf Nimmerwiedersehen!“ rief Hektor; und die Chouans waren verschwunden.

Hektor und Bertrand stellten sich nebeneinander, so daß sie den ganzen Raum des schmalen Weges ausfüllten. „Bertrand — jetzt gilt's!“ rief Hektor und drückte die Hand aufs Herz: auf dem Herzen aber trug er die weiße Schleife. „Soll gelten, junger Herr!“ antwortete Bertrand, „hoch der weiße Falke von Chatillon!“ Da bogen Fackeln um den Brombeerhügel: — Froissard, zu Pferd, voraus, die Sansculotten hinter ihm setzten durch den Fluß und eilten gegen die Straße. „Halt!“ — rief ihnen Hektor entgegen: — „das ist mein Posten: — was wollt ihr?“ „Hier sind sie, die Verräter!“ brüllte die Schar und es fielen gegen die beiden einige schlecht gezielte Schüsse, die nicht trafen. Da ritt Froissard dicht heran, die Pistole in der Hand. „Zurück! — Was sucht Ihr?“ fragte Hektor. „Die Chouans suchen wir, Monsieur le Vicomte!“ schrie Froissard. — „Das Nest haben wir verbrannt, die Vögel waren zwar ausgeflogen, doch die frische Spur im feuchten Grase führt deutlich bis hierher: — wißt Ihr, wo sie sind?“ — „Hoffentlich in Sicherheit!“ „Gebt sie heraus! Laßt uns durch! Ihr habt keine Ordre, sie zu schützen.“ „Und Ihr keine, sie zu morden.“ „Verdammter Aristokrat!“ schrie Froissard und schoß: — Hektor wankte und fiel. Aber auch Bertrands Büchse blitzte und Froissard stürzte tot vom Pferde: — im nächsten Augenblick fielen zehn Schüsse zugleich und Bertrand sank sterbend über seinen Herrn.

Mit gellendem Geschrei stürmten die Sansculotten vorwärts, die Flüchtigen zu verfolgen: — da plötzlich hörten sie von der rechten Flanke her Trommeln und Hornsignale: — Fackeln zeigten sich auf den Hügeln und gleich darauf

sprengte Oberst Gracchus unter sie: „Halt," rief er, „halt ein! Die Chouans von Sombreuil sind frei: — General Hoche giebt sie frei. — Doch was seh' ich — Froissard? Und du Hektor, du stirbst!" Hektor richtete sich auf den linken Arm: „Sie sind frei, sagst du, frei?" „Ja! General Hoche ward am Tag, ehe ich bei seinem Heer eintraf, von Cadoudal und Charette, die sich vereinigt hatten, überfallen und geschlagen: — er selbst ist gefangen: — Cadoudal giebt ihn nur frei, wenn die Chouans von Sombreuil sicher den Boden von England erreicht haben: — niemand wage, sie zu verfolgen! Aber du, Hektor, du stirbst, — und stirbst für das Königtum!" „Still," — rief Hektor — „still — siehst du nicht, wie meine Seele gen Himmel fliegt? Der weiße Falke im blauen Feld! Hortense!" Und er war tot und Oberst Gracchus weinte über seiner Leiche.

Ernst und Frank.

I.

Die Ankunft.

Thüringen ist ein liebliches deutsches Land. Freundliche Gärten, lachende Felder füllen die Thäler, die von sanften Hügelwellen in anmutigen Linien umfriedet und von heiteren Wiesbächen durchschlängelt werden: und nur eine Fortsetzung dieser Gärten scheinen die Buchenwälder, die häufig die Höhenzüge krönen. Da ist kein schäumender Wildbach, der Verheerung drohte, keine düstere Schlucht, kein zackiger Fels mit scharfen, Kampf bedeutenden Formen: die Natur hat hier Friede geschlossen mit dem Menschen; gern gewährt sie seiner mäßigen Mühe das Nützliche und schenkt ihm das Schöne als freundlichen Schmuck obenein; nirgends sind die Saatfelder in so reichem und doch noch unschädlichem Maße von der blauen Kornblume geschmückt zu sehen. Und wie das Land, — so die Menschen: der Grundzug ihres Wesens ist ein heiterer sinniger Friede: weder heftige Leidenschaftlichkeit der Sinne, noch quälerische Schärfe des Verstandes stört das Gleichmaß der Volksanlagen.

In einem solchen thüringischen Thal lag Goldenau, das Landgut der Brüder Ernst und Frank Reichhart. In der Mitte der dazu gehörigen Wirtschaftsgebäude erhob sich das einstöckige Wohnhaus, nicht zu stattlich gebaut, um

des Eindrucks der Ländlichkeit, nicht zu ländlich, um der Stattlichkeit zu entbehren. —

In seinem Arbeitszimmer im ersten Stock des Hauses stand Ernst, der ältere der beiden Brüder; die nachgelassenen Papiere des Vaters lagen, auf das sorgfältigste geordnet, auf dem Schreibtisch. Die untergehende Septembersonne beleuchtete freundlich das Brustbild des ehrwürdigen Verstorbenen, auf dessen milden Zügen das Auge des Sohnes mit Rührung ruhte; er nahm eines der Papiere auf, welches die Überschrift trug:

„Von meinem lieben Sohn Ernst ein Jahr nach meinem Tode zu öffnen.“

Er drückte die Schrift mit feuchten Augen an die Lippen.

„Guter, guter Vater!“ sprach er dann leise, — „diese Worte —, immer wieder muß ich sie lesen: sie sind der größte Beweis deiner innigen Liebe: hier redet dein edles Herz seine eigenste Sprache!“ Und er las: „Mein edler Sohn! Als ich in meinem Testament mein Vermögen und vor allem unser Goldenau unter Euch, meine guten lieben Söhne, gleich verteilte und den Wunsch aussprach, daß Frank die Verwaltung fremder Güter nach meinem Tod aufgeben und seinen Beruf in der Verwaltung unseres Eigentums vollständig erlernen sollte, Du aber auf dem Gute wohnen bleiben und hier Deine Studien fortsetzen mögest, bin ich in dieser Eurer Gleichstellung nur meiner Euch gleichmäßig umfangenden Liebe gefolgt. Ich habe gewünscht, daß Ihr zusammenlebet: denn, wie die Schrift sagt, es ist gar fein und lieblich, wo zwei Brüder einträchtiglich beisammenwohnen: und dann schien mir dadurch auch sonst am besten für Euer Wohl gesorgt. Möchte auch Frank in der Verwaltung fremder Güter mehr Kenntnisse und vielleicht mehr Vermögen erworben haben: — seine

Natur verlangt nicht nach Theorie, ihn wird die völlige Unabhängigkeit am meisten glücklich machen: zudem wird ja wohl unser Gut immer ausreichen, Euere bescheidenen Bedürfnisse zu befriedigen. Du aber, mein Ernst, sollst hier auf dem Lande wohnen bleiben: ungern sähe ich Deine innerliche, stille Art in den verzehrenden Geisteskampf hineingezogen, der heutzutage in den großen Städten ausgefochten wird. Du bist viel zu bescheiden und allzu gewissenhaft, um in diesen Schranken einen Preis zu erringen: Du würdest nur ritterliche Waffen führen, und sie würden Dich mit Keulen erschlagen, mit Dolchen erstechen. Ich selbst bin doch von derberer Art, als Du: und doch, Du weißt es, als ich im Jahre achtundvierzig meinen Lehrstuhl verließ, um an den Ministertisch zu treten, nicht ein halbes Jahr konnte ich mich behaupten. Der ‚Doktrinär' wurde gestürzt, und schwer enttäuscht suchte und fand ich den Frieden nur in völliger Zurückgezogenheit hier in Goldenau. Ich fühle es: die Wunden, die meinem Herzen damals geschlagen wurden, heilten nie mehr ganz. Dir, mein Ernst, dem Philosophen, würden die Verhältnisse noch widerstrebender sein, als mir, dem Historiker; ich möchte Dir diese sieglosen Kämpfe ersparen. Auch hat der nagende Gedanke, der das behagliche Gedeihen des Menschen nicht aufkommen läßt, in Dein Gemüt und auf Deine Stirn früh so tiefe Furchen gezeichnet, daß gewiß nur das Leben in der friedlichen und verjüngenden Luft des Landes Dich vor raschem Altern schützen kann. Laß mich mit der Hoffnung scheiden, daß Du Goldenau und Frank nur aus zwingenden Gründen verlassen wirst; er ist zwanzig, Du bist über dreißig Jahre alt: Deine Reife kann ihm den Vater ersetzen.

Und nun, mein Sohn, empfange den Lohn, den einzigen und höchsten, den ich Dir dafür geben kann, daß Du

mir nie im Leben eine Stunde des Kummers bereitet, daß Du meine Freude, mein Stolz gewesen bist von Jugend auf, daß Du mich in den sieben Jahren seit meinem Rückzug aus dem öffentlichen Leben geheilt und verjüngt hast durch Dein geistiges Zusammenleben und Zusammenarbeiten mit mir. Dieser Lohn, — er ist nur ein Wunsch: ich wünsche, daß unsere liebe Anna Dein Weib werde.

Ihr Vater, mein armer, frühverstorbener Bruder, hatte sie, eine hilflose Waise, meiner Sorge überlassen; bis in ihr sechzehntes Jahr habe ich die Verlassene hier mit Euch erzogen, wie Eure Schwester; ich habe gefühlt, was Dir vielleicht selbst kaum bewußt war, wie eine stille, tiefe Neigung zu dem lieblichen Kinde in Dir erwuchs; ich weiß, daß sie, die ja fünfzehn Jahre jünger ist als Du, mit begeisterter Verehrung an Dir hängt, der ihr als das Muster eines Mannes von Kindheit an gepriesen wurde und sich selbst bewährte. Ich werde, fürcht' ich, nicht mehr erleben, daß sich diese Verehrung in dem holden Mädchen zur Liebe entfalten wird; doch wird es geschehen, ich ahne es, und es ist der höchste, der letzte Wunsch meines Herzens; Ihr allein seid einander wert, Ihr seid füreinander geboren.

Niemals habe ich sie angesehen, ohne Dich als ihren Gatten zu denken; sie war mir darum immer wie eine Tochter. Und nur darum und unter dieser Voraussetzung nur habe ich in meinem Testamente ihre Erziehung, ja ihre ganze Lebensversorgung auf unser Vermögen übernommen und zwar ausschließlich Deinem Erbteil überbürdet. In dem beiliegenden Brief: ‚an meine liebe Tochter Anna' habe ich ihr die Erfüllung dieses Wunsches als den einzigen Dank ausgesprochen, den ich von ihr fordere. Gieb ihr diesen Brief, mein Sohn, sobald Du es für gut hältst: sobald wie möglich, denn das Leben ist kurz und ich möchte Euch recht lange glücklich wissen. Vielleicht ist der

Tag der geeignetste, an dem sie von der Pension in der Stadt, wo Du sie nach meinem Tode noch ein Jahr lang lassen sollst, um dort ihre Bildung zu vollenden, auf unser Gut zu Dir zurückkehrt. Ich weiß, Ihr werdet gerne diesen meinen Wunsch erfüllen, denn so erfüllt Ihr Euer eigenes Glück; lebewohl, mein Ernst, und mögest Du in Annas Liebe das Glück finden, das Du verdienst, Du allein unter allen Menschen. Dein Vater."

„So hast du noch über das Grab hinaus für mein Glück gesorgt, du lieber Vater! Und hast das Geheimnis in meiner Brust entdeckt, das ich so tief verborgen glaubte! Ja, dein schöner Wunsch soll erfüllt werden und im Angesicht der sinkenden Sonne, die so friedevoll die Landschaft beleuchtet, verspreche ich dir, Friede und mildes Glück, soviel meine Seele dessen zu spenden vermag, will ich auf das teure Haupt Annas häufen. Ihr Glück war dein letzter Wunsch; er soll mir heilig sein. Aber diesen Brief an sie, — vergieb mir, Vater, daß ich ihn nicht, nicht jetzt schon ihr übergebe. Weiß ich denn, ob sie mich liebt? Und soll ich etwa später immer fürchten müssen, nur der Wunsch ihres Wohlthäters habe ihre Liebe geweckt? Nein, frei von allem noch so leisen Zwang soll sie ihr Herz walten lassen: und hat sich mir dies Herz freiwillig geschenkt, dann mag sie hinterher erfahren, daß sie damit auch den Lieblingswunsch unseres Vaters erfüllt. Bis dahin schweiget, ihr Freiwerber des Vaters für den Sohn!" — Und er legte die Papiere zusammen, und schloß sie ein. — „Nun aber wird es bald Zeit sein, ihr entgegenzugehen; wenn sie, wie ich ihr geschrieben, mit dem letzten Zug von der Stadt abgegangen, muß sie bald in der Station Lichtenfeld eintreffen, wo wir sie abholen wollen. Ich will Meister Bernhard sagen, daß er anspannt."

Und er ging gegen die Thüre, welche zur Haustreppe führte.

Doch ehe er sie noch erreicht, vernahm er Schritte und frische, helle Stimmen, die ihn riefen: „Ernst, Ernst, wo steckst du? Im Zimmer! Bei dem herrlichen Abend!“ Und die Thüre flog auf und vor ihm standen Hand in Hand ein stattlicher Jüngling und ein holdes Mädchen; das waren sein Bruder Frank und Anna.

Frank, obwohl jünger, war viel höher und kräftiger gewachsen als sein Bruder: sein offenes, wohlgebildetes Gesicht leuchtete in blühender Jugend, aus seinen großen blauen Augen sprach mutige Lebensfreude. Lieblich lehnte die schlanke Gestalt Annas an ihrem kräftigen Begleiter: sie hatte den Reisestrohhut abgenommen und anmutig umschloß das goldblonde Haar in reichen Flechten das ovale Antlitz, indes die langen Zöpfe frei über ihren Nacken hingen; das Paar, den Ausdruck der Freude, die immer verschönt, auf dem Antlitz, und vom roten Abendschimmer, der voll aus dem offenen Fenster auf sie fiel, beleuchtet, war ein überraschend schöner Anblick und Ernst stand eine Weile im Anschauen der beiden versunken, eh' sein Erstaunen die Worte fand: „Ja, Anna und Frank, wo kommt ihr denn her? Wie kommt ihr zusammen?“

„Frank ist mir entgegengeritten! Schon bei der vorletzten Station! Ich sah zum Fenster des Wagens hinaus: schon begann der Zug sich in Bewegung zu setzen, als ein Herr vom Pferde sprang und fast mit Gewalt den Führer zwang, den Wagen, darin ich saß, nochmals zu öffnen: und ehe ich nur wußte, wie mir geschah, hatte mich der Herr aus dem Wagen herausgerissen; ich erkannte Frank gar nicht gleich: er hat ja einen fürchterlichen Bart und sieht viel stärker aus, als sonst.“ — „Aber wie kommst du dazu, Frank, schon so früh? — Wir wollten ja später

zusammen . . . —“ — „Sei nicht böse, lieber Ernst! Sieh, meine Unruhe war zu groß, ich konnte es nicht erwarten! Ich war hinausgeritten zu unserem Wasserbau an der großen Straße: aber es litt mich dort nicht: ich war den Arbeitsleuten ordentlich im Wege mit meiner Ungeduld. Immer dachte ich: am Ende kommt sie doch schon mit dem Mittagszug und plötzlich galoppierte ich nach der Station und von da zu der nächsten. Ich dachte: besser Ernst fährt allein, als daß Anna früher ankommt und niemand findet, der sie in Empfang nimmt. Und sieh, ich habe ganz wohl daran gethan: sonst hätten wir sie wirklich unbewillkommt eintreffen lassen.“ „— Ja, weil eben Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit in keinem Frauenzimmerlein steckt,“ sagte Ernst, auf die Uhr sehend, „es ist jetzt . . . —“ — „Du wirst mich doch nicht schelten wollen, daß ich zu früh gekommen, gestrenger Vetter? Ich wurde früher als ich gedacht mit Packen und Abschiednehmen fertig und wollte keine Stunde länger als nötig in der Stadt und ferne von euch bleiben: — o ich habe mich so sehr gefreut, hierher zu euch zu kommen!“ Und sie streckte Ernst die offene Hand entgegen: wie hold, wie frisch, wie gut sah sie aus! „Willkommen auf Goldenau!“ sprach Ernst mit leise zitternder Stimme und faßte die gebotene Hand. „Willkommen: — für immer.“

II.

Winterleben.

Das war nun anmutig zu sehen für die Brüder, namentlich für den feiner beobachtenden Ernst, wie leicht und geschickt sich Anna in das Wirtschaften und Haushalten zu Goldenau gewöhnte. Man fühlte, daß ihre gesunde Natur froh aufatmete, des Zwanges und der Schuläußerlichkeiten, die in dem Pensionat herrschten, entbunden und dem Hause wiedergegeben zu sein. Bald hatte sie der Wirtschafterin, der alten Gertraud, der Frau des Hausverwalters Bernhard, die bisher den kleinen Junggesellenhaushalt geführt, alle Regeln und Gewohnheiten des Goldenauer Lebens abgelernt und dadurch das Regiment des Hauses spielend in die eigene Hand genommen. Es war eine Lust, die blühende Kleine mit ihren helltönenden Liedern durch Gänge, Treppen, Keller und Speicher des weitläufig, etwas altmodisch, aber breitbehaglich gebauten Hauses mit klirrendem Schlüsselbund hin und wieder gleiten zu sehen: hell und heiter wurden die ernsthaften dunkelbraunen Wände des alten Hauses, in allen Kammern und Verschlägen, die ihr leichter Fuß betrat, ward es licht, und der frische Mädchenkopf mit seinen reichen, blonden Zöpfen, die frei und mutwillig auf ihrem Rücken spielten, wirkte wie Sonnenschein, wohin er kam.

Mit stiller Freude empfand Ernst diese Segnungen einer reinen und gesunden Mädchennatur; oft sah er mit inniger, fast väterlicher Rührung der lieblichen Gestalt nach, wann sie mit jugendlichem Schwunge dahinschwebte und die Anmut, wie ein leuchtender Streif, jeder ihrer Bewegungen zu folgen schien.

Auch Ernst machte bedeutenden tiefwirkenden Eindruck auf das empfängliche Geschöpf. Da Frank, der nur in dieser Jahreszeit, nach Einbringung der Ernte, auf längere Zeit von der Wirtschaft und ihrer Arbeit sich entfernen konnte, den Spätherbst und den Winter zu Geschäftsreisen in der Umgegend benutzte, um Verkäufe und Käufe abzuschließen, sahen sich Anna und Ernst völlig und ungestört aufeinander angewiesen. Und es erwuchs daraus ein inniges und fruchtreiches Zusammenleben der beiden, eine geistige Wechselwirkung, wodurch Ernst erfrischt, Anna aber in ihrer Entwickelung mächtig gefördert wurde. Mit stillem Staunen nahm sie die Fülle geistigen Stoffes, neuer und, wie sie augenblicklich empfand, fruchtbarer Anschauungen in sich auf, welche die reiche Bildung und der hohe Geist des verehrten Freundes ihr darboten. Die erhabensten und edelsten Dinge, die Herz und Geist des Menschen zu erwärmen und zu fesseln vermögen, fesselten und erwärmten jetzt ihre Gemüter, die nie ausgesonnenen Fragen von Glauben und Wissen, die Gedanken von Welt und Gott, von Zeit und Ewigkeit.

Den gewöhnlichen Anknüpfungspunkt für solche Gespräche bildete die gemeinsame Lesung der besten deutschen und fremden Dichter; und oft gerieten die beiden tiefen und reinen Seelen über den Akt eines Shakespeareschen Dramas oder über einen Gesang der Odyssee oder der Nibelungen oder über eines jener Goetheschen Lieder, die den Herzschlägen der Menschheit abgelauscht scheinen, in so warme Begeisterung, daß Ernst täglich erwartete, die Liebe, die er selbst empfand, plötzlich auch in Annas Herzen in flammender Lohe aufsteigen zu sehen.

Allein dies geschah nicht; es geschah nicht, obwohl sie halbe Tage lang ungestört beisammen waren, obwohl Ernst die herzliche Empfindung Annas für seinen Wert nicht

verkennen konnte, obwohl eine gehobene, warme Stimmung, die sonst das schlummernde Gefühl so leicht zur Selbsterkenntnis bringt, fast jedes ihrer Gespräche begleitete. Wochen und Monate vergingen und noch immer ruhte Annas klarer Blick mit einer Sicherheit und Unbefangenheit auf den edlen Zügen des von ihr so innig verehrten Mannes, wie sie nur ruhiger Freundschaft eigen ist; vergebens harrte Ernst auf jenen scheuen Funken in ihrem Auge, der die schüchternen Blicke erwachender Liebe begleitet.

Offenbar hatten die Gefühle der Ehrfurcht und Dankbarkeit, die Ernst durch seinen Einfluß auf Annas geistige Entwicklung erweckt hatte, alle anderen Empfindungen ihm gegenüber, die etwa keimend in ihr gelegen, in den Hintergrund gedrängt und sein Bild in eine kalte Höhe emporgehoben und mit einer Glorie umgeben, die für die Förderung der Liebe nicht eben günstig war. Dazu kam, daß Ernst in übergroßer Gewissenhaftigkeit sich völlig abwartend verhielt, nicht das mindeste that, ihr seine Liebe zu entdecken und so in ihr selbst gleiche Empfindung zu wecken. Er hielt es für unedel und unfein, auf solche Weise gleichsam mit Gewalt auf das junge Geschöpf einzudringen, das äußerlich wie innerlich vollständig in seine Macht gegeben war. „Kommt das Gefühl in ihr nicht ohne mein Zuthun, so ist es nicht das echte und soll gar nicht kommen,“ dachte er. — Dabei waren sich jedoch die beiden so unentbehrlich, der geistige Austausch war ihnen solches Bedürfnis geworden, daß sie möglichst rasch ihre anderen Geschäfte abzufertigen und die Stunden ihres Zusammenseins vor fremder Störung zu schirmen suchten. So waren sie über die oft wochenlange Abwesenheit des jüngeren Bruders nicht böse, ja nur mit halber Freude begrüßten sie manchmal seine Rückkehr als eine Art Zwang, der ihren Lieblingsgesprächen auferlegt wurde.

Denn Frank in seiner kräftigen und bestimmten Art duldete schlechterdings nicht, daß, wann er zu Hause war, die beiden Scholastiker, wie er Ernst und Anna spottend nannte, sich in jenen Gesprächen ergingen. „Ihr habt Zeit genug, zu eurer Gelehrsamkeit, während ich meine Ochsen und Schweine verkaufe: — wann ich daheim bin, wird nicht philosophiert. Es kommt doch nichts dabei heraus" — pflegte er lachend zu sagen.

Und hatten sie dann anfangs nur mit Unlust ein ernstes Gespräch, das sich aus ihren Büchern ergeben, unterbrochen, so war doch auf die Länge der fröhlichen Treuherzigkeit, der fortreißenden immer heitern Laune Franks nicht zu widerstehen. Oft, wann er spät am kalten Winterabend von der Jagd oder von der Schlittenfahrt, von einem Besuch bei den Grundbesitzern der Umgegend heimkehrte, das Haar und den Bart mit Eis und Schneeflocken bedeckt, und alle Züge seines offenen männlichen Gesichtes wie seine blitzenden Augen die Freude seines Herzens über das Wiedersehen, über die Heimat ausdrückten, dann durchflog es Anna wie ein Vorwurf, daß sie seinem Kommen wie einer Störung entgegengesehen hatte. Dann sprang sie wohl lachenden Mundes ihm entgegen, nahm ihm Pelzkappe und Mantel ab, und ließ es sich nicht nehmen, noch spät abends ihm aus dem kalten Keller selbst einen Krug Wein von seinem Lieblingsfäßlein zu holen. Da machte er sich's dann bequem, gab kurzen Bescheid auf die Fragen der beiden nach seiner Jagd oder seinen Geschäften, die, wie er meinte, die zwei Weltweisen doch nicht verständen; dagegen besprach er ausführlich mit Anna deren Hauptfreude und Hauptsorge: — das Gedeihen der Blumen, die sie mit eifriger Liebe und mit wunderbar glücklichem Erfolge pflegte. Gar ernsthaft wurden da die Kinderkrankheiten einer Erika oder das betrübliche Aussehen einer

Myrte beraten: und überall wußte der geübte Gärtner mit klugem Rat die natürliche Begabung Annas zu unterstützen. Frank verlängerte diese Gespräche oft mit arger List, indem er Todesgefahr für irgend eine Lieblingsblume zu fürchten vorgab, während er an ihrer glücklichen Genesung im Innern nicht entfernt mehr zweifelte: es freute ihn, Anna dadurch ihre regelmäßige Abendbeschäftigung vergessen zu machen, die dem Wackern ein Gegenstand des Greuels war. Sie hatte sich nämlich freiwillig Ernst als eine Art von Schreiberin oder Gehilfin angeboten, indem sie ihm Stellen aus zahlreichen Büchern, die er zum Zweck eines größeren philosophischen Werkes über die Sittenlehre vereinzelt und zerstreut aufgezeichnet hatte, nach seiner Anweisung in die gehörigen Stellen seiner Hefte zusammenschrieb.

Anna hatte bemerkt, wie innig es Ernst erfreute, sie dergestalt zur Mitarbeiterin zu haben und ihre zierliche Handschrift in seiner gelehrten Arbeit zu sehen. Weil sie ihm nun diese Freude nicht nehmen wollte, fuhr sie unermüdlich in der Mühsal fort, zu der er sie nicht ohne Pedanterie anhielt; die Arbeit war ihr insgeheim bald recht herzlich verleidet, da sie den größten Teil dessen, was sie schreiben mußte, nicht verstand. Und wenn sie viel fragte, ward er ungeduldig. —

Dem guten Frank war nun dieser Mißbrauch der schönsten blauen Augen, wie er es nannte, höchst ärgerlich und er suchte ihn nach Kräften zu hintertreiben. Wenn er aber häufig das Mädchen aus ihrer Schreiberei zu einem Abendspaziergang durch das Dorf abrufen wollte, so erwiderte Ernst nicht ohne Gereiztheit: „Es steht Anna jeden Augenblick frei, ein Amt, zu dem sie sich selbst erboten, aufzugeben. Allein solange sie dies nicht gethan, muß sie es regelmäßig und pünktlich erfüllen.“ Dann wurde die Kleine

wohl blutrot und begann mit einem bittenden Blick auf Frank doppelt eifrig ihre kleinen Buchstaben zu malen, so sauber und regelmäßig, als wäre Schreiben ein Stück von seiner Stickerei. Und Frank ging dann, mächtige Rauchwolken aus seiner kurzen Pfeife stoßend, unwillig zur Thüre hinaus.

Neben der Gärtnerei vereinte Anna und Frank die gemeinsame Liebe zur Musik: und am rascheſten ließ sich Anna von ihrem Schreibtisch und den Philosophen hinweglocken, wann Frank das Klavier aufschlug, und sie bat, mit ihm zu singen; in der That klang der glockenhelle Sopran des jungen Mädchens nie lieblicher, als wenn er begleitet ward von dem volltönenden Basse, mit welchem Frank sie, wie ein kühner Recke mit starken Armen, über die flutenden Accorde zu tragen schien. Da tönten denn all die alten Volkslieder wieder, welche seit Jahrhunderten die deutschen Herzen erfreut und gerührt haben: und lieblich klangen oft die reinen Klänge hinaus in die sternenhelle Winternacht.

Durch fleißige Übung, erleichtert von der gleichen Geschmacksrichtung, die meistens dieselben Lieder zu Lieblingen beider machte, brachten es Anna und Frank bald so weit im Vortrage dieser Volkslieder, daß nicht nur die Hausbewohner, die alte Gertraud und Bernhard, ihr Mann, ihre Freude daran hatten, sondern zumal auch die Leute im Dorfe, wann sie an dem im Erdgeschosse gelegenen Wohnzimmer vorübergingen und aus den erleuchteten Fenstern „die Zwiegesängeln“, wie sie's nannten, der jungen Herrschaft vernahmen, stehen blieben und gar andächtig zuhörten.

Ernst blieb diesen Freuden fern. Begabung und Lust für Musik waren ihm versagt wie der Sinn für die Blumen, die nicht in seinem Zimmer gedeihen wollten, trotz

Annas glücklicher Hand. Denn Blumen bedürfen der Liebe, Gleichgültigkeit läßt sie nicht aufkommen. Anna gab es nach einigen Versuchen, die er kaum beachtet hatte, auf, sein Fenster zu schmücken. Vergnügt richteten Hyacinthen und Aurikeln ihre Köpflein wieder auf, als sie Anna aus der Bücherstube forttrug. Musik aber, sagte Ernst, quäle ihn: er müsse immer grübeln, welches der Gedanke sei, der in jedem Accorde liege, und warum diese Folge der Töne gefalle, eine andere nicht, worauf Frank ihn einmal lachend fragte, ob ihn ein schönes Mädchen nicht entzücken könne, ehe er die Proportion ihrer Züge berechnet habe?

Eines Abends nun hatten die beiden bereits wieder längere Zeit gesungen, als Frank mit kräftigem Anschlag die Melodie begann:

„Ännchen von Tharau ist's, die mir gefällt."

Lieblich und innig stimmte Anna ein und mit besonderer Begeisterung sangen die beiden ihr schönes Lieblingslied zu Ende. Da mit dem letzten Ton erschreckte sie ein klirrendes Geräusch, eine Fensterscheibe fiel, wie von Stoß oder Wurf zerschmettert, in das Zimmer: ein entsetzter Blick zeigte Anna den einen Fensterladen aufgerissen und ein häßliches Gesicht, von feuerroten Haaren umstarrt, durch die Öffnung hereingrinsen. Frank sprang sofort zu und war im Begriff, dem Rotkopf einen Faustschlag zu versetzen, als ihn Ernst, der, ein Buch auf dem Schos, am nämlichen Fenster gesessen hatte, abhielt: „Laß sein, Frank! Ich habe es kommen sehen: es ist der rote Fritz." — „Der Narr? Du hast es kommen sehen und nicht verhindert?" „Wer ist das, der rote Fritz?" fiel die erschrockene Anna ein. „Gleich sollt ihr es erfahren," erwiderte Ernst; und mit einer für die anderen beiden unbegreiflichen Sanftmut, die fast wohlgefällige Freundlichkeit war, wandte er sich zu dem Eindringling, der noch immer sein Gesicht, das

vor Aufregung um Mund und Nasenflügel zuckte, in das zerbrochene Fenster hereinstreckte und den unheimlich stieren Blick auf Anna heftete. „Fritz,“ sagte er freundlich zu dem Blödsinnigen, „was hast du dir gedacht, als du die Musik hörtest und das Fenster zerschlugst?“

„Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein . . .“ antwortete der Gefragte mit den Worten des Liedes, auf Anna blickend. „Sieh mich an! . . . Was ging in dir vor, Fritz? Gieb Antwort!“ unterbrach ihn Ernst forschend. „Verzeiht,“ sagte dieser mit einem schmerzlichen Zucken der Lippen, „ich habe es nicht gethan — ich mußte es — Er hat's gethan.“ „Wer?“ fragte Ernst rasch. „Ach, Ihr wißt es ja, Herr! Der rote Wurm, der mir im Kopfe liegt und mir das Gehirn frißt — o, das thut so weh! Wißt Ihr's denn nicht?“ fuhr er in jämmerlich klagendem Tone fort, als er Annas Auge mit Scheu und Staunen auf sich ruhen sah. „Sie sagen, ich sei bös und arm und dumm: — glaubt es nicht, schöne Königstochter! Ich bin nicht dumm: ich verstehe, was das Holz sagt, wann es im Feuer knistert, ich weiß es genau, was sich die schwarzen Binsen da unten am Mühlbach erzählen — hei, die sprechen schottisch untereinander! Und arm bin ich auch nicht: — ich habe sieben Schlösser und zwölf Burgen.“ „Wo liegen sie denn, Fritz?“ forschte Ernst. „In Schottland?“ — „Nein, Herr, drei liegen im Feenland. Und eins im Mond. Und fünfzehn liegen im Windland. Denn wisset: ich bin des Königs von Windland Sohn. Mein Vater, der hat einmal eine rote Schlange erschlagen, die im Winter vor dem Erfrieren Schutz suchte an seinem Herdfeuer. Das war wohl schwer Unrecht: — aber was kann ich dafür? Ich war damals noch nicht geboren. Da hat mich der Schlangenkönig verflucht im Mutterleibe, seine Nichte zu rächen. Denn die

rote Natter war die Tochter gewesen seiner Schwester — und ach, meine arme, arme Mutter, der haben die Schlangen ins Herz gestochen, bis sie starb. Und mir hat sich eine ums Hirn gewunden siebenmal-siebenmal und die nagt und frißt Tag und Nacht mit ihren scharfen Zähnen . . . das brennt . . .! und ich muß thun sieben Jahre lang was sie will. Aber eine wunderschöne Königstochter, die kann mich erlösen." „— Wer ist die? Was muß sie thun?" fragte Ernst. — „— Die muß geboren sein zur Hahnenkraht in der Walpurgisnacht. Und muß ihre Wiege gewesen sein aus Eibenholz vom alten Baum, gewachsen auf der Kirchhofsmauer, wohin ein Hänfling den Samen getragen. Und den Baum muß der Blitz getroffen haben zu Sankt Johannis. Und das Königskind muß haben zwei lange, blonde Zöpfe, die reichen vom Kopf bis zum Knöchel: und muß haben die Stimme wie drei Feldlerchen und silberne Augen wie der Morgenstern." — „Woher kennst du sie so genau?" — . . . „Meine Mutter, die tote, hat sie mir dreimal im Schlaf gezeigt: o, sie ist sehr schön." — „Und was muß sie thun, dich zu erlösen?" — . . . „Sie darf noch nie einen Mann geküßt haben. Und zu Johannis, wann ein Gewitter und das wilde Heer kommen von Norden, da muß sie mich dreimal küssen auf meinen Mund bei dreier Blitze Strahl. Dann werd' ich schön, wie ich sein soll: der Wurm in meinem Hirn stirbt am eigenen Gift: und mir wachsen zwei wunderschöne, feuerrote Flügel und ich fahre gen Windheim mit meiner Braut, und meine Braut ist die Windsbraut . . . " — „Was hast du aber hier vor dem Fenster gethan?"

„Ich ging in die Felder und wollte einen Gruß bestellen, den mir mein Vetter, der Nordwind, aufgegeben hat an die alte Heideneiche: — er sagt, sie müsse sterben vor der Sonnenwende! Da hört' ich sie, die Stimme,

wie von drei Feldlerchen, aus dem Hause klingen: und ich machte leise den Laden auf und sah die Windsbraut mit den silbernen Augen: und der rote Wurm zuckte und wand sich bei dem Ton ihrer Stimme und konnte mich nicht beißen, solange sie sang . . .“

„— Aber warum wurdest du — ich sah es wohl — plötzlich zornig und zerschlugst die Scheibe?“ — „Ja, Herr, wie der Wurm meinte, er müsse sterben, — da wollte er mich verführen mit Arglist. Er riet mir, ich solle durchs Fenster springen und sie jetzt schon küssen . . . vor der Zeit . . . und da wäre doch alles verloren und ich würde nimmermehr erlöset, nimmermehr . . .“ — „Höre,“ fuhr ihn Frank an, da er fühlte, daß Anna vor Furcht und Grauen bebte, „packe dich nach Hause, du dummer Narr, und lege dich aufs Ohr, und wenn du dich noch einmal hier von uns treffen läßt, so bring' ich dir die Vernunft mit Stockprügeln bei.“ — „Ich gehe schon, noch ist's nicht Zeit — noch nicht! — Ade, du schöne Königstochter!“ So sprechend zog der Blödsinnige, den die feste Kraft des jüngeren Bruders einschüchterte, den Kopf zurück. Schon war er im Dunkel verschwunden.

„Schade, daß du ihn verjagt hast!“ sprach Ernst bedauernd: „Ich hätte ihn gerne weiter gefragt.“ „Wozu das?“ rief Frank, indem er den Laden sorgfältig verriegelte. „Der Narr hat Schrecken genug erregt. Ich muß dir meinen oft ausgesprochenen Wunsch aufs eindringlichste wiederholen, — jetzt mehr denn je: laß den armen Jungen in sicheren Gewahrsam, laß ihn in die Stadt bringen, ehe er sich und anderen Schaden thut.“ „Was ist's denn mit dem gräßlichen Menschen?“ fragte Anna, noch immer zitternd. „Seine ganze Geschichte ist seine Geburt,“ antwortete Frank. „Du hast bisher nichts davon erfahren, weil unser guter Vater eifrig besorgt war,

dies wirre und unheimliche Bild deiner jungen Seele fernzuhalten. Seine Mutter war das Kohlenkäthchen, des Kohlenbrenners Hannes im Osterwalde Tochter. Das schönste Mädchen über alles Land soll sie gewesen sein: — sein Vater aber war ein reicher Laird aus Schottland, der einmal der Jagd wegen ein Jahr hier lebte und dann plötzlich verschwunden war. Als sich Käthchen von ihrem Verführer verlassen sah, verfiel sie in Trübsinn, in Irrsinn, und in einem ihrer Anfälle sprang sie mit gellendem Lachen mitten in den flammenden Meiler ihres Vaters. Furchtbar verbrannt zog man sie heraus. Sterbend genas sie des Knaben, den der alte Köhler aufzog. Bald wurde indessen offenbar, daß das Seelenleiden und vielleicht das Ende der Mutter auch des Kindes Geist zerstört hatte: er war halb blödsinnig und blieb es, trotz den Bemühungen unseres guten Vaters, ihn zu entwickeln. So ging er denn nie in die Schule, saß all sein Lebtag draußen im Walde bei den Kohlen, und sein Großvater trug redlich dazu bei, ihn vollends verrückt zu machen. Der alte Hannes bei seinen Kohlen ist nämlich ein lebendes Sagenbuch gewesen: all die alten Märchen und Geschichten, die, oft aus der Heidenzeit stammend, noch zahlreich bei uns im Munde des Volkes leben, kannte und bewahrte der greise Köhler, dessen Alter bis an hundert Jahre reichte. Der erzählte nun alle diese tolle Weisheit seinem tollen Enkel, der hierfür, und hierfür allein, das lebhafteste Interesse hatte. Der Junge hat, glaub' ich, in seinem Leben viel mehr vom wilden Jäger gehört als vom lieben Gott. Als nun der Alte gestorben war, wurde unser Vater, der eine monatliche Summe für den Verwaisten aussetzte, dessen Vormund. Nach des Vaters Tode übernahm Ernst die Pflege: man beschäftigte den roten Fritz als Hirtenbuben für die Ziegen der Gemeinde: als er aber einmal ein Zicklein an allen

vier Füßen packte und in den Mühlbach schleuderte, der Mühlnixe zum Geschenk, wie er sagte, und auch sonst zahlreiche Beweise seiner Bosheit oder doch Gefährlichkeit gegeben hatte, da mußte man ihm das Amt abnehmen. Der Schulmeister beaufsichtigt ihn jetzt, aber wie schlecht er ihn beaufsichtigt, das haben wir eben gesehen: er läßt ihn nachts allein im Dorfe herumstreifen! Es ist unverantwortlich!"

„Aber warum verwahrt man den Armen nicht besser?" meinte Anna. „Daran ist sein Vormund, unser gelehrter Herr Bruder, schuld! Das ganze Dorf hat schon öfters beantragt, ihn anderswo, auf Gemeindekosten, sicher unterzubringen. Ernst hat es bisher immer zu verhindern gewußt!" — „Warum thust du das, Ernst?" — „Weil ich nicht will, daß man einen unglücklichen, harmlosen Schwärmer in die Qualen, in die Zwangsjacke eines Irrenhauses steckt. Dieser Mensch ist das Kind des Waldes: er stirbt, wenn ihr ihm die Natur, die Landschaft nehmt! Und er ist ja nur blödsinnig, nicht gefährlich: was man von seiner Bosheit und Gefährlichkeit spricht, ist von der Feigheit ersonnen." „Das ist eben einfach nicht wahr" — entgegnete Frank. „Du überredest dich, er sei ungefährlich, du redest dich selbst in ein falsches Mitleid hinein und warum? Lediglich, weil es dich anzieht, Studien und Beobachtungen an dieser armen Seele zu machen." „Du magst recht haben," lächelte Ernst. „Ich gestehe, daß ich soeben mit dem größten Eifer den Eindruck der Musik auf den Blödsinnigen beobachtete: ich sah ihn den Fensterladen öffnen und beobachtete lange das Spiel seiner Züge, das euren Gesang begleitete. Zuletzt bemächtigte sich seiner ein unwiderstehlicher Antrieb: ich sah aus der Empfindung den Willen werden . . ." „Und hast ihn das Fenster zerschlagen und Anna erschrecken lassen?" schalt Frank

sehr ärgerlich. „Anna hat offenbar einen merkwürdigen Eindruck auf ihn gemacht,“ fuhr Ernst nachsinnend fort. „Wie wär' es, ginge sie auf seine Wahnvorstellung ein —?“ Das junge Mädchen zuckte zusammen. „Nein,“ fiel Frank ein, „das wäre ein verderbliches häßliches Spiel! Vielmehr muß ich jetzt ganz entschieden auf seine Entfernung dringen. Einen gefährlichen Narren kann man nicht frei umhergehen lassen.“ — „Er ist nicht gefährlich. Fürchtest du dich vor ihm, Frank?“ „Du weißt, Ernst,“ fuhr dieser heftig auf, „daß ich niemand fürchte: mit der roten Wildkatze würde ich auch noch fertig. Daß er aber gefährlich ist, kann ich dir durch einen Vorfall beweisen, den ich bisher verschwiegen, um euch nicht unnötigerweise zu beunruhigen. Du weißt, daß voriges Jahr unsere Holzhütte auf dem Goldacker pötzlich aufflammte und verbrannte ...—“ — „Jawohl — nun?“ — „Wir konnten uns niemals die Entstehung erklären: — ich weiß jetzt, daß Fritz das Feuer angelegt hat.“ — „Woher weißt du das?“ — „Als ich neulich spät abends von der Stadt nach Hause ging, bemerkte ich plötzlich an ungewohnter Stelle ein rotes Licht, das sich flüchtig hin und her bewegte. Leise eilte ich näher und sah den Narren, der mit einem langen, brennenden Kienspan wie besessen um unsere Aufhütte am Erlenwalde herumtanzte: endlich schleuderte er den Brand auf das Dach, wo er augenblicklich auf der dichten Schneelage erlosch. Ich sprang hinzu und packte ihn beim Arm: er erkannte mich nicht: ‚Laß los,‘ schrie er, ‚Feuerkönig, laß los: ich kann's nicht helfen, daß es diesmal nicht brennt: hast du nicht genug an dem letzten Opfer auf dem Goldacker?‘ Da wußte ich genug und führte ihn heim: der Schulmeister, dem ich harte Vorwürfe über seine Nachlässigkeit machte, erklärte, es sei ihm unmöglich, den schlauen Narren immer zu hüten.

Ich aber kann nicht länger eine lebendige Brandfackel um unsere Scheunen und Häuser herumstreifen lassen, und bitte dich herzlich, gieb deine Einwilligung zu seiner Entfernung."
„Ich werde mich hüten," lächelte Ernst. „Ich arbeite gerade jetzt in der Seelenlehre: und da ist mir mein Pflegling unentbehrlich; macht ihr keine Musik mehr, so werden uns keine Fenster mehr zerschlagen. Fritz bleibt frei und im Dorfe." Ernst bemerkte den ängstlich-flehenden Blick Annas nicht: „Ist es dein letztes Wort?" frug Frank kurz. — „Mein letztes." — „Gut, wenn du es gegenüber Anna verantworten kannst, namentlich aber gegenüber deinem Pflegling selbst, so soll er bleiben. Du, Anna, versprichst mir aber, nie mehr allein aus dem Hause zu gehen und dir, Ernst, sage ich voraus, daß ich bei dem nächsten Angriff auf ihre Sicherheit deinen Pflegling zusammenschießen werde wie einen tollen Hund. Dann mag sich der Philosoph wundern und der Vormund beklagen, soviel er will. Gut' Nacht, Anna."

Mit diesen Worten ging Frank zürnend aus dem Zimmer. Ernst sah ihm schweigend nach. „Der Hitzkopf!" sprach er dann ruhig — „aber er meint es gut: sei ihm nicht böse, Anna! gute Nacht." Und er nahm sein Licht und ging.

Anna fühlte sich verstimmt. Es war das erste Mal gewesen, daß ihr herzliches Zusammenleben unschön gestört worden war. Sie wunderte sich, wie Ernst glauben konnte, sie zürne auf Frank, da sie doch diesem vollständig recht gab und mit warmem Dankgefühl seine treue Sorge für sie erkannte; sie konnte nicht umhin, Ernst einer gewissen Selbstsucht anzuklagen und ging betrübt zu Bett.

Bald jedoch war unter den drei guten liebevollen Menschen die Spannung verschwunden. Franks treue Seele kannte nachtragenden Ärger nicht und rasch hatte er in

seinem mühevollen, kräftigen Leben die Erinnerung an jenen Abend verloren. —

Nicht aber hatte die dunkle Seele des Narren des lichten Schimmers vergessen, der sie damals gestreift; er umkreiste allnächtlich in scheuer und doch unwiderstehlicher Sehnsucht das Haus, das für den Unseligen eine phantastische, thörichte Hoffnung der Erlösung enthielt; er hatte die Fenster von Annas Schlafzimmer im ersten Stock erkundet oder erraten; und oft saß er in kalter Sturmnacht im Dunkel unter einem der Ulmenbäume an der Gartenmauer oder auf dem Zaun des Feldwegs und starrte mit geduldiger Erwartung in die Richtung jener Fenster, bis sie plötzlich auf kurze Zeit erleuchtet wurden, wann Anna aus der Wohnstube in ihr Schlafzimmer ging; und das reine Kind ahnte nicht, daß, während sie ihre blonden Zöpfe aufflocht und ihr Nachtgebet sprach, zwei brennende Augen mit wahnsinniger Leidenschaft jede Bewegung ihres Schattens an den Vorhängen verfolgten. Wann die Fenster wieder dunkel geworden, sprang der Narr auf, warf eine Kußhand in die Nachtluft und sprach im Heimgehen: „Schlaft wohl, ihr silbernen Augen; leb wohl, du Königstöchterlein, wann die Zeit gekommen, wirst du mich erlösen.“

III.

Frühlingsfreuden.

Und allmählich zog nun der Frühling in das Land. Schon waren die Felder vom Eise befreit: nur an wenigen von der Sonne abgelegenen Stellen lag noch hier

und da ein Restchen veralteten Schnees: — die Äcker zeigten die braunen Schollen wieder, aus denen feuchter Brodem aufstieg, wann die Sonne darauf schien; schon waren die Tage merklich gewachsen und die Dorfkirchglocke läutete wieder zu späterer Stunde zum Abendgebet. Die Primeln und Schlüsselblumen begannen zu blühen, bald schossen die ersten Schwalben zwitschernd über das Dorf, mancher frühe Schmetterling, manch' eifriges Bienchen flog im Mittagssonnenschein über die ergrünenden Wiesen, jubelnd begrüßt von den Kindern, die nun wieder gar lustig den Weg zur Schule in frohen Seitenwanderungen verlängerten und nach der Schule stundenlang vor den Häusern spielten, wo die Leute auf den Bänken saßen in der Dämmerung und ihnen zusahen; vollständig galt aber der Sieg des Frühlings für entschieden, als ein gravitätisches Storchenpaar über das Dorf hingestrichen kam und nach kurzer Auswahl auf dem Wohnhaus der Brüder Reichhart sein Nest zu bauen begann, was, wie männiglich weiß, eine Hochzeit im Hause bedeutet.

Die veränderte Jahreszeit führte notwendig auch Veränderungen in der Lebensweise unserer Freunde herbei. Frank, dessen Arbeit nun erst recht begann, war jetzt immer zu Hause, d. h. auf den Feldern in der Nähe des Gutes beschäftigt: und er arbeitete diesmal mit einem Eifer und Geschick, daß es eine Lust war, seiner Thätigkeit zuzuschauen. Diese Lust empfand und genoß Anna in hohem Grade. Frank hatte recht gehabt, als er Ernst an dem ersten schönen Märzentag, da er Anna die Winterfenster abnehmen half und die warme Frühlingsluft durch alle Zimmer streichen ließ, scherzend zurief: „Herr Bruder, — nun ist dein und des Winters Reich zu Ende. Der Frühling und ich regieren jetzt: nun wollen wir die kleine Philosophin vom Geist zu der Natur zurückbekehren." In

der That wurde es so. Anna war nur wenig mehr im Hause und mit Ernst zusammen: der Garten und die Felder waren jetzt ihre Welt: jubelnd trug sie ihre geliebten Blumen aus dem Treibhaus ins Freie und mühte sich stundenlang mit der Umpflanzung in die Beete, wobei ihr der alte Bernhard getreulich half. War das Gartentagwerk bestellt, so eilte sie, Frank aufzusuchen, der irgendwo in den Feldern oder im Walde oder an dem Mühlbach die Arbeiten leitete und rüstig selbst mit Hand anlegte. Ernst konnte diese ihre Freuden und Gänge nicht teilen. Er kränkelte: er hatte sich im Winter übermäßig angestrengt und im Eifer, sein philosophisches Werk rascher zu fördern, seinem Körper zu viel zugemutet; nur selten konnte er im wärmsten Mittag sein Zimmer auf eine Stunde verlassen.

Lange hielt Anna getreulich bei ihm aus, lesend oder schreibend in der dumpfen Luft seiner Bibliothek, deren Fenster er nicht öffnen ließ. Es war ihr aber ein hartes Opfer und mancher sehnsüchtige Seufzer mußte erstickt werden, wann sie die helle Sonne draußen auf den Bäumen glitzern sah und der fröhliche Fink auf dem Kirschbaum vor dem Fenster seine schmetternden Schläge wirbelte. Dazu kam noch, daß Ernst, durch seine Kränklichkeit verstimmt, ihr nicht mehr ganz wie sonst ein anregender und erfreulicher Gesellschafter war. Zuweilen fand sie ihn durch Kleinigkeiten über Gebühr gereizt: das machte ihr Beisammensein nicht mehr so rückhaltlos und vertraulich wie früher und oft sehnte sie sich mit Seufzen hinaus ins Freie.

Ernst bemerkte dies nicht, wohl aber Frank: und von dem Augenblick an, da er erkannt hatte, daß das gelehrte Stubenleben der Kleinen allmählich zur Last geworden, begann er, jedoch mit feinem Takt ganz sacht, um weder

dem Bruder noch Anna seine Absicht fühlen zu lassen, die letztere immer mehr und mehr für sich in Anspruch zu nehmen und ihr Leben ins Freie, in die Natur zu verpflanzen. Er erklärte, die alte Gertraud reiche nicht aus, die große Anzahl von Mägden und Tagelöhnerinnen, die er wegen der beginnenden Feldarbeiten mieten mußte, zu überwachen und zu versorgen; er richtete eine zweite Küche auf einem zum Gute gehörenden Vorwerk ein und stellte der Kleinen die Notwendigkeit vor, dort vormittags mit Hand anzulegen, eine Pflicht, die Anna mit Freuden, Geschick und Lieblichkeit erfüllte. Eifrig wanderte sie nun schon frühmorgens mit einem Korbe voll Küchengerätes hinüber nach dem Vorwerk, verteilte und ordnete die Arbeiten des weiblichen Gesindes, machte die Auszahlungen, hatte für jeden Knecht und jede Magd ein passendes Wort des Wohlwollens, zeigte für jede Verrichtung freundliche Teilnahme und gewann in kurzem die Liebe der Leute in dem Grade, daß diese selbst erklärten, unter Annas Augen noch einmal so leicht zu arbeiten, wie denn Frank behauptete, daß alles gedeihe, wo sie Hand anlege. Sie mußte ihn daher fast immer begleiten, und alles, was er vornahm, einweihen, wie er sagte. Wurde ein Feld neu besät, so mußte Anna die erste Scholle wenden und die ersten Körner streuen; wurde eine Wiese umgestochen oder ein Damm gegraben, so mußte sie die ersten Spatenstiche thun; wurde eine Scheune gebaut, so mußte Anna die ersten Hammerschläge führen. Das that sie denn immer mit ebensoviel Anmut als Wohlgefallen. So kamen die beiden oft den ganzen Tag nicht nach Hause, die Leute waren sehr erfreut, wenn sie das bescheidene Feldmahl mit ihnen teilten; dann, gegen Abend, pflegte Anna den Freund auf seinem Rundgang durch alle Arbeitstätten zu begleiten, wo er überall mit den Leuten kurz und treffend das Nötige besprach.

Mit Freuden entnahm sie aus den Reden und Thaten der Arbeiter, wie hoch sie alle Frank in Ehren hielten, als den tüchtigsten Landwirt und den trefflichsten Mann in der Gegend: dankbar wußte sie zu schätzen, mit welch unerschöpflichem Verständnis er alle ihre kleinen Fragen über die tausend Rätsel, die das Naturleben ihrer regen Phantasie aufgab und die sie dann an ihn richtete, immer reich belehrend — und doch nie pedantisch! — zu beantworten wußte. Auf diesen einsamen Feldwegen, wann sie den Sonnenuntergang von einem Hügel aus beobachtet hatten und nun in der Dämmerung durch die Wiesen nach Hause gingen, lernte sie das reiche Gemüt, die verhaltene, aber desto tiefere Innigkeit seiner Empfindung, die sich stets nur in kurzen Worten äußerte, immer mehr kennen und lieben. Und dies Zusammenleben mit Frank und der Natur brachte eine glückliche Stimmung harmloser Heiterkeit über sie: ihre Seele, während des Winters etwas strenge geschult, erging sich wieder in fröhlicher Freiheit. Auch äußerlich war dies sichtbar: ihre Augen blitzten in Munterkeit, ihre Wangen, die der Winter und das Schreiben gebleicht hatten, überflog ein gesundes Rot, ihre Formen füllten sich: geflügelt wurde ihr Gang, kräftiger ihre Stimme und ihr liebliches Lachen tönte häufiger und lauter.

Dies Aufblühen Annas war so sichtlich, daß auch Ernst die Veränderung und deren Grund: ein gesunderes Leben, wahrnehmen mußte. Er war darüber so erfreut, daß er gegen die umgewandelten Beschäftigungen Annas nichts einwenden mochte und sie stillschweigend ihres Amtes als Schreiberin, das sie in letzter Zeit ohnehin gar kläglich versäumt hatte, gänzlich enthob. Nicht ohne einen Seufzer schob er ihren Stuhl von der Stelle an seinem Schreibtisch, die er den Winter über eingenommen und fuhr fort, da weiter zu schreiben, wo sie mitten im Satz aufgehört

hatte, von Frank abgerufen, um die erste Kleesaat bestellen zu helfen.

Übrigens empfand Ernst nicht, daß eine Entfremdung oder Erkältung zwischen ihm und Anna stattgehabt hätte. Es fiel ihm nicht ein, eifersüchtig auf Frank zu werden: er selbst hielt Anna mit immer gleichmäßiger ruhiger Neigung, der einzigen und höchsten, deren er fähig war, umschlossen und betrachtete sie, da er stets mit Rührung des Testamentes seines Vaters gedachte, als ihm durch Vermächtnis zugewendet und zugehörig. Und wenn er auch noch immer in Annas Herzen keine Liebe für sich sah, so beunruhigte ihn dies nicht im mindesten: er hatte sich so ganz an den Gedanken gewöhnt, ihre Freundschaft allmählich in Liebe übergehen zu sehen, daß er nie daran dachte, dieser Übergang könnte ausbleiben. — Es wurde ihm nicht schwer, seine stille, ideale Neigung ganz in sich zu verschließen und weder Anna noch sein Bruder ahnten deren Bestehen.

So war der Mai herangekommen: ein wunderschöner erster Mai. Hell blühten bereits die Frührosen, die Anna in den Gartenbeeten gepflanzt, und lieblich drangen die Düfte der blühenden Spalierbäume, lieblich klang der fröhliche Vogelgesang in Ernsts Bibliothekzimmer, dessen Fenster offen standen. Er selbst lehnte, vom Vorhang verborgen, an der Fensterbrüstung, den Phädros des Platon in der Hand, und blickte sinnend über das Buch hinweg in den blühenden Garten.

Da kam Anna, ein Liedchen trällernd, mit einem großen Rosenstrauß in einer Vase, herein, stellte ihr duftiges Geschenk auf Ernstens Schreibtisch, warf das Köpflein zurück, um zu sehen, wie sich unter all den Folianten die Blumen ausnähmen und wollte, ohne Ernst gesehen zu haben, wieder hinaus, indem sie leise vor sich hin sang:

„Himmelhochjauchzend, zum Tode betrübt,
Glücklich allein ist die Seele, die liebt.“

Da rief sie Ernst beim Namen und trat aus den Vorhängen.

„Schönen Dank, liebe Anna! für deine Blumen.“

„Sie sind von meinen schönsten! — Du sollst doch auch wissen, daß heute der erste Mai ist, du Einsiedler! Wie siehst du wieder so traurig und bleich aus!“

„Bleich? Das mag sein. Aber nicht traurig, nur ernst. Weißt du, woran ich eben dachte, als du kamst?“ — „Nun?“ — „Ich dachte, als ich vom Fenster aus die vielen Blumen im Garten sah, wie viele heute, am Ehrentag des Frühlings, schon wieder verwelkt sind, und wie thöricht die Menschen sind, die das Glück so eifrig suchen, das so bald verwelkt.“ — „Daran hab' ich noch nie gedacht, wann ich meine Blumen ansah. Was sollen die Menschen sonst suchen, wenn nicht das Glück? Doch nicht bloß das Wissen?“

„Nein,“ sprach Ernst feierlich: „den Frieden!“

„Den Frieden? Was ist Friede?“

„Jener Standpunkt der Weltanschauung oder richtiger — jene immer gleichmäßige Stimmung der Seele, in welcher dem Menschen zur lebendigen Überzeugung geworden ist, daß es auf Freude und Trauer, diese flüchtigen Feuerfunken, nicht ankömmt, sondern auf jene milde und ernste Klarheit, welche, wie die Sterne, ein segenvolles, sanftes, niemals verderbliches Licht verbreitet. Es gilt, im Innern die gleichmäßige Ruhe eines glatten Wasserspiegels zu gewinnen, der die Welt rein wiederstrahlt, auch nach einem Steinwurf von außen bald die zitternde Bewegung verliert und die frühere klare Stille wiedergewinnt: — das ist Friede.“ „Das ist das Glück eines Gottes, nicht eines Menschen,“ meinte Anna. „Es bleibt uns ja immer,“

fuhr Ernst fort, indem sein dunkelbraunes Auge sinnend auf dem schönen Mädchen vor ihm ruhte — „die Sehnsucht nach jenen ewig gleichen immer leuchtenden Anschauungen, wie mein Platon sagt. Und die Seele, die einmal liebend in das Reich des ewigen Gedankens, in diesen Sternenhimmel hinübergeblickt hat, kann nimmermehr volle ungetrübte Freude finden an den Rosen dieses Erdenglückes, wären sie auch noch so schön. Ja, man kömmt dazu, diese Rosen als verführende Irrlichter, die vom Pfade des Friedens ablocken, zu betrachten."

„O ihr armen Rosen!" lächelte Anna, die heute nicht Lust zu haben schien, zu philosophieren. „Jetzt glaub' ich wohl, daß meine Blumen nicht in deiner Nähe gedeihen konnten: — du betrachtest sie mit Argwohn und Verachtung." — „Nicht meine Schuld: — warum welken sie so bald!" — „Ach was! Darum pflückt man die Rosen, daß sie uns schmücken und erfreuen, und wann sie dahin sind, pflückt man neue. Deine stolzen Sterne kann man doch nicht vom Himmel nehmen — und wenn man die Blumen ins Wasser stellt und hübsch sorglich pflegt, kann man sie lange, lange erhalten: das thust du aber nicht und darum verdienst du auch gar keine Rosen." — „Und was hat man davon, wenn man wirklich immer einen Wechsel von freudigen Momenten sich erhält?" — „Dann ist das Leben ein Rosenkranz, und das ist auch nicht übel."

Ernst wollte erwidern, — da trat Frank eilig ins Zimmer. „Wo steckst du, Anna? Ich suche dich im ganzen Garten! Hier? Bei den Büchern? Ich wollte dir sagen, daß sie drüben in Rosenau das Maifest halten; sie haben einen prächtigen Maibaum aufgerichtet und heute Abend wird getanzt. Unsere Knechte und Mägde fahren alle hinüber, drei Leiterwagen voll: — und da wollt' ich die ehrsame Jungfrau Anna Reichhart gebeten haben, auch mit

hinüberzugehen und meine Maikönigin zu werden nach altem Thüringer Brauch," — und er machte einen fröhlichen Kratzfuß und schwenkte seinen grünen Hut. „Maifest? Tanzen? Ja, da bin ich dabei!" rief Anna „Gleich will ich mich anziehen." „Nichts anziehen," sagte Frank. „Du bleibst, wie du bist: — dein rosa Sommerkleid steht dir am besten — die Zöpfe kannst du etwas höher binden: — derweilen sorge ich dir für einen Blumenkranz ins Haar."

Rasch war Anna zur Thüre hinaus; — Frank wollte ihr folgen; an der Schwelle wandte er sich um und fragte den Bruder, der mit dem Rücken an den Bücherschrank gelehnt, die Arme verschränkt, zugesehen hatte: „Kommst du nicht mit, Ernst?" — „Danke! Du weißt, ich kann die vielen Menschen und den Lärm nicht vertragen; und auch die Nachtluft nicht: — denn ihr kommt wohl spät zurück?"

„Vor Mitternacht nicht! Nun leb' wohl!" und fort war er. Jetzt wurde es lebendig auf dem Vorplatz vor dem Hause. Ernst trat an ein anderes Fenster, das auf die Straße ging und sah hinunter: drei Leiterwagen, mit Kränzen und Bändern geschmückt, fuhren vor; auch die Pferde, die sie zogen, waren mit Blumen geziert. Die Knechte und Mägde, im Sonntagsstaat, sprangen mit Scherzen und Lachen hinauf und stellten und setzten sich in dem leichten Fuhrwerk zurecht. In dem einen Wagen fingen sie an zu singen:

„Heraus aus den Stuben
Ihr Mädels, ihr Buben,
Juchheisatrara!

Der Schnee ist verschwommen,
Der Frühling ist gekommen,
Der Maien ist da!"

Da trat Anna aus der Hausthür, einen Kranz von Blauglocken und roten Rosen im Haar. Wunderhold sah sie aus mit den vor Freude geröteten Wangen: als sie Frank mit kräftigen Armen auf den Wagen schwang, dann selbst hinaufsprang und einem Knecht Zügel und Peitsche abnahm, jubelte das Gesinde vor stolzer Freude, daß die junge Herrschaft ihr Fest teilen würde. Noch einmal winkte sie grüßend zu Ernst hinauf: dann knallte die Peitsche und vorwärts flogen die drei Gespanne, Frank und Anna vorauf, mit fliegenden Bändern und Kränzen. Ernst sah ihnen nach bis zur Krümmung der Straße, dann schloß er das Fenster und setzte sich zu seinem Platon an den Schreibtisch, nicht ohne einen Seufzer und einen Blick auf die Rosen in der Vase. —

In Rosenau angekommen, fanden die Goldenauer schon eine fröhliche Menge versammelt. Die Gutsbesitzer, Pächter, Bauern und das Gesinde der ganzen Gegend hatten sich eingefunden und einstimmig wurde Anna zur Maienkönigin, Frank zum Maienritter gewählt. Dann wurde vorerst ein großer Ringeltanz um den stattlich geputzten Maibaum aufgeführt: Frank mußte eine Flasche Weines am Stamm des Maibaums zerschlagen und den Rasen damit besprengen, damit „der gute Maien wachse", wie es in dem alten Liede hieß, das dazu gesungen ward: aber Anna mußte einen Blumenstrauß, eine Schale Milch und eine Handvoll Klee „für den Maien stiften". Dann strömte der Zug in den Wirtsgarten, die Musikanten spielten auf und der Tanz hob an! Anna mußte mit Frank den Reigen beginnen: auch den zweiten Tanz gab sie ihm gern und den dritten; — als er aber auch den vierten und alle andern begehrte, bedeutete sie ihm mit schelmischer Ernsthaftigkeit, daß sich das nicht schicke: zudem müsse sie doch auch mit den Bauern tanzen, die meinten sonst gar, sie wäre stolz.

Frank sah das denn auch ein und gab nach: und er hatte es nicht zu bereuen; denn so oft er ihr Auge suchte, fand er darin eine strahlende Antwort und oft nickte sie ihm gar holdselig zu, wenn sie sich im Tanze begegneten: und als zuletzt ein Mädelstanz gemacht wurde, zu dem sich die Mädchen ihre Tänzer wählten, kam sie mit strahlendem Angesicht auf ihn zugehüpft, machte einen feierlichen Knix und sagte lächelnd: „Ich muß mich eilen, den Herrn Vetter zu holen, sonst schnappen mir ihn die andern weg.“ Als sie nun aber im raschen Takte dahinbrausten, sagte sie mit inniger Stimme leise zu dem Glücklichen: „Höre, du guter, lieber Frank, wie kann ich dir danken für den heutigen Tag! Du hast mir eine große, große Freude gemacht.“ Da konnte sich Frank vor Liebe und Wonne nicht mehr fassen; mitten im Tanz schwang er mit einem lauten Jauchzer das erschrockene Mädchen ein paar Fuß vom Boden in die Höhe, fing sie mit sicheren Armen wieder an seiner Brust auf und tanzte im Takte mit ihr weiter unter dem Jubel und Gelächter aller, die es gesehen. Das war aber der Kleinen allzuviel; bestürzt und beschämt sah sie vor sich nieder und als er sie im Fortgehen vom Tanzboden zu ihrem Wagen fragte: „Hast mich denn lieb?“ antwortete sie, ohne ihn anzusehen, nur kurz: „Das weißt du ja längst, daß ich dich lieb habe;“ und als er ihre Hand drückte und dringender forschte: „Ja, aber so recht, so besonders lieb?“ da antwortete sie gar nicht mehr und sprach mit den Mädchen, die neben ihr standen. —

Frank war verdutzt; aber noch im Nachhausefahren merkte er, daß sie ihm nicht böse war; sie ließ sich in den Mantel wickeln, den er für sie mitgebracht und schmiegte vertraulich das müde Köpfchen an seine linke Schulter, indes er mit sicherer Hand die Pferde lenkte.

Wunderschön war die Maiennacht; ihr Weg ging durch

blühende Felder und Gärten· der Flieder duftete berauschend süß und der leise Nachtwind führte ihnen oft ganze Wolken von plötzlichem Wohlgeruch zu. Als sie Goldenau nahe kamen, sang im Hagedorn eine Nachtigall: Frank, der des Mädchens ruhigen gleichmäßigen Atem an seiner Wange fühlte, dachte, sie habe geschlafen; als er genauer zusah, sie zu wecken, sah er aber zwei liebevolle Augen mit aller Innigkeit auf die seinen gerichtet. Ohne zu sprechen, wies er mit der Peitsche nach der Richtung, wo der holde Vogel sang: und Anna, ohne die Augen von ihm zu wenden, nickte ihm schweigend zu.

Es war Gesinde mit im Wagen und Frank mußte sich begnügen, unter dem Mantel ihre Hand zu fassen, sie drückte die seine und zog die Hand wieder zurück; aber Frank war nicht besorgt darüber.

Und nun hielten sie in Goldenau und stiegen vom Wagen. Es war lange nach Mitternacht; Frank winkte dem Gesinde, so still als möglich auszuspannen und auseinanderzugehen, um den schlafenden Ernst nicht zu wecken. Als er sich nach Anna umsah, ihr gute Nacht zu sagen, war sie schon verschwunden. „Sie wollte den Abschied vermeiden," dachte er, „nun gut, morgen, morgen sehe ich dich ja wieder."

IV.

Ein Gewitter.

Wohl sahen sich die beiden am anderen Morgen wieder, aber umsonst suchte Frank nach dem Blicke, nach dem Tone von gestern. Ein tiefes Mädchenherz ist ein gar seltsam

schen Ding: solang es sich seines Gefühls nicht ganz bewußt geworden, fürchtet es sich vor der gewaltigen, fremden Macht, die es dunkel in sich anwachsen sieht. Anna war erschreckt durch den stürmischen Ausbruch, den sie gestern an Frank erfahren: noch war ihre Empfindung nicht gereift genug, eine gewisse schämige Bangigkeit zu überwinden; sie wußte nichts und wollte nichts davon wissen, daß sie Frank anders als bisher liebe; sie wehrte sich gegen die drohende Umwandlung, die sie ahnte. Sie vermied es daher möglichst, mit ihm allein zu sein oder doch auf den zärtlichen Ton jener Nacht wieder einzugehen; dies gelang ihr um so leichter, als sie nun wieder längere Zeit bei Ernst zubrachte, dessen Kränklichkeit zugenommen und ihn sogar eine Woche auf das Lager geworfen hatte. Sie pflegte ihn mit liebevollster Sorgfalt und wurde dadurch von Frank ferngehalten, der jetzt den ganzen Tag in den Feldern zubrachte. Nach einigen deutlichen Versuchen, jenen Faden wieder anzuknüpfen, denen Anna mit einer ihm unbegreiflichen Erschrockenheit auswich, vergrub er seine Enttäuschung mit Schmerz und Schweigen in sich. „Gespielt kann sie nicht mit dir haben, dazu ist sie viel zu gut,“ dachte er, „und zu rein. Also hast du dir etwas eingebildet, was nicht wahr ist. Sie hat mir auch im Grunde kein Recht gegeben, was anderes zu hoffen. Was hat sie denn gethan? Zum Tanze hat sie mich gewählt — nun, ich war ihr einziger Freund in Rosenau — und hat mir für den lustigen Tag gedankt: und daß ich sie in die Höhe schutzte, konnte sie nicht verhindern: und gesagt hat sie nichts auf meine Frage, als daß sie mich lieb habe, wie ich längst wisse. Und was weiß ich denn längst? Nichts, als daß sie uns beide gern leiden mag: und mich vielleicht nicht einmal so wie den Bruder, der's freilich auch mehr verdient . . . Aber angesehen hat sie mich doch mit

einem . . . — ach! was sind Blicke? Ich war eben ein Thor und es geschieht mir recht, daß ich bestraft werde für meine Einbildung.“ So suchte sich die bescheidene, treue Seele zu beschwichtigen: es gelang ihm aber schlecht, und immer fiel ihm die Nachtigall ein, die also umsonst gesungen haben sollte! — Er schaffte mit doppelter Thätigkeit im Felde, um den Schmerz loszuwerden und es war ihm ganz recht, daß eine große Dammarbeit am Teich, wo der Mühlbach mündete, gerade jetzt alle seine Kraft und Geschicklichkeit in Anspruch nahm.

Ernst aber, der in seiner Krankheit die schöne Weiblichkeit Annas wieder von ihrer gewinnendsten Seite kennen gelernt hatte, beschloß, nach seiner Wiederherstellung bei nächster Gelegenheit sich zu erklären und dadurch Annas unbewußte Neigung, die er sicher voraussetzte, ihr selbst zum Bewußtsein zu bringen. Mit freudig-bedächtiger Wahl hatte er den Geburtstag Annas, den ersten Juli, zum Tage seiner Erklärung bestimmt; und nicht ohne Wohlgefallen berechnete er, daß bis dahin der erste Band seines gelehrten Werkes, das Ergebnis jahrelangen Fleißes, die Presse würde verlassen haben. Das giebt so, dachte er, einen recht schönen Abschnitt in meinem Leben, die vollendete Arbeit findet gleich ihren Lohn.

Mit solchen Gedanken war es, daß er am Johannistage die Geliebte zu einem Nachmittagsspaziergang um den Teich aufforderte. Es war ein drückend heißer Tag gewesen; lange war kein Regen gefallen und dort am tiefen Teiche war die Luft immer am frischesten. Anna sagte gern zu, warf ihren Strohhut mit dem breiten Rande auf den Rücken, daß sie aussah wie eine Pilgerin, und sie schritten zum Gartenthor hinaus, durch die Felder auf den Teich zu.

„Es ist furchtbar schwül,“ sagte Anna stehenbleibend

— „und sieh, da über den Hügeln im Norden steigt ein Wetter auf.“ „Ich bin den ganzen Tag gesessen und möchte noch ein wenig Luft schöpfen,“ erwiderte Ernst, „wenn du aber meinst, das Wetter überrascht uns und dich fürchtest, so gehe ich allein.“ „O meinetwegen!“ lachte Anna. „Du weißt, ich habe die Gewitter lieb. Wenn du nicht das Naßwerden scheuest, laß uns nur weitergehen.“ Und so gingen die beiden etwa zehn Minuten, und hatten ein Sommerhäuschen auf einem der Hügel, die den Teich umgaben, erreicht: da sahen sie schon die roten Blitze häufiger aus dem schwergeballten Gewölke zucken, das der Wetterwind mit rasender Eile herantrieb. Und immer heller und knatternder folgte der Donner in immer kürzeren Zwischenpausen dem Strahl; schon fielen einzelne große Tropfen auf Annas Stirn und schon erhob sich zu ihren Füßen jener kreiselnde Staubwirbel, welcher der unmittelbare Vorbote des angekommenen Gewitters ist. „Das wird wirklich ein schweres Wetter,“ meinte Ernst — „wenn es nur nicht hagelt.“ „Komm,“ rief Anna mit lauter Stimme, um sich durch all das Geheul des Sturmes vernehmlich zu machen. „Laß uns unterstehen im Sommerhaus.“ — Und sie liefen rasch in das offene Häuschen, um von dessen Schwelle aus dem prächtigen Gewitter zuzusehen, das nun schon gewaltig über ihre Häupter dahinrollte. In Strömen schoß der Regen hernieder: bald flutete das lang entbehrte Wasser von allen Seiten den ziemlich steilen Hügel, auf dem sie standen, herunter nach dem großen Teich, der vom Sturme gepeitscht und vom Wolkenbruch geschwellt hohe, schäumende Wellen warf, indessen ihnen gegenüber der düstere Osterwald im Sturme die Wipfel seiner Tannen und Buchen heulend bog; Dunkelheit umhüllte sie, nur von den Blitzen manchmal grell unterbrochen.

„Was ist das?“ rief Anna plötzlich und wies nach dem Saume des Osterwaldes. Ernst blickte in der Richtung. „Ich sehe nichts,“ sagte er ruhig. — „Ich hab' es deutlich bei dem letzten Blitz gesehen: — eine Gestalt, ein Mensch! Ha, siehst du: — da ist es wieder: — es kommt näher! Es scheint zu fliegen! Um Gottes willen: es ist der Narr!“ „Ja, es ist der rote Fritz,“ sagte Ernst rasch und nicht ohne Unruhe. „Er läuft hierher: — fasse dich.“ Es war der Narr. In rasender Eile, mit tollen Sprüngen, rannte er, von dem Saume des Waldes her, über die Hügelplatte, auf das Sommerhaus zu. Er mußte eingesperrt gewesen sein und sich an dem langen weißen Leintuch herabgelassen haben, das er nun phantastisch um die Schultern geschlungen hatte; es wehte und flatterte wie zwei lange Flügel im Winde. In der Rechten trug er einen zweigabeligen Stock und so, den Kopf vorwärts gebeugt, die beiden Arme emporstreckend und hinter sich das weiße Tuch im Winde wallen lassend, jagte er immer näher heran. „O Gott, o Gott!“ rief Anna. „Er kömmt: — schließ' die Thür'.“ Ernst versuchte, die beiden Flügelthüren des Häusleins, die mit kleinen Ketten an der Wand befestigt waren, loszumachen; es gelang, er legte die Thüre zu, aber bevor er noch den Riegel vorschieben konnte, fühlte er einen starken Ruck von außen; auf sprang die Thür und vor der Schwelle stand, grell vom Blitz beleuchtet, der Narr; sein gellendes Lachen übertönte den Donnerschlag, der sein Erscheinen begleitete. Mit Entsetzen klammerte sich das Mädchen an Ernst und suchte sich zu verbergen.

„Was willst du hier, Fritz? Zurück!“ rief ihm Ernst mit Strenge zu. „Was ich suche, was ich will?“ schrie der Narr und strich mit beiden Händen das rote starrende Haar aus den Schläfen. „Die schöne Königstochter will

ich, meine Braut, meine Erlöserin! Heut' ist der Tag und dies ist die Stunde und ein Wetter ist kommen von Norden. Sie haben mich eingesperrt, auf daß ich die Stunde vergäße: — aber der Donner hat mich gerufen und der Blitz hat mir gewinkt und mein Vater hat mir den treuen Nordwind geschickt: der hat mich hierher getragen auf seinen Flügeln. O, ich sehe dich! — Verbirg dich nicht, schönste Prinzessin mit den goldenen Zöpfen! Der Wurm ist glühend, glühendheiß geworden in meinem Hirn: — er brennt und beißt wie nie zuvor; er weiß, heut' muß er sterben! Er thut zuletzt noch sein Ärgstes, aber bald bin ich erlöset durch deinen Kuß auf meinen Mund." Er streckte den Arm nach ihr aus, Ernst stieß ihn zurück, — Anna schauderte. Da rollte ein krachender Donner über sie hin. „Hörst du, mein Lieb," jauchzte der Narr, „wie sie jubeln oben in Windheim? Sie rufen uns, die Hochzeitsgäste sind da, alle da. Siehst du sie?" fuhr er fort, nach den schwarzen Wolken zeigend. „Den wilden Jäger und die Hexe vom Osterwald . . . und dort den Feuerriesen? Und unten am Teich steht mein geflügelter Wolf, auf dem wir einreiten in Windland: — siehst du, wie die Tannen ungeduldig ihre Köpfe schütteln? Geduld, wir kommen — wir kommen auf Flügeln! Die Windsbraut kommt."

Und er stürzte auf Anna. Ernst trat ihm einen Schritt entgegen: aber er war der wütenden Kraft des Wahnsinnigen nicht gewachsen; Fritz gab ihm einen Stoß auf die Brust, daß er taumelnd zu Boden stürzte. Anna schrie laut auf: — aber schon hatte der Narr ihre beiden Hände, in seiner Rechten zusammendrückend, gefaßt und mit gellendem Jauchzen rannte er mit ihr, sie halb schleifend, halb zerrend, in schwindelnder Eile den steilen Hügel hinunter gerade gegen den brausenden, tiefen Teich.

Schon bespülten die ausgetretenen Wellen ihre Knöchel, schon gab sich die halbbewußtlose Anna verloren, als aus der Schiffshütte, an der sie vorbei rannten, ein donnerndes Halt! an ihr Ohr schlug. Der Tolle stutzte und wandte sich, ohne jedoch Annas Hände fahren zu lassen; im nächsten Augenblick stand Frank, der, bei der Dammarbeit vom Gewitter überrascht, in der Hütte sich geborgen hatte, an ihrer Seite. Es war ein furchtbarer Augenblick. Frank konnte es nicht wagen, sofort den Narren anzugreifen, der Anna noch völlig in der Gewalt hatte. Er trat hart an ihn heran und vorsichtig jeder seiner Bewegungen folgend, herrschte er ihm zu: „Laß das Mädchen los! Augenblicklich!“ „Nein! Sie ist meine Braut!“ sagte Fritz, aber seine Stimme bebte, sein Auge blinzelte scheu und seitwärts nach Frank, einen Vorteil erspähend: — offenbar fühlte er sich gegenüber diesem Gegner nicht in der früheren Überlegenheit; er vermied Franks Auge. Dieser bemerkte das und rief: „Anna, sieh mich an!“ Mit unwillkürlicher Regung folgte auch der Narr diesem Gebot. Das hatte Frank gewollt: klar, ruhig und fest schaute er jetzt, ohne eine Miene zu verziehen in das unstet zuckende Auge des Wahnsinnigen, der zu zittern begann. Er fühlte, er habe seinen Meister gefunden; er war gebändigt von dem Ausdruck ruhiger Kraft, der in Franks festem Blicke lag. Sein Griff, mit dem er Annas Handgelenke umspannt hielt, wurde lockerer und er fragte mit dem Ton eines ertappten Schulknaben: „Aber, Herr, was hab' ich Euch denn gethan? Seht mich nur nicht so streng an!“ — „Laß das Mädchen los und . . . —“ Da fiel ein greller Blitzstrahl blendend in Franks Augen: er mußte sie einen Moment blinzend schließen. In diesem Einen Moment gewann der Tolle den tierischen Mut des Wahnsinns wieder.

Mit einem gellenden Schrei ließ er Annas Hände fahren, raffte ein kurzes Handbeil, das die Arbeiter hatten liegen lassen, vom Boden auf, sprang auf Frank los und schlug diesem eine tiefe Wunde in die linke Schulter gegen den Hals zu. Aber ehe er zum zweitenmal ausholen konnte, hatte ihm Frank die Waffe aus der Hand gerissen und sie sausend in alle Lüfte geschleudert. „Wart', du rote Katze, ich will dich lehren," rief er und faßte den Tollen mit beiden Armen um den Leib. „Lauf', Anna," rief er, „lauf' was du kannst, und rufe die Leute." Doch Anna lief nicht; furchtbares Entsetzen lähmte ihre Glieder: laut aufschreiend rief sie um Hilfe.

Zwischen den beiden hatte ein furchtbares Ringen begonnen. Frank, obwohl dem roten Fritz an Kraft überlegen, war durch seine Wunde bedeutend geschwächt und andrerseits gab dem Narren die Wut doppelte Stärke; eine Zeitlang schien Fritz die Oberhand zu behalten. Da gelang es Frank, seine rechte Hand loszuwinden: rasch fuhr er seinem Gegner an die Kehle und preßte sie so zusammen, daß Fritz ihn mit beiden Fäusten losließ und gleich darauf rücklings niederstürzte; Frank warf sich auf ihn und rief, indem er auf seine Brust kniete, Anna zu: „Jetzt schaff' aber Hilfe: — ich kann nicht mehr!"

Und zu rechter Zeit in der That kamen einige Arbeiter, die Annas Hilfeschrei herbeigeholt: kaum hatten sie den armen Fritz, der vor ohnmächtiger Wut schäumte, biß und kratzte, an Händen und Füßen gebunden, als Frank, von dem Blutverlust und dem Schmerz übermannt, zusammenbrach mit einem letzten Blick auf Anna.

Dieser Blick traf Annas tiefste Seele, „Frank, mein Lieber, mein Frank!" wehklagte sie — „er stirbt! — Ach, mein Frank!" Mit diesen Worten fiel sie ohnmächtig über ihn; Ernst, der, bleich und verstört, nun auch herbeigeeilt

war, mußte Anna ebenso wie seinen Bruder ohne Bewußtsein nach Hause zurücktragen lassen.

Das Gewitter war indessen vorübergebraust; würziger Odem stieg aus der Erde, die Vögel sangen freudig ihr Abendlied und über den lachenden Himmel war ein Regenbogen gespannt.

V.

Krisen.

Der eiligst aus der Stadt herbeigeholte Arzt erklärte Franks Wunde, namentlich bei der großen, durch den starken Blutverlust eingetretenen Schwäche für nicht unbedenklich. „Doch hoffe ich, wir reißen ihn durch," sagte er zu Anna, „wenn er gute Pflege hat."

„Die wird er haben," sprach Anna ruhig. Sowie sie wieder zu sich gekommen, schien ihr Wesen wie verwandelt; alle Aufregung, alles Entsetzen war verbannt· ihr ganzes Leben schien nur von dem einen Gedanken beherrscht: — Frank und seine Heilung. Sie war nur auf dies Ziel gerichtet; für alles andere schien sie abgestorben: auf Franks bleichen Zügen allein ruhten ihre Augen mit wunderbarem Ausdruck.

Franks erste Frage an den Arzt, der ihn bald aus seiner Betäubung gebracht hatte, war: „Wie geht es dem armen Fritz? Ist er in guten Händen? Er muß sehr leiden: sorgen Sie, daß er alles Nötige hat! Daß ich nicht sterben werde, weiß ich gewiß," setzte er mit eigentümlichem Ausdruck hinzu, — er hatte den letzten Blick und Ton Annas, ehe sein Bewußtsein schwand, noch erfaßt und in der langen

Betäubung nicht vergessen. „Ich muß und werde jetzt leben: aber sorgen Sie für den armen Tollen.“ Der Arzt beruhigte ihn.

Man durfte ihm, um die Aufregung zu vermeiden, erst nach einigen Tagen mitteilen, daß Fritz vom Augenblick seiner Überwältigung an in Krämpfe verfallen und nach einigen Stunden beim Dorfbader, zu dem man ihn gebracht hatte, gestorben war. Seine letzten Worte waren gewesen: „Nun fahr' ich gen Windheim und bin erlöst.“ Er hatte Recht gehabt, daß an jenem Tage der rote Wurm sterben und ihn nicht mehr quälen werde. —

Auf Ernst hatte das Ereignis furchtbaren Eindruck gemacht; seine geschwächten Nerven hielten den Stoß nicht ungeschädigt aus; er mußte einige Tage das Bett hüten. Die alte Gertraud pflegte ihn: denn Anna wich weder Nacht noch Tag von Franks Seite und widerlegte alle Ermahnungen des Arztes und der Freunde, sich zu schonen, mit einem eigentümlichen Lächeln, wogegen es keine Einrede gab. Sie pflegte ihn mit jener Sorgfalt, die nur ein Weib, ein liebendes Weib kennt: mehr noch als mit ihren hilfreichen Händen durch den Blick ihres Auges, durch den Ton ihrer Stimme, durch ihre Seele. —

Und wenn er oft gar zu dankbar ihre Hand drücken, wenn er sprechen wollte, wenn seine Züge eine gewisse Aufregung zeigten, dann legte sie lächelnd und sanft einen Zeigefinger auf seine Lippen, strich ihm das Haar aus der Stirne und sagte nur das eine Wort: „Warten!“ — Dann kamen ihm wohl die Thränen in die Augen, aber er schmiegte sich selig in die Kissen und flüsterte für sich: „Warten.“ —

Und so gedieh er denn und genas unter ihren Händen so glücklich und leicht wie ihre Blumen: an ihrem Geburtstag schon erklärte ihn der Arzt außer aller Gefahr,

dank der guten Pflege, wie er sagte. Am Tage darauf durfte Frank aufstehen und sich ans Fenster setzen, wo die helle Nachmittagssonne freundlich durch den grünen Vorhang auf das Gesimse schien. Anna saß ihm gegenüber und las ihm vor: und als er ihr sagte, es sei ihm lieber, sie lese nicht und sehe ihn nur so stille an, da that sie ihm den Willen und sah ihn nur so stille an. —

Ein paar Tage später durfte er schon an ihrem Arme durch den Garten gehen im warmen Sonnenschein und bald auch weiter in die Felder, nach den Arbeiten zu sehen, die er auch jetzt nicht aus den Gedanken verlor; aber immer an ihrem Arm schritt er: das — sagte er, — habe der Arzt als besonders heilsam verordnet.

Wenn auch unter den dreien die Veranlassung jenes Vorfalls nie besprochen wurde, vielmehr mit dem Leichnam des armen Fritz für immer begraben schien, wenn auch kein Wort des Vorwurfs einerseits, der Entschuldigung anderseits gewechselt wurde, so blieben doch die Wirkungen des Ereignisses dieselben.

Ernst fühlte sich gegen den Verstorbenen wie gegen die Lebenden im schweren Unrecht, das dadurch, daß es ihm niemand vorhielt, nicht leichter wurde. Diese nicht ausgesprochene Verzeihungsbedürftigkeit peinigte ihn sehr. Mit Schmerzen hatte er Annas Geburtstag vorübergehen sehen; — wie anders war alles geworden, wie unmöglich sein für jenen Tag bestimmtes Vorhaben! Und nun diese Genesung, diese einsamen Spaziergänge der beiden, die von jenem Schrecken her nur die schöne Nachwirkung innigster Dankbarkeit empfanden! Er fühlte sich durch eine unwillkürliche Scheu von den beiden Glücklichen fern gehalten und verbrachte seine Tage freudlos über seinen Büchern. Ja, es stieg ihm zum erstenmal die Besorgnis auf, daß ihm Anna doch nicht so sicher und verbrieft

sei, wie das Testament des Vaters: er fürchtete jetzt die Möglichkeit, Anna zu verlieren, an die glücklichere Natur seines Bruders zu verlieren. Ein bitteres Gefühl der Eifersucht, das einen Augenblick in ihm aufstieg, war zwar ebenso rasch von seinem edlen und starken Willen unterdrückt: allein erst jetzt, da er Anna einzubüßen fürchten mußte, erkannte er, wie so lieb sie seiner Seele geworden war. Nicht mit glühender Leidenschaft, aber mit all der innigen Idealität, deren er fähig war, hatte er das reine Geschöpf umschlossen gehalten: sie war die weiche poetische Erquickung seines mühevollen Gedankenstrebens, sie war das einzige Band gewesen, das ihn an das rosige Leben, an die menschliche Freude geknüpft hatte: — war sie verloren, so stand er allein und tot unter seinen toten Begriffen, unter seiner blutlosen Gelehrsamkeit. Er bereute es nun mit bitteren Qualen, durch seine lange Saumsal ein Glück, das er nur hätte fassen dürfen, vielleicht für immer verscherzt zu haben; er dachte an jene Winterabende, da diese junge Seele noch so ganz, so ungeteilt an ihm gehangen hatte, da er vielleicht mit einem Wort zu rechter Zeit sie hätte gewinnen mögen — und wenn er dies dachte, dann wurde ihm sehr, sehr wehe! Er beklagte seine lehrhafte Bedächtigkeit, er beklagte, daß ihm die gelehrte Gewöhnung jenes natürliche Leben, jene unmittelbaren Antriebe entzogen habe, vermöge deren er sein Los so viel freudiger hätte gestalten können. Aber er konnte niemand beschuldigen als sich selbst: — nicht jene beiden helleren Naturen, die sich unwillkürlich gefunden.

„Aber haben sie sich denn gefunden?" dachte er weiter. „Ist sie denn wirklich schon mir verloren? Verdiene ich sie nicht so gut, nicht mehr vielleicht als jener fröhliche Junge? war es nicht der Wille des Vaters? Habe ich nicht Verdienste um ihren Geist, Rechte an ihre Seele?

Ich will doch noch nichts aufgeben, ehe ich es verloren sehe. Ich will mich erklären: vielleicht ist es noch Zeit und diese Annäherung der beiden beruht doch nur auf Dankbarkeit."

Jedoch nur selten dachte er so mutig; seine Natur scheute einen harten, entscheidenden Entschluß: er liebte es, wenn ihm die Dinge von selbst zuwuchsen, ohne daß er sie handelnd zu zwingen brauchte. Und zudem sagte ihm ein banges Vorgefühl, so oft er Anna betrachtete, leise, daß sie für ihn verloren sei: was sollte er sich seinen Verlust selbst schmerzlich, unwiderleglich zur Erfahrung bringen? Und doch besorgte er dann wieder, daß jeder Tag der Zögerung, wenn ihm heute noch etwa Hoffnung bliebe, diese morgen rauben könne. Es war eine qualvolle Zeit für den armen Philosophen! —

Da erhielt er eines Tages einen Brief aus der Residenz von seinem Freund, dem Professor Konrad, dermaligem Rektor der Universität daselbst, der ihm in den ehrenvollsten Worten die allgemeine Bewunderung aussprach, die der erste Band seines „Systems der Sittenlehre" in der gelehrten Welt sich erwerbe, und ihm eröffnete, daß es nur bei ihm stehe, die erledigte Professur der Philosophie an ihrer Hochschule zu gewinnen: doch müsse er sich in drei Tagen erklären, da die Zeit dränge.

Auch dieser Brief brachte Ernst viel Zweifel und Sorge. Einerseits gedachte er getreu des letzten Wunsches seines Vaters, daß die Brüder beisammen in Goldenau wohnen sollten, Ernst insbesondere dem Treiben in der Hauptstadt fern bleiben möge: konnte er diesem geheiligten Willen entgegenhandeln? Aber andererseits war ja dieser Wunsch mit dem anderen, den der Vater bezüglich Annas gehegt, in Zusammenhang gestanden: und niemals würde dieser, hätte er gewußt, wie die Dinge geworden, ihn verurteilt

haben, der Zuschauer des Liebesglückes dieses Paares zu werden. Dieser Gedankengang führte ihn zu folgendem Ergebnis: „wird Anna mein, so bleibe ich mit ihr nach des Vaters Willen in Goldenau und schlage die Professur aus: — wird Anna nicht die Meine, so ist gerade die Professur der ehrenvollste Ausweg aus einer unseligen Stellung. Aber in drei Tagen soll ich mich über die Professur entscheiden: — in drei Tagen also muß auch Anna entschieden haben!“ Und er beschloß, den nächsten Tag sich dem Mädchen zu erklären.

Als er an diesem Tag erwachte, fiel es ihm schwer aufs Herz, wie ein Vorgefühl seines Unglücks. Er verschob den Schritt von Stunde zu Stunde bis in den Abend: er wartete den Jupiter am Himmel ab, der ihm stets ein lieber Stern gewesen war. — Es ist lange Tag im sonnigen Juli. — Endlich wurde der Himmel dunkel, der Jupiter ging auf.

Ernst sah zum Himmel hinauf, schritt langsam aus seiner Thür und suchte Anna in ihrem Zimmer. Das Zimmer war leer; leise ging er hinunter, sie im Garten zu suchen.

Es war eine laue, warme Sommernacht: das Jahr stand in seiner Fülle; in schweigender Üppigkeit strotzten alle Pflanzen. Er wandte sich nach Annas Lieblingsplatz im Garten, einer Geißblattlaube unter einem großen, alten Apfelbaum, dessen mächtiger Stamm die eine Wand bildete. Als er näher trat, vernahm er flüsternde Stimmen aus der Laube: es waren Franks und Annas Stimmen. Sein Herz klopfte laut: er mußte sich an das Geländer des Springbrunnens lehnen. — Er blieb stehen und lauschte.

„Meine süße, liebe Anna! Mein süßes Lieb! Ist es denn wahr? Ist es denn möglich? Ich begreife es noch nicht!“ — „Und ich würd' es nicht mehr begreifen,

wie es anders sein könnte!“ — „Du liebst mich und bist mein? Ach, wie verdien' ich das? Aber sag' nur, wie das kommen ist? Wußtest du denn, wie lieb ich dich habe?“ — „Ja, seit dem Maifest wußte ich es wohl. Weißt du noch —, die Nachtigall? Sie hat doch recht gehabt. Oh, ich habe dich schon viel früher lieb gehabt und hab's nicht gewußt! Und dann hab ich dich gequält, nicht wahr? Und bin dir ausgewichen? Aber sieh, ich konnte nicht anders: mir war so scheu ums Herz und ich schämte mich vor den Leuten. Aber als ich dein Blut fließen sah, da drüben am Teich: da war es aus mit der Scheu, da konnt' ich mich nicht mehr halten.“ — „Du liebes Mädle! Oh, wenn du dort im Krankenzimmer so herzig gesagt hast, ‚Warten‘, da hab' ich die Stunde im voraus empfunden, die jetzt kommen ist. Du bist ein süßes, liebes Ding! Aber was werden die Leut' sagen und Ernst? Wie wird der es aufnehmen?“ — „Ernst? O, der Gute, der wird sich freuen!“ — „So? Meinst du nicht, er wird eifersüchtig? Es ist mir doch manchmal vorgekommen, als ob... —“ — „Der? Eifersüchtig? Oh, da irrst du dich: der weiß nichts von Lieb' und Liebesschmerzen. Hat er mir doch selber gesagt, daß er nichts hält auf die Rosen des Herzens, — der sucht nur die Sterne des Wissens.“ — „Horch: — was war das?“ — „Nichts: — nur der Springbrunnen dort hat gerauscht.“

Es war aber Ernst gewesen; der hatte schwer geseufzt und sich vor die Stirn geschlagen. — „Ich weiß genug,“ sprach er leise vor sich hin. „Sie ahnt nichts: auch er nicht: und sie sollen auch nichts ahnen, — niemals.“ Und leise ging er aus dem Garten hinauf in sein Zimmer; und eine dunkle Wolke zog über den Jupiter. In dieser Nacht rang ein starker Geist gewaltig mit einem reichen Herzen: und der Geist blieb Sieger. Es kam dem Philo-

sophen nun zu statten, daß er seine Gedanken gestählt und zu geistigem Ringen geübt hatte: nach manchem unruhigen Gang durchs Zimmer verbrannte er unter Thränen die Nachschrift zum väterlichen Testamente samt dem Brief „an meine liebe Tochter Anna", dessen Siegel also nur die Gluten lösen sollten, welche die Schrift verzehrten. Er blickte zu dem Bilde des Verstorbenen empor, als die Flamme die geliebte Schrift zerstörte: „Du hast es schön gemeint, Vater," sprach er zu dem Bilde hinauf — „aber es sollte nicht sein!"

Und noch ein paar Gänge durchs Zimmer und dann las er sich selbst die schönsten Stellen aus der Schrift des Boëthius: „über die Tröstungen der Philosophie" laut vor. Da schlug die Dorfuhr Mitternacht; er hörte die beiden aus dem Garten in das Haus kommen, er hörte sie scheiden und in ihre Schlafzimmer gehen. — Auch Ernst warf sich aufs Bett, aber kein Schlaf senkte sich diese Nacht auf alle drei: sie wachten in Wonnen und er in bitteren Schmerzen. —

Am andern Morgen ließ Ernst den alten Bernhard anspannen und seinen gepackten Koffer auf den Wagen tragen. Dann trat er in das Wohnzimmer, wo Frank und Anna Hand in Hand saßen, ihn zum Frühstück erwartend: — er ging lächelnd auf sie zu und reichte Anna einen Strauß von Rosen. Aber er hatte ihn ungeschickt gebunden und sie fielen alle auseinander.

„Verzeiht, Jungfrau Braut" . . . Anna errötete und Frank sprang auf — „Verzeiht, ich verstehe mich schlecht auf Blumen: ich — ich wünsche euch beiden herzlich Glück." „Bruder," rief Frank, — „woher weißt du?" „Ich suchte euch gestern Abend, weil ich — euch etwas mitzuteilen hatte und da hab' ich euer Laubhüttenfest belauscht. Übrigens hab' ich es längst geahnt; noch einmal Glück und Segen, ihr Guten!" Seine Stimme zitterte nicht; sein Ton war

heiter und da seine Augen Morgens nicht selten gerötet waren, so merkten die beiden nicht, daß er die Nacht geweint hatte; — auch waren sie viel zu sehr mit der eigenen Freude beschäftigt, um fremde Schmerzen zu entdecken.

Und nun teilte er ihnen rasch den Brief des Rektors mit und seinen darauf gefaßten Entschluß, die Professur anzunehmen, widerlegte ihre liebevollen Bitten, die ihn zurückhalten wollten, mit triftigen Gründen und nach kurzem, innigem Abschied rollte sein Wagen davon. — Er sah Annas weißes Tuch ihm Lebewohl winken, er warf noch einen Blick auf Haus und Garten, dann legte er sich zurück in die Kissen des Wagens und zerdrückte die letzten, die bittersten Thränen. —

Niemand merkte und erfuhr jemals den Kampf und die Schmerzen, die er bestanden, und lächelnd sagte Anna zu ihrem Geliebten, indem sie die Rosen Ernsts sorgfältig ins Wasser stellte: „Siehst du, daß ich gestern recht hatte? Der gute Ernst! Schön, daß mein erstes Brautgeschenk aus seiner Hand kommt!" „Ja, du hast immer recht und bist so klug als du schön bist," sagte Frank und küßte sie und selig gingen die Brautleute hinab, ihr Glück dem Gesinde zu verkünden.

VI.

Ausklang.

Zehn Jahre später schrieb Ernst von Goldenau aus an seinen Freund und Kollegen Konrad in der Stadt: „So sitze ich denn wieder in Goldenau, wo ich alle Freizeiten zubringe. Es ist mir noch immer eine Heimat und unlösbar

ans Herz gewachsen: rührend ist mir der Rückblick auf die Vergangenheit, aber nicht mehr schmerzlich. Es liegt ein wunderbarer Segen in der Zeit; sie macht nicht nur ruhiger, sie macht auch unparteiischer und läßt uns die Dinge klarer würdigen.

Du weißt es — du allein, nur dir hab' ich mich vertraut — mit welch' blutendem Herzen ich damals in der Stadt ankam. Du weißt, wieviel ich gelitten. Und doch, wenn ich jetzt alles erwäge, sehe ich ein, es ist besser so, wie es gekommen. Denn wenn ich hier umherschaue, sehe ich eine solche Fülle von Glück um mich her aus allen Gesichtern, aus allen Zuständen mich anlachen, sehe ich eine so gedeihliche, gesund fröhliche Welt, wie ich sie mit Anna nimmermehr gleich ergiebig zuwegegebracht hätte; und es wäre Schade, wenn auf der freudenarmen Erde nicht dieses Stück von eitel lachender Glückseligkeit läge, das Frank und Anna auf Goldenau geschaffen.

Frank ist ein gar hoch ansehnlicher Herr geworden. Er hat unser Besitztum durch Geschick, Fleiß und Glück fast auf das doppelte gebracht; er ist Landrat, Vorstand unzähliger landwirtschaftlicher Vereine, Inhaber von ein paar Dutzend Preismedaillen für Bodenverbesserung, Wiesenkultur und Viehzucht und dabei in allen seinen Würden noch immer der alte, ewig junge, fröhliche Gesell. — —

Hier hat mich der junge Erbprinz von Goldenau unterbrochen, der neunjährige Ernst, mein Pate. Er muß mit mir zu seinem herzlichen Leidwesen den Cornelius Nepos lesen. Denn der arme Junge soll durchaus studieren nach Frau Annas Wunsch. Zur Belohnung, wenn er ein Kapitel ohne Fehler analysiert hat, darf er mit seinem Vater ausreiten in die Felder. Meine heimliche Überzeugung ist, daß der Junge viel zu gescheit ist, um ein Gelehrter zu werden. Das bleibt aber unter uns, Herr Collega!

Mein Liebling jedoch ist die kleine sechsjährige Anna, die letztgeborne, die mit ihren blonden Zöpfen und blauen Augen, mit Stimme und Bewegung so ganz das Jugendbild ihrer Mutter ist, daß ich manchmal mein Herz auf dem entfernten Versuch ertappe, sich in das Kind zu verlieben. Da sie mit mir nicht Cornelius Nepos lesen muß, sondern ich ihrem Vater nach Kräften helfe, sie zu verziehen, so hat sie mich ganz unbeschreiblich lieb.

Anna ist als Frau noch schöner, denn sie als Mädchen war. Sie ist gar voll und stattlich geworden: und doch liegt die alte Lieblichkeit auf ihren wohlwollenden Zügen; sie sieht aus wie eine jugendliche Demeter, wie sie Apelles gemalt haben soll. Sie Hand in Hand mit ihren Kindern Frank durch die Kornfelder entgegenwandeln sehen, das ist ein herzerquicklicher Anblick. Kurz — alles ist hier im Gedeihen und sonnig zu sehen. Ich habe vor, nach ein paar Jahren mich wieder ganz hierher zurückzuziehen — denn hic mihi angulus terrarum praeter omnes ridet! Die Luft und die Ruhe und das ganze Wesen hier thun mir gar zu wohl. Nun noch einige Aufträge. Du weißt, daß ich, seit Frau Gertraud gestorben ist, den alten Bernhard zu mir in Dienst genommen habe. Wir hausen still und gut zusammen: nur ist er mir nicht ordentlich genug, besonders mit den Büchern! Thu' mir nur den Gefallen in meine Wohnung zu gehen und dem Alten einzuschärfen, — nochmals: es war freilich mein letztes Wort an ihn gewesen! — daß er alle Morgen die Bücher an den Wänden sorgfältig säubere. Wenn die Zimmer auch nicht bewohnt sind, Staub sammelt sich doch immer; und mich beunruhigt es hier in der Ferne, weiß ich zu Hause nicht alles reinlich bestellt. Endlich, nimm, bitte bei der Gelegenheit gleich die jüngsten Werke über Sittenlehre aus meiner Bibliothek — sie stehen im kleinen Wandschrank rechts beisammen — und

schicke sie mir heraus. Denn ich werde wohl noch ein paar Monate hier bleiben und den fünften und letzten Band hier zu Ende schreiben, dabei muß ich aber nun gegen einige Ultra-Idealisten, unter andern auch gegen Kant, gewaltig zu Felde ziehen. Sie scheinen mir nämlich bisher fast alle in der Lehre vom Sittlichen zu viel Gewicht auf das Bewußte gelegt, den unwillkürlichen, unbewußten Antrieben der natürlichen Menschenanlage zu wenig Recht eingeräumt zu haben; mir ist klar geworden, daß für ein gedeihliches Leben auf die angeborene, gesunde Natur mehr ankommt, als wir Herren vom Katheder bisher meist anerkannt haben. —

Ich muß schließen; die kleine Anna ruft mir zu, die Mutter werde sehr böse, wenn ich die Suppe kalt werden lasse, und da muß ich wohl folgen . . . Du siehst, man kann unter dem Pantoffel stehen, und dabei nicht einmal das Vergnügen haben, zu empfinden, daß es der Pantoffel der eigenen Frau ist.

So leb denn wohl!

Dein getreuer Ernst."

„Bhüat Gott
auf die längere Zeit.“

I.

Der Herr Lieutenant von Baumhart im königlichen ersten bayerischen Jägerbataillon zu München und sein Bursche, der Gürtler-Franz von der Fraueninsel im Chiemsee, waren — sozusagen — gute Freunde. Das will heißen: als der Herr Lieutenant noch ein Bub' war wie ein andrer auch, hatten seine Eltern Jahr um Jahr viele Wochen der herbstlichen Freizeit auf jenem poesievollen Lindeneiland verbracht und der junge Herr hatte beim Fischen — mit der Grundangel auf der „Hachel" — und bei nicht immer ganz jagdpolizeilichem Jagen auf Stockenten am „Ganszipfel" jeden Herbst den Gürtler-Franzl als besten Gehilfen, Genossen, Mitschuldigen und so denn als Freund gewonnen und erprobt.

Wie lustig war's, nach erfolgreichem Fischfang mit dem Senknetz, sich vom Ostwind heimtreiben zu lassen an das Ufer beim Gürtlerhäusel, das, von Kletterrosen und anderm Gerank anmutig umhegt, von den aus dem See gefischten steinernen Bildsäulen des heiligen Petrus und Paulus bewacht wird: — wie es Freund Scheffel so reizvoll beschrieben hat.

Aber auch ernstere Erlebnisse verbanden die beiden Heranwachsenden. Als der Franzl sich beim Besteigen des Hochfelln beinahe „derfalln" hätte, sprang der junge Theodor rasch bei, warf sich auf die Erde, reichte beide Arme hinab und zog ihn herauf mit äußerster Gefahr,

von dem Schwereren hinabgerissen zu werden. Und als im nächsten Jahr der rasende Südwest den Einbaum der beiden Knaben in das Geklipp von Chieming trieb und der Herr Theodor, da sein Ruder brach, kopfüber in den weißgrün schäumenden Gischt hinausstürzte, da warf sich der Franzl ohne Besinnen nach in die tobende Flut, haschte den Versinkenden und half ihm wieder in den Kahn. So waren sie quitt, vorläufig.

Allmählich waren nun aus den Buben junge Leute geworden: aber die alte Freundschaft blieb unverändert und auch als der Franzl in die Kompagnie des Herrn Lieutenants eintrat, seine drei Jahre abzudienen, dauerte unter den nun durch Stellung wie durch Bildung so scharf Getrennten doch eine Art von Kameradschaft fort: — wenigstens unter vier Augen; mußte auch der Offizier, wahrlich nicht aus Hochmut, nur um der Disziplin willen, streng darauf sehen, daß in Gegenwart Dritter jedes Zeichen solcher Vertraulichkeit unterblieb.

Dem guten Franzl ward es freilich nie ganz klar, weshalb der „Thedi", der, wann sie allein waren, selbstverständlich ihn duzte und sich duzen ließ, so zornig ward, falls sein Bursche dies auch in Gegenwart anderer Offiziere oder Soldaten fortsetzte; und noch ärger war ihm, daß der Thedi dann auch ihn mit „Sie" anredete; oft drehte er sich hierbei um und sah, wer denn eigentlich damit gemeint sei. Auch das „Zu Befehl, Herr Lieutenant" statt des altgewohnten „Ja, ja, da feit si nix"[1]) ging ihm schwer ein, dem Franzl. Und noch manch andere chiemgauische Redewendung kam ihm nicht aus der Übung.

Eines Abends hatte der Herr Lientenant seine beste Uniform angezogen und sich sorgfältig vor dem Spiegel

[1]) Da fehlt sich nichts.

das braune Haar gescheitelt. Der Franzl stand dabei, machte ein verschmitztes Gesicht und reichte ihm nun den Säbel zum Umschnallen.

„Bhüt dich Gott, Franzl. Und wenn jemand nach mir frägt, so sag nur, ich sei bei . ."

„Dem Herrn General von Hanberg und Familie."

„Woher weißt du das?" fragte der Offizier verwundert.

„A mei, Thedi! Dumm bin i scho Aber so dumm, daß i dös nit mirk, so dumm san mer do nit auf der Insel."

„Wieso? Was moanst? . . . was willst du damit sagen?" verbesserte sich der Lieutenant, ein wenig rot im Gesicht.

„Geh, g'stell di do nit so, Herr Leitnampt. Schau, alleweil, bal's di gar so schö scheitelst, nacher gehst zu den saubern Generalstöchterl mit de schena blau'n Augn und die gelben Haar. Is a schön's Dirndl. G'wiß is wahr. Und bal's zu der gehst, nacha bhüat di Gott auf die längere Zeit!"

Jetzt sehr erhitzt im Gesicht, fuhr der Herr den Burschen an: „Franz, du sakrischer Kerl, i sag dir, ich rate Ihnen, daß Sie sich wie viele andre unpassende Reden auch dies verfluchte ‚bhüat Gott auf die längere Zeit' abgewöhnen. Es ist das höchst unpassend für Sie und mir gegenüber."

„A mei, Herr Thedi. Das d'jetzt a so sagst! Es hört's ja koa Mensch da! Und auf der Hachel hamm mer . . ."

„Wir sind nicht auf der Hachel! Und schau, Franzl," schloß er gutherzig, „wenn du dir's nicht abgewöhnst, wann wir allein sind, kannst du's auch vor andern nicht lassen. Und das geht doch nicht. Sixt es denn gar nit ein?"

„Ja, ja, dös sich i scho. Da feit si nix . . ."

„‚Zu Befehl‘, mußt du sagen. Erst neulich hat's der Herr Hauptmann gehört, wie du du zu mir gesagt hast, und hat mich gescholten, daß ich's leide, und dir Arrest gedroht. Also nimm dich zusammen!“

„Ja, ja, is ja recht. Feit si . . . Zu Befehl, Herr Leitnampt.“

II.

Lange waren die drei Dienstjahre des Franzl um. Er hatte geraume Zeit auf der Insel dem Vater geholfen beim Fischen, ja zuletzt dem alten Mann, dem die Gicht in den Beinen und in den Händen stak, die Arbeit ganz abgenommen: die im See und die zu Land in der Feldwies, wo das Gürtlerhaus ein paar saure Wiesen besaß.

Aber soviel Zeit ließ Fischen und Mähen dem Franzl doch, daß er gar oft am Abend in das Metzgerhäusl in Hoamgarten ging und dort am Herdfeuer seine alten Netze flickte, während die nußbraune Metzger-Nanni neben der alten Basen am Spinnrocken saß.

Und wenn die Waben[1]) manchmal in die Kuchl ging, nach der magern Brennsuppen für das Nachtmahl zu sehen, und wieder hereinkam, dann war es sonderbar, daß weder der Flachswocken am Spinnrad kleiner, noch das Loch im Senknetz schmaler geworden war: wohl aber hatte die Nanndl einen Kopf so rot wie die Nelke hinter ihrem Ohr.

Aber einmal an einem schwülen Julinachmittag kam der Franzl zu ganz ungewohnter Stunde an das Metzger-

[1]) Walpurga.

haus gelaufen und schrie laut — gegen seine sonstige Weise: — „Nanndl! Waben! Metzger! Gschwind geht's außi. Gschwind!"

Und als die drei Gerufenen hastig und erschrocken auf der Steintreppe, die zur Hausthür hinanführt, erschienen, sprang der Bub', seinen Stock und sein Packl, das er zusammengeschnürt hatte, fallen lassend, die Stufen alle mit Einem Satz hinan, packte die Nanndl mit beiden Händen an beiden Wangen und küßte sie dreimal rasch nacheinander auf den Mund: — zum sprachlosen Erstaunen ihres Vaters, und allerdings zu geringerem der Waben.

„Ja, Franzl, hat di der Teifi?" [1]) grollte der Alte.

„Wird scho so sein, Metzger. Krieg is, der Napoleon, der Sakraschwanz, hat angfangt. Eingrufn sam mer alle samm. Alls muaß fort, auf Mincka [2]). Das Dampfschiff... hörst es? Da pfeift's scho. Woaß Gott, i muaß lafn. Aber — i hab's do der Nanndl sagen müassen. Und dir a, Metzger, bal i g'sund hoam kimm, na wirt glei gheirat. Jetzt, Nanndl, bhüat di Gott auf die längere Zeit!"

III.

Auf dem Bahnhof zu München war alles voll von Soldaten; auch Civilisten drängten heran, soweit es die rings aufgestellten Posten verstatteten, die Einschiffung des Regiments mit anzusehen, scheidenden Freunden noch einmal die Hand zu drücken: — manchem wohl zum letztenmal.

---

[1]) Hat dich der Teufel?

[2]) München.

Mit frohem Mut, mit lautem Hurra sprangen die letzten Schützen in die Wagen, die sich nach grellem langen Pfiff der Lokomotive schon langsam in Bewegung setzten: die Zurückbleibenden schwenkten die Tücher: die Soldaten winkten mit den Händen aus den offenen Wagenfenstern: endlich rollte der gewaltige Zug davon.

„No," rief da ziemlich wehmütig der Franzl, „jetzt, Minckaner Stadt, — jetzt bhüat di Gott auf die längere . . ."

„Wollen Sie wohl das dumme Gerede lassen, Gefreiter," grollte die barsche Stimme des Hauptmanns. „Sie machen ja die Leute abergläubisch. Maul halten!"

„Siehst du, Franzl," mahnte der Lieutenant. „Ich hab' dir's immer gesagt. Jetzt versprich mir, daß du das Wort nicht mehr brauchst. Versprich's. Gieb mer d' Hand drauf!"

„No, meintwegen, da feit si . . . zu Befehl, Herr Leitnampt."

IV.

Sechs Wochen später war's — am 1. September. Heiß tobte der Häuserkampf in Bazeilles.

Zum drittenmal besetzten die Ersten Jäger das Eckhaus gegenüber der Kirche: zweimal hatten sie's schon genommen, zweimal wieder räumen müssen, um nicht von der mit Übermacht vorstoßenden Infanterie des Generals von Wimpfen, der hier seinen letzten Durchbruchsversuch machte und die Bayern in die Maas werfen wollte, abgeschnitten und gefangen zu werden.

Jetzt — es war mittags 11 Uhr — brachen die stark gelichteten blauen Scharen wieder von dem Garten

der Villa Beurmann vor, auf den offenen Platz vor der Kirche: sie stürzten in das blitzende und donnernde Verderben hinein: der dunkle Qualm des brennenden Hauses, der hellweiße des Pulvers wogten durcheinander, man sah oft nicht zwei Schritt weit.

Krachend schlugen der Franzl und ein anderer Jäger die Thür des Eckhauses mit den Kolben ein, an ihnen vorüber sprang der Lieutenant mit geschwungenem Säbel als der erste über die Schwelle: kein französischer Soldat war in dem Hausgang sichtbar; nur zwei Civilisten, der eine im schwarzen Rock, der andere in der blauen Bluse standen links und rechts in den Thüren der beiden Vorderzimmer des Erdgeschosses.

„Pardon, Herr Offizier," riefen beide in ihrer Landessprache. „Harmlose Bürger und ohne Waffen. Es ist nicht ein französischer Soldat in dem Hause."

Aber im selben Augenblick fiel von oben, von der Treppenbiegung her, ein Schuß: die blaue Uniform eines Marinesoldaten ward sichtbar da oben.

Der Lieutenant wandte den Civilisten den Rücken und sprang eine Stufe hinan. „Ergebt euch da oben!" rief er. „Das Haus ist genommen."

Er beugte sich vor, die unverständliche Antwort, die herunter scholl, deutlicher zu vernehmen.

Da holte der Blusenmann leise aus der Brustfalte eine Pistole und hielt sie dicht hinter den Kopf des Offiziers.

„Schaug auf, Thedi!" schrie der Franzl, sprang vor und stieß dem Blaukittel das Bajonett in die Brust.

Aber im selben Augenblick schoß der andere Civilist aus einem verborgen gehaltenen Revolver dem Franzl in die Schläfe . . . Der Lieutenant stach den Meuchler nieder; dann kniete er neben Franzl, während die Jäger die Treppe hinaufstürmten und dort die Soldaten gefangen nahmen.

„Franzl," rief der Offizier, „Franzl! Wo — wo bist du verwundet?"

„Da," — sprach der Sterbende — auf den Kopf deutend. „Es is aus! — Bals d' hoam kimmst, grüß die Nanndl — im — Metzgerhaus — und jetzt — bhüat Gott auf die längere Zeit!"